# Kursbuch

Rowohlt · Berlin · Dezember 1990 · Heft 102 · DM 13 · A20281F

## *Mehr Europa*

*Timothy Garton Ash*, Jalta und zurück
*Krisztina Koenen*, Fauler Frieden
*György Konrád*, Die Wiedergeburt Europas
*Richard Wagner*, Mythendämmerung
*Martin Pollack*, Der Sog des Vergangenen
*György Dalos*, Nach dem Weltuntergang
*István Eörsi*, Ungarische Verdrängungen
*Lenke Szilágyi*, Transsylvanische Bilder
*Marcin Król*, Die polnische Identität
*Jan Tabor*, Eine tschechische Komödie
*Hans-Georg Behr*, Wiener Wirrungen
*Ivo Banac*, Die Nationalitätenfalle
*Rüdiger Wischenbart*, Wunder von Laibach
*Renée Zucker*, Marktplatz Berlin

*extra:*
*Tilman Spengler*, Lenins Hirn II

Kursbuch
Begründet von Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

## 102 Mehr Europa — Dezember 1990

*Timothy Garton Ash*, Einmal Jalta und zurück 1
*Krisztina Koenen*, Prinzipienloser Frieden. Über das Osteuropabild der Westdeutschen 12
*György Konrád*, Die Melancholie der Wiedergeburt 25
*Richard Wagner*, Mythendämmerung 45
*Martin Pollack*, Zurück in die Vergangenheit. Der Nationalitätenhader im verschwindenden Osteuropa 54
*György Dalos*, Ungarn – ein Jahr nach dem Weltuntergang 65
*István Eörsi*, Vom Loch in der Tasche des Lügners. Ungarische Verdrängungen 75
*Lenke Szilágyi*, Neues aus Transsylvanien 91
*Marcin Król*, Neues Vaterland oder Vaterland der Enterbten? Die Krise der polnischen Identität 99
*Jan Tabor*, Die Bat'a-Welt. Eine tschechische Komödie 117
*Hans-Georg Behr*, Wiener Wirrungen 139
*Ivo Banac*, Die Nationalitätenfalle 147
*Rüdiger Wischenbart*, Das Wunder von Bubach 167
*Renée Zucker*, Marktplatz Berlin 179

*extra:*
*Tilman Spengler*, Lenins Hirn. Zweite Folge 189

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: ....

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 10, im Einzelverkauf DM 13. Verlag: Rowohlt · Berlin GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030–342 00 11. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler.
Anzeigenverwaltung: Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030–261 1865, Fax: 030–261 1869.
Copyright © 1990 Rowohlt · Berlin GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
Gesamtherstellung Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen
ISBN 3 87134 1010
ISSN 0023-5652
Beilagen: Ammann Verlag (Teilbeilage), Verlag Freies Geistesleben (Teilbeilage), »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Kühl Verlag/Kommune (Teilbeilage)

# Timothy Garton Ash
# Einmal Jalta und zurück

1. Als Präsident Mitterrand 1981 seine Empörung über die Ausrufung des Kriegsrechts in Polen zum Ausdruck bringen wollte, sagte er: »Alles, was uns hilft, Jalta zu verlassen *(sortir de Yalta)*, ist gut ...« Weniger häufig wird das Ende dieses Satzes zitiert: »... sofern wir niemals unsere Wünsche mit der heutigen Realität verwechseln«.[1] Als Zbigniew Brzezinski über die Vereinigten Staaten und die Europäische Frage schrieb, wählte er den Titel »Die Zukunft von Jalta«.[2] Doch ebenso prominent war der Begriff »Jalta« im oppositionellen Denken Ostmitteleuropas, für gewöhnlich in den Formen »post-Jalta« oder »anti-Jalta«.

Man mag sich fragen, weshalb ausgerechnet Jalta, nicht Potsdam, nicht Teheran und eben auch weder »Hitler« noch »Stalin« zum gesamteuropäischen Symbol für die Teilung wurde. Man mag weiter fragen, in welcher Beziehung Jalta – die Konferenz vom 4. bis 11. Februar 1945 auf der Krim – zu »Jalta« steht. Beide Fragen bedürften einer ausführlicheren Abhandlung. Doch selbst ein kurzer Blick in die Annalen der Geschichte macht deutlich, daß »Jalta« eine drastisch irreführende Verkürzung der Ergebnisse eines langen historischen Prozesses ist, dessen Anfänge zumindest bis August 1914 zurückverfolgt werden müssen und der bis zum August 1961, als die Teilung in den Fundamenten der Berliner Mauer zementiert wurde, noch nicht abgeschlossen war. Sowohl der »Europäische Bürgerkrieg« oder »Dreißigjährige Krieg« von 1914 bis 1945 als auch der Kalte Krieg sind wesentliche Bestandteile dieser Geschichte.

In den Debatten der achtziger Jahre tauchte diese Geschichte als Mythos wieder auf. Die westeuropäischen Sozialdemokraten unterstrichen ihre Argumente für eine Entspannungspolitik mit der Behauptung, der Kalte Krieg habe sich ausschließlich negativ ausgewirkt. Daß der Westen bei »Jalta« versagt habe, behaupteten andererseits vor allem die amerikanischen neokonservativen Kritiker der Entspannung. Selbst professionelle Historiker – deren politische Klinge für gewöhnlich aus explizit oder implizit gestellten »wenn«-Fragen (»was wäre geschehen, wenn ...?«) oder im Sondieren angeblich »verpaßter Gelegenheiten« bestand – vertraten die unterschiedlich-

sten politischen Richtungen. Man denke an die amerikanisch-»revisionistische« Historiographie des Kalten Krieges aus der Ära nach Vietnam oder an das Buch von Rolf Steininger mit dem bezeichnenden Titel *Eine vertane Chance*[3] über Stalins Offerte vom März 1952, Deutschland im Gegenzug für eine deutsche Neutralität wiederzuvereinigen: Da fällt es schwer, zu sagen, wo Geschichtsschreibung endet und Politik beginnt.

Ein weit verbreiteter Trugschluß jener politisierten wenn-Geschichtsschreibung war die stillschweigende Projektion bestimmter Bedingungen der Gegenwart auf die Vergangenheit. Ein klassisches Beispiel dafür liefert wiederum Rolf Steininger, der in der Zusammenfassung seines Buches eine Umfrage aus dem Jahr 1984 in der Bundesrepublik zitiert, derzufolge 53 Prozent der Befragten eine Wiedervereinigung in einem blockfreien Deutschland bevorzugten: »Einem Deutschland«, schreibt Steininger, »wie es Stalin 1952 angeboten hat«.[4] Als sei jenes Westdeutschland, dem Stalin sein Angebot machte, dasselbe Westdeutschland wie 1984 gewesen – wohlhabend, stabil, erfahren in Demokratie, eingebettet in zahllosen nicht-militärischen westlichen Bündnissen und Kooperationen.

Wer die vermeintlichen Alternativen der vierziger unf fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts genau unter die Lupe nimmt, muß zu dem Schluß kommen, daß es unter unserer Sonne nichts Neues gibt. Es ist verblüffend, wie viele Argumente der achtziger Jahre bereits in früheren Jahren in der einen oder anderen Form vorweggenommen wurden – häufig sogar wesentlich überzeugender und präziser. Mit einem Seitenhieb auf die Amnesie der Washingtoner Institutionen schrieb John Lewis Gaddis 1981, daß »Debatten über die Zukunft der Eindämmungspolitik nur wenig mehr zu sein scheinen als eine Wiederauflage derer, die vor drei Jahrzehnten zwischen George Kennan und Paul Nitze geführt worden sind«.[5] *Mutatis mutandis* könnte man das gleiche über die europäischen Debatten zum Thema Blockfreiheit sagen.

Als ein christdemokratisches Mitglied des Bundestages, Bernhard Friedmann, 1987 mit dem Vorschlag auftauchte, die deutsche Frage auf die Abrüstungs-Agenda der Supermächte zu setzen, explodierte Wilhelm Grewe, einer der erfahrensten ehemaligen westdeutschen Botschafter, in einem Brief an die *Frankfurter Allgemeine:* »Wie soll man sich erklären, daß ein aktiver, zu einem konkreten Vorstoß entschlossener Politiker Überlegungen, Fragestellungen, Vorschläge zu Papier bringt, ohne zu bemerken, daß alles, aber auch alles, was er sagt, schon unzählige Male gesagt, geschrieben, verkündet, bezweifelt, beantwortet – und vorerst als irreal, utopisch, nichtpraktikabel stillschweigend wieder beiseite gelegt worden ist?«[6]

Natürlich können wir hier nicht alle »Wenns« der Geschichte unter die

Lupe nehmen. Doch es ist wichtig, sich der Fragen zu erinnern, die der Kurzbegriff »Jalta« aufwirft. Selbst wenn man entdeckte, daß es tatsächlich keine wirklich »verpaßten Gelegenheiten« gegeben hat, daß die Teilung Europas bereits 1945 so unvermeidlich war wie manch anderes in der Menschheitsgeschichte, bliebe es dennoch eine Tatsache, daß die Art und Weise, in der diese Teilung zwischen 1945 und 1961 vollzogen, besiegelt und anerkannt wurde, unvermeidlich auch die Art und Weise bestimmt hat, mit der diese Teilung in der Folge betrachtet worden ist.

2. »Die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten haben immer darauf bestanden«, sagte der amerikanische Außenminister George Shultz 1985 vor einer Reise durch Osteuropa, »daß die Teilung Europas künstlich, widernatürlich und widerrechtlich ist.«[7] Eine eher fragwürdige historische Behauptung. Es hat nach 1945 Zeiten gegeben, in denen das »Bestehen« der Vereinigten Staaten auf diesem Punkt sehr viel weniger vernehmlich war; und de Gaulle insistierte mehr als Kritiker denn als Verbündeter der Vereinigten Staaten auf einem Europa »vom Atlantik bis zum Ural«. Reduziert man jedoch die Bedeutung von »immer« auf »seit einigen Jahren« – was einer allgemein üblichen Bedeutung von »immer« in der Politik entspricht –, dann kommt diese Behauptung den Tatsachen schon näher. Unterschiedliche Versionen dieser Formel gehörten zur gängigen westlichen Rhetorik. Aber was in aller Welt hatten sie zu bedeuten?
Wenn die Teilung Europas »widernatürlich« war, was wäre dann Europas natürliche Gestalt gewesen? Die Einheit? Wenn ja, in welcher Form? Oder sollte das plausibler heißen, daß diese spezielle Teilung nur im Vergleich mit anderen vorangegangenen oder vermeintlichen Formen der Teilung widernatürlich war? Zum Beispiel im Vergleich mit der »Westfälischen« Teilung, der »Wiener« Teilung, der »Versailler« Teilung, der Teilung in multinationale Reiche oder in souveräne Nationalstaaten? Doch selbst wenn letzteres damit gemeint war, muß man immer noch sagen, daß Europa bisher noch niemals »natürlich« war.
Zwar mögen ein Pole, ein Ungar, ein Tscheche, ein Deutscher oder ein Amerikaner aus tiefster Seele der Behauptung zustimmen, daß die Teilung Europas »widernatürlich« ist, aber ein jeder von ihnen verstünde darunter etwas anderes. Für einen älteren Deutschen mag die Teilung der deutschen Nation in mehr als einen Staat widernatürlich gewesen sein. Ein jüngerer Deutscher hingegen könnte die Anwesenheit amerikanischer und sowjetischer Nuklearwaffen im Herzen Europas als das »Widernatürlichste« empfinden. Für einen Polen, Tschechen oder Ungarn hätte diese Behauptung eine Variante oder Kombination des Folgenden bedeutet: »Widernatürlich«

war, daß ihm als Individuum, seiner Gesellschaft und/oder seiner Nation bestimmte Rechte, Freiheiten, Möglichkeiten und/oder jene Macht aberkannt worden waren, die Individuen, Gesellschaften und Nationen *anderswo* (hauptsächlich »im Westen«, was nichts anderes heißt als in Westeuropa und Nordamerika) genossen, und/oder die seine Mitbürger, seine Gesellschaft und seine Nation – zumindest seiner tiefsten Überzeugung nach – *in der Vergangenheit* bereits genossen haben. Für diese Position gab es also zwei wesentliche Bezugspunkte: der wirkliche oder imaginierte heutige Westen einerseits und die wirkliche oder imaginierte Vergangenheit andererseits. Unterschiedliche Menschen hätten unterschiedliche Aspekte hervorgehoben und unterschiedliche Vokabulare benutzt. Ein polnischer Bekannter hätte die traditionelle Vorstellung des romantischen Nationalismus herangezogen, ein anderer die Konzepte Hegels. Ein ungarischer Freund hätte von der Verletzung der individuellen Menschen- und Bürgerrechte gesprochen, wie sie im anglo-amerikanischen politischen Denken definiert sind, und das Modell für eine natürliche und wahrhaft europäische Ordnung in der (West-)Europäischen Gemeinschaft gefunden. Ein anderer hätte darauf bestanden, daß Europa mit dem Vertrag von Trianon seine natürliche Gestalt verloren hatte.[8]

Historisch unterschied sich diese Teilung Europas – 1961 mit dem Bau der Berliner Mauer besiegelt und 1989 mit dem Fall der Berliner Mauer beendet – vor allem durch ihre historische Willkür, ihre Absolutheit, die ungleichen Rollen der teilweise außereuropäischen atomaren Großmächte und die Kongruenz der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Unterschiede. Die historische Willkür: Viele Grenzlinien der europäischen Geschichte waren willkürlich gezogen worden, doch keine willkürlicher als die Grenzen, die Europa, Deutschland und Berlin trennten. Die Absolutheit: Grenzen haben schon immer die Völker Europas getrennt, aber keine Grenze in der modernen europäischen Geschichte hat Völker derart vollständig voneinander getrennt wie der eiserne Vorhang an seinen unüberwindlichsten Stellen. Die Mobilität der Völker zwischen Ost- und Westeuropa hatte zwar infolge der größeren Durchlässigkeit des eisernen Vorhangs zugenommen, doch gemessen an der Mobilität der Völker innerhalb jeder Hälfte Europas war sie sehr klein geblieben.

International war die Position der west- und osteuropäischen Staaten nur insofern gleich, als sie ihre Sicherheit »ihrer« atomaren Großmacht überantworteten. Darüber hinaus aber glich sich nichts. Frankreich und England hatten ihre eigenen Atomwaffen; kein osteuropäischer Staat besaß sie. Osteuropäische Staaten hingen von ihrem unmittelbaren kontinentalen Nachbarn ab; westeuropäische Staaten hingen von einer Weltmacht ab, die meh-

rere tausend Kilometer Ozeans von ihnen entfernt war. Vor allem aber: Die NATO verteidigte westeuropäische Staaten gegen eine reale oder imaginierte sowjetische Gefahr; der Warschauer Pakt verteidigte osteuropäische Staaten gegen eine reale oder imaginierte westliche Gefahr, aber vor allem gegen ihre eigenen Völker.

Die Bevölkerung Westeuropas war insgesamt größer als die der Vereinigten Staaten; alle osteuropäischen Staaten zusammengenommen verfügten über weniger als die Hälfte der Bevölkerung der Sowjetunion. Das gesamte Bruttosozialprodukt Westeuropas belief sich auf ca. 70 Prozent des Bruttosozialprodukts der Vereinigten Staaten; Osteuropas gesamtes Bruttosozialprodukt machte nur ca. 40 Prozent des Bruttosozialprodukts der Sowjetunion aus. Experten behaupten, daß das, was die Sowjetunion den osteuropäischen Wirtschaften im ersten Jahrzehnt nach 1945 *entnommen* hatte, in etwa dem entsprach, was die Vereinigten Staaten durch den Marshall-Plan den westlichen Wirtschaften *zugeführt* hatten. Auch der Comecon und die Europäische Gemeinschaft blieben ungleich. Ersterer schloß eine Großmacht mit ein, letztere nicht. Die EG entwickelte sich zunehmend zum gemeinsamen Markt. Der Comecon war es zu keiner Zeit.

Die meisten osteuropäischen Staaten waren ärmer, als es die meisten westeuropäischen Staaten vor dem Krieg gewesen waren. Die meisten osteuropäischen Staaten waren ärmer, als es die meisten westeuropäischen Staaten zu Beginn der achtziger Jahre waren. Trotz unbestreitbarer industrieller Entwicklungen in Osteuropa nach dem Krieg hatte sich die *relative* wirtschaftliche Position der meisten dieser Länder gegenüber Westeuropa nicht wesentlich verbessert. In einigen Fällen – bemerkenswert vor allem in der DDR – hatte sie sich tatsächlich verschlechtert, und in allen Fällen drohte sie sich ständig weiter zu verschlechtern. Die wirtschaftliche Kluft zwischen Ost und West in Europa wurde besonders im Alltäglichen deutlich, beispielsweise beim Besitz von Privatwagen oder Telefonanschlüssen.

Aber auch die innere Ordnung der europäischen Staaten entwickelte sich ungleich. Als Stalin starb, waren sich die osteuropäischen Staaten eindeutig ähnlicher und sowohl untereinander als auch mit der »schützenden« Großmacht enger verbunden (zumindest formal) als die Länder des westlichen Europas. Während sich jedoch die osteuropäischen Staaten seither stetig voneinander entfernten, schlossen sich die westeuropäischen Staaten zunehmend zusammen. Zu Beginn der achtziger Jahre waren fast alle Staaten Westeuropas miteinander verbunden oder eng assoziiert – in einer historisch nie dagewesenen Form der Europäischen Gemeinschaft, derentwegen sie freiwillig Teile ihrer jeweiligen Souveränität aufgegeben hatten. Während einige von ihnen die längste Zeit der Nachkriegsperiode Diktaturen

gewesen waren (Spanien, Portugal, Griechenland), waren sie nun alle freiheitliche (oder »bürgerliche« oder »kapitalistische«) Demokratien. Ihre inneren politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Systeme waren sich ähnlich und in zunehmendem Maße noch mehr voneinander abhängig, als es in ihren innenpolitischen Debatten zum Ausdruck kam. Und im gleichen Maße, in dem sie nun wirtschaftlich und politisch voneinander abhängig wurden, wurden sie von den Vereinigten Staaten unabhängig. Die einzige – doch beträchtliche – Ausnahme von dieser Regel blieb der Verteidigungsbereich.

Im Gegensatz dazu hatten sich die osteuropäischen Staaten nicht nur vom sowjetischen Modell, sondern auch voneinander entfernt. Obschon sich ihre politischen Systeme auf dem Papier noch immer glichen, wurden ihre realen innenpolitischen und wirtschaftlichen Strukturen in der Praxis zunehmend unterschiedlicher, komplexer und schwieriger zu analysieren oder einzuordnen. Nicht ein einziger Terminus – »Totalitarismus«, »Autoritarismus«, »Staatskapitalismus«, »real existierender Sozialismus« – war noch angemessen, um diese Unterschiedlichkeit und Komplexität zu kennzeichnen. Mit Verweis auf William Empson könnte man die osteuropäischen Staaten in den achtziger Jahren als »sieben Doppeldeutigkeiten« beschreiben. Wo westeuropäische Staaten freiwillig Anteile ihrer Souveränität der Europäischen Gemeinschaft untergeordnet haben, da haben die osteuropäischen Staaten versucht, wenigstens einen Teil ihrer Souveränität, die sie in den vierziger und fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts unfreiwillig aufgeben mußten, zurückzugewinnen. Und obwohl sie in hohem Maße wirtschaftlich voneinander abhängig waren, haben sie aus der Not keine Tugend gemacht. Im Gegensatz zu Westeuropa haben sie es nicht fertiggebracht, durch eigene inter-regionale, bi- und multilaterale Zusammenschlüsse die Abhängigkeit von ihrer »Schutz«-Großmacht individuell oder kollektiv, wirtschaftlich oder politisch zu lockern.

Noch weniger klar lagen die Dinge im Bereich von Kultur und Gesellschaft. Hatte es denn jemals so etwas wie eine »osteuropäische Gesellschaft« gegeben? Hatte die Gesellschaft der DDR mehr mit der polnischen Gesellschaft gemein als mit der westdeutschen? Oder die Gesellschaft Ungarns mehr mit Rumänien als mit Österreich? Gab es irgendeine Berechtigung, von einem Individuum zu sagen, es sei »ein Osteuropäer« im Gegensatz zu einem »Westeuropäer«? Als tschechische, ungarische und polnische Intellektuelle in den frühen achtziger Jahren eine kulturhistorische Wiederbelebung der Idee von »Mitteleuropa« initiierten, war es gerade ihr Ziel gewesen, diese vereinfachenden Dichotomien in Frage zu stellen.

Dennoch, trotz all dieser Komplexitäten und Unterschiede und trotz der

relativen Annäherungen über die Jahre, bestand selbst in den achtziger Jahren noch immer die eine große Trennungslinie. Jeder normale Reisende in die eine oder andere Richtung konnte das bestätigen. Es gab eine »osteuropäische« und eine »westeuropäische« Wirklichkeit. Und man spürte sie, sobald man die Grenzen überschritt. Selbst wer den eisernen Vorhang mit seinem Stacheldraht und den Wachhunden nicht mit eigenen Augen sah, der erlebte, vom Westen kommend, die strengeren Grenzkontrollen, die politisch bestimmten Importauflagen, den Zwangsumtausch der harten Währung. Und hinter der Grenze gab es Hunderte Aspekte des täglichen Lebens, große wie kleine – die vielen Formulare auf billigem Papier, das Schlangestehen, die Zeitungen, jener unverwechselbare Geruch in der Luft –, die zeigten, daß Budapest noch immer Warschau oder sogar Bukarest mehr ähnelte als Wien. Und diese Tatsache wurde noch um ein Vielfaches deutlicher, wenn man nicht nur durch politische Betrachtungen oder durch Erfahrungen mit Behörden in das Alltagsleben eintauchte, sondern an Arbeitsplätzen, in Krankenhäusern, Schulen oder an Universitäten.

Historisch gesehen war die Kongruenz der militärischen, politischen, wirtschaftlichen, ideologischen, kulturellen und sozialen Unterschiede das Bemerkenswerteste an dieser Trennungslinie. Nach dem Augsburger Frieden hieß in Mitteleuropa die Regel: *cuius regio, eius religio*. Doch unter »Jalta« bedeutete sie weit mehr als nur *religio*. Niemals zuvor war so viel aus so wenig entstanden. Wer zufällig am unteren Ende der Friedrichstraße in Berlin Mitte lebte, der hatte eine freiheitliche Demokratie, die NATO, die Europäische Gemeinschaft, die Costa del Sol, den Volkswagen und MacDonald's.[9] Sein Bruder, der nur drei Ecken weiter in dieser Straße lebte, hatte den Kommunismus, den Warschauer Pakt, den Comecon, das Schwarze Meer, den Trabant und Soljanka.[10]

Mit zwei abschließenden Bemerkungen zur Demographie und zur Geographie möchte ich die hier skizzierte Landkarte vervollständigen. In diesem geteilten Europa waren Staaten, ethnische Nationen und Gruppen deckungsgleicher als in jedem vorangegangenen. Die Deutschen waren in zwei Staaten geteilt, und weitere Millionen waren in ganz Osteuropa versprengt. Die Tschechoslowakei war eine Föderation der Tschechen und Slowaken. Es lebte eine große ungarische Minderheit in Rumänien, der Tschechoslowakei und Jugoslawien. Juden, Sinti und Roma waren Bürger fast aller osteuropäischen Staaten. Doch verglichen mit der kaleidoskopischen ethnischen Landkarte Mittel- und Osteuropas vor dem Krieg war die des jetzigen Osteuropas (westlich der sowjetischen Grenzen) relativ homogen. Ernest Gellner schrieb einmal, daß es nun eher einem Gemälde Modiglianis als

Kokoschkas glich. Dieser Wandel und die Art, in der er vollzogen worden war – durch Massenmord, brutale Deportation oder menschenunwürdige Flucht von aber-Millionen von Menschen –, ist ein wesentliches Charakteristikum der »Jalta«-Landkarte von Europa.
Bei der Darstellung Europas als gespalten in zwei »Hälften einer großen Trennung« darf eine wichtige Unterkategorie dieser Trennung nicht verschwiegen werden. Ohne in den undurchdringlichen Dschungel der kulturhistorischen Argumente eindringen zu wollen – wo liegen die östlichen Grenzen Europas, ist Rußland ein Teil Europas, wo beginnt und endet das historische »Mitteleuropa«? –, sollten wir hier zumindest anmerken, daß es wichtige Teile der Sowjetunion gab (beispielsweise die Baltischen Republiken), die historisch wie kulturell zu Europa gehört hatten. Diese Teile Europas, oder Elemente des »Europäertums« innerhalb der Sowjetunion, waren jedoch in einer anderen politischen Position als beispielsweise Ungarn oder die Tschechoslowakei. Ihre fundamentalen Bedürfnisse mögen die gleichen gewesen sein, ihre Möglichkeiten, sie zu realisieren, nicht. Für die Zeit bis 1989 muß von der »Sowjetunion« als dem Einen und von »Osteuropa« als dem Anderen gesprochen werden. Dieses politische »Osteuropa« könnte mit jenen Teilen des historischen Mittel-, Ost-Mittel- und Südost-Europas umschrieben werden, die in den vierziger und fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts als Parteistaaten nach sowjetischem Modell organisiert worden waren, deren Souveränität begrenzt war und die durch öffentliche und geheime Arrangements eng mit der Sowjetunion verbunden sowie in Comecon und Warschauer Pakt eingebettet waren.
Nochmals zusammengefaßt heißt diese Definition der »Jalta«-Teilung Europas: Sie unterschied sich von vorangegangenen Teilungen Europas durch ihre historische Willkür, ihre Absolutheit, die ungleichen Rollen der teilweise außereuropäischen atomaren Großmächte und die Kongruenz der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Unterschiede.

3. Was würde die »Überwindung« dieser Teilung bedeuten? Was, um emotionalere Begriffe zu gebrauchen, sollte man unter »Restauration«, »Wiedervereinigung« oder »Genesung« Europas verstehen? Offensichtlich gab es darauf die unterschiedlichsten Antworten. Einige amerikanische Politiker vermittelten den Eindruck, die Genesung Europas bedeute im wesentlichen, den Kommunismus in Osteuropa aufzulösen und gleichzeitig die NATO in Westeuropa zu bewahren. Sowjetische Politiker schlugen das genaue Gegenteil vor: die NATO in Westeuropa aufzulösen und den Kommunismus in Osteuropa zu bewahren.

Die Strategien zur Überwindung der Teilung setzten sich eindeutig aus einem außenpolitischen und einem innenpolitischen Aspekt zusammen. Der außenpolitische Aspekt, der die Beziehungen zwischen West- und Osteuropa betraf, hatte zwei wesentliche Dimensionen. Erstens: es gab die Beziehungen zwischen westlichen und östlichen Staaten, vielleicht auch noch die zwischen westlichen und östlichen Staatenbündnissen, wie zwischen Europäischer Gemeinschaft und Comecon. Zweitens: es gab die Beziehungen zwischen Menschen: Reisemöglichkeiten, Emigration, Familienzusammenführung, kulturellen, akademischen, kommerziellen oder technologischen Austausch usw.

Der innenpolitische Aspekt betraf die Beziehungen innerhalb der beiden »Hälften«, von denen gesagt werden könnte, daß sie zwei *doppelte* Dimensionen hatten. Erstens: es gab die Beziehungen von Staaten (a) zu ihrer atomaren Großmacht und (b) untereinander, mit entsprechenden – und auf den ersten Blick widersprüchlichen – Zielsetzungen für eine »Genesung«: für (a) die Wiederherstellung voller nationaler Souveränität und (b) die Unter- oder Einordnung der nationalen Souveränität in eine (West-, Mittel- oder Gesamt-)Europäische Gemeinschaft. Zweitens: es gab die Beziehungen der Staaten zu Gesellschaften und Individuen, innerhalb derer die Zielsetzungen höchstens als umfassende Achtung der Menschen- und Bürgerrechte und der sozialen und/oder nationalen Selbstbestimmung konstatiert (doch auf welche Weise definiert?) werden können.

Selbst wenn die meisten Teilnehmer an den Debatten der achtziger Jahre die grundlegenden Begriffe dieses groben Abrisses – dieser Agenda sozusagen – akzeptierten, würden sie doch sehr unterschiedliche Schwerpunkte setzen; und auch die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Punkten dieser Agenda würden radikal unterschiedlich bewertet werden. So war es zum Beispiel einer der heißest diskutierten Punkte, wieviele und welche Veränderungen in Westeuropa vonnöten wären gegenüber wievielen und welchen in Osteuropa, und was die kausalen Zusammenhänge zwischen den einen und den anderen wären. Mit wenigen Ausnahmen waren selbst diejenigen, die eine tiefgehende Symmetrie zwischen der Situation West- und Osteuropas im Hinblick auf ihre jeweiligen »Blöcke« sahen, bereit zu sagen, daß diese Beziehungen – ungeachtet dessen, wie unvollkommen die Beziehungen zwischen Staaten und Gesellschaften in Westeuropa auch sein mögen – in Osteuropa schlechter waren (einige sagten »in ihrem Ausmaß«, andere »in ihrer Art«) und daß es daher, milde ausgedrückt, mehr Bedarf an Veränderung in Osteuropa als in Westeuropa gab.

Viele Politiker und Kommentatoren in Westeuropa beharrten jedoch darauf, daß die Position der westeuropäischen Staaten gegenüber den Vereinig-

ten Staaten in wichtigen Aspekten der Position der osteuropäischen Staaten gegenüber der Sowjetunion vergleichbar war; daß die osteuropäischen Staaten umso unabhängiger von der Sowjetunion werden könnten, je unabhängiger die westeuropäischen Staaten von den Vereinigten Staaten würden, und daß diese Staaten, indem sie unabhängiger wären, auch eher dazu imstande wären, die Bedürfnisse ihrer Gesellschaften nach mehr Freiheit, Achtung der Menschenrechte, Kontakten zu Westeuropa usw. zu befriedigen, und somit innenpolitisch wie außenpolitisch »Europa restaurieren« könnten. Natürlich tauchte dieses Argument in unterschiedlichen Varianten auf, angefangen bei der übertriebenen und kraß deterministischen Version, die in den frühen achtziger Jahren von der Friedensbewegung und den Grünen offeriert wurde, bis hin zur vorsichtigen und staatsmännischen Version von Helmut Schmidt.

Unabhängige Intellektuelle und Oppositionsaktivisten in Ostmitteleuropa argumentieren vom anderen Ende der Geschichte aus. Osteuropäische Staaten, sagten sie, könnten nur dann autonome, selbstbewußte und friedliche Partner Westeuropas sein, wenn sie sich auf die Unterstützung ihrer eigenen Gesellschaften verlassen könnten. Je weniger diese Staaten von ihrer eigenen Bevölkerung getragen würden, desto mehr würden sie sich von der Sowjetunion abhängig machen müssen. Und mit der Unterstützung ihrer eigenen Gesellschaften könnten sie nur rechnen, wenn sie mehr Respekt für die Menschenrechte und die Bedürfnisse der Menschen zeigten.

Da diese Debatte eher unter dem Motto »Frieden« als unter dem der »europäischen Einigung« geführt wurde, sagten diese unabhängigen Stimmen auch: Europa habe seit 1945 nicht in Frieden gelebt – es herrsche nichts weiter als der Status des nicht-Krieges –, denn die Länder Osteuropas hätten nicht jene Art von »innerem Frieden« gekannt, den die westeuropäischen Staaten im großen und ganzen genossen. Staaten, die nicht in Frieden mit ihren eigenen Gesellschaften lebten, könnten auch nicht in Frieden mit ihren Nachbarn leben. Wenn westeuropäische Friedensaktivisten behaupteten, daß »Frieden« – und damit meinten sie an erster Stelle die Abrüstung in Westeuropa – mehr Achtung der Menschenrechte in Osteuropa bringen würde, so antworteten die osteuropäischen Oppositionsaktivisten darauf, daß nur die Achtung der Menschenrechte in Osteuropa jene realen Bedingungen des europäischen Friedens herbeiführen könnte, unter denen eine Abrüstung für Westeuropa auch sicher wäre.

Diese gegensätzlichen Positionen reflektierten unterschiedliche Analysen, aber auch unterschiedliche Interessen. Doch die Kontroverse illustriert sehr gut den Mangel an neutralen oder gemeinsamen Definitionen. Selbst nach einer einverständlichen Diagnose können Ärzte bekanntlich ganz unter-

schiedliche Therapien empfehlen. In unserem Fall gab es jedoch weder eine einverständliche Diagnose der Krankheit noch eine gemeinsame Definition von Gesundheit.

*Aus dem Englischen von Yvonne Badal*

*Anmerkungen*

1 *Le Monde*, 2. Januar 1982.
2 Zbigniew Brzezinski, »The Future of Yalta«, in *Foreign Affairs*, Bd. 63, Nr. 2, Winter 1984/85, S. 279-302.
3 Rolf Steininger, *Eine vertane Chance: Die Stalin-Note vom 10. März und die Wiedervereinigung*, Bonn 1985.
4 Ibid. S. 128.
5 John Lewis Gaddis, *Strategies of Containment: A Critical Appraisal of Postwar American National Security Policy*, Oxford 1982, S. 354.
6 Leserbrief unter der Überschrift »Alte Hüte in wolkiger Drapierung«, *FAZ*, 5. Juni 1987.
7 John M. Goshko, *International Herald Tribune*, 9. September 1985.
8 Der Vertrag von Trianon im Jahre 1920 mit den Hauptakteuren Woodrow Wilson, Clemenceau und Lloyd George, Teil der Friedensverhandlungen nach dem Krieg, entzog Ungarn mehr als zwei Drittel seiner Territorien von vor 1914, inklusive der Slowakei, die daraufhin Teil der Tschechoslowakei wurde, Siebenbürgens, das an Rumänien ging, und Kroatiens, das Teil des neuen Jugoslawien wurde. Siehe dazu auch die Beiträge von Martin Pollack und Ivo Banac in diesem Heft, S. 54 und S. 147.
9 Formal gesehen, war Westberlin natürlich nicht Teil der NATO, aber die Westberliner waren de facto genauso – wenn nicht mehr – abhängig von der NATO wie die übrigen Westdeutschen.
10 Für zukünftige Generationen sollte vielleicht festgehalten werden, daß Soljanka die DDR-Version einer ukrainischen Bauernsuppe war.

# Krisztina Koenen
# Prinzipienloser Frieden

## Über das Osteuropabild der Westdeutschen

Soweit ich zurückdenken kann, fühlten wir Osteuropäer uns vom Westen beleidigt, verraten und verkauft. Nicht nur die Emigranten, die bekanntlich nichts Besseres zu tun hatten, als an ihren jeweiligen heimatlichen Regierungen rumzunörgeln, war das doch schließlich die Legitimation für ihre Fahnenflucht. Oppositionelle gleich welcher Richtung in den kleineren Ländern Osteuropas quittierten die Berichterstattung vor allem der westdeutschen Zeitungen mit verständnislosem Kopfschütteln. Daß es sich in den Berichten und Reportagen um dasselbe Land handeln sollte wie das, in dem sie lebten, wollten sie nicht glauben. Damit kein Mißverständnis aufkommt: Die Vorwürfe, das Beleidigtsein galten nicht einer bestimmten politischen Richtung, sie galten schlicht allen. Niemand verstand uns, niemand wollte uns verstehen, auf jeden Fall nicht in der Öffentlichkeit. Daß man mit den Konservativen immer noch mehr anfangen konnte als mit den Linken, hatte natürlich gute Gründe.

Ungarn beispielsweise fanden alle »irgendwie« gut. Da gab es keinen Unterschied, ob der Berichterstatter Joachim Jauer oder Erich Rathfelder hieß. Während der *taz*-Korrespondent entzückt über das ungarische Müsli und das wachsende ökologische Bewußtsein im reformerischen Musterländle berichtete (daß es sich dabei um eines der meistverseuchten Länder Europas handelte, störte ihn nicht im geringsten), feierten die seriöseren Berichterstatter von *Spiegel* bis *Frankfurter Rundschau* die Erfolge der ungarischen Wirtschaftsreform, von der – ihnen wohlbekannten – Tatsache unberührt, daß Ungarn schon seit 1985 das meistverschuldete Ostblockland überhaupt war. Der in einheimischen Intellektuellenkreisen verhaßte Kulturpatriarch György Aczél bekam zu seinem siebzigsten Geburtstag in einer der größten Tageszeitungen eine Laudatio, wie sie damals keine ungarische Zeitung mehr zu drucken gewagt hätte. Von den Lobhudeleien auf Gyula Horn und Miklós Németh, die sich durch die Grenzöffnung vor allem in den Augen von BRD-Politikern verdient gemacht haben, will ich hier gar nicht sprechen. Nicht einmal H. M. Enzensberger, der scharfsichtig wie sonst kaum einer die schrecklichen Risse durch die ungarische Gesellschaft zu einer Zeit

beobachtet und beschrieben hatte, als das alles andere als »in« war, selbst er konnte nicht umhin, ihnen den Glorienschein der »Helden des Übergangs« zu verpassen. Wir dagegen sahen in ihnen nur Männer, die sich zu dieser Heldentat entschlossen hatten, weil ihnen gar nichts anderes übrigblieb. Was hätten sie denn, wenige Wochen vor den ungarischen Wahlen, schon jeden gesellschaftlichen Rückhalts verlustig, tun können? Mehrere zehntausend Menschen mit Polizeigewalt in die DDR verfrachten? Mit ihnen die ungarischen Gefängnisse füllen? Oder was sonst?

Zugegeben, Ungarn ist ein Sonderfall, worauf wir noch zu sprechen kommen werden. Aber was war mit Polen? Ging man mit diesem Land anders um? Mitnichten. Es war im Dezember 1981, daß ich die *Frankfurter Rundschau* das letzte Mal gelesen habe. Damals stand dort in einem Kommentar auf der Seite drei sinngemäß, ich kann mich noch gut daran erinnern, daß am Putsch des Generals Jaruzelski letzten Endes die aufmüpfigen Polen selbst schuld seien, denn wären sie etwas vorsichtiger ans Rebellieren gegangen – wozu man ihnen schließlich oft genug geraten hatte –, wäre ihnen dieses Unheil erspart geblieben. Oder Afghanistan: Während die sowjetischen Truppen dortselbst noch munter am Völkermorden waren, aber zum Schein, weil die Angelegenheit allmählich zu kostspielig und verlustreich zu werden begann, Verhandlungen mit den Mujahedin einleiteten, schrieb mein Lieblingskommentator in der *taz*, nun wäre es ja Zeit, daß der afghanische Widerstand zur Besinnung käme und die zu Frieden und Versöhnung ausgestreckte Rechte der Russen ergriffe. Ich, wir alle haben sie gehaßt, diese Korrespondenten und Kommentatoren, und hatten das Gefühl, von lauter rücksichtslosen Egoisten umgeben zu sein, die uns aus irgendeinem verborgenen Grund die Freiheiten, die sie selbst hatten, nicht gönnen wollten. Und das war auch so.

Warum hat man etwas gut gefunden, was man im eigenen Land niemals geduldet hätte? Diese Frage mußte man sich als Osteuropäer früher oder später stellen. Meine persönlichen Antworten waren zunächst recht diffus, ich vermutete individuelle Niedertracht, Herablassung und Ignoranz oder auch schlichte Dummheit als niedere Beweggründe. In einem Reisebericht über Ungarn beschuldigte ich im *Pflasterstrand* im Jahre 1986 den armen Viktor Meier (Korrespondent der *FAZ*), er würde immer nur im Budapester Caféhaus Gerbeaud auf dem Vörösmarty-Platz sitzen und Martini (?) trinken, statt sich um die Sorgen und Nöte der Volksmassen zu kümmern. Das war ungerecht und kurzsichtig, es hätte nicht sein sollen. Denn es ging nicht um individuelle Verfehlungen, sondern um geistige Strömungen. Ihnen, und nicht dem Unwissen und der Ignoranz einzelner Beobachter, entsprangen die von uns scharf mißbilligten Berichte und Kommentare.

Es war eine Mischung aus mehreren Motiven, die den Blick westdeutscher Korrespondenten, aber auch der Reisenden und Nichtreisenden gleich welcher Provenienz, auf Osteuropa stark trübte. Da war zum einen der verständliche Wunsch nach Entspannung. Die Westdeutschen haben es nie verstanden, wieso die Osties zu kreischen anfingen, wenn sie das Wort »Entspannung« nur hörten. Aber es war doch ganz einfach: Gerade hier in der Bundesrepublik hatte man Entspannung kurzerhand mit dem Akzeptieren der östlichen Regime, mit der Anerkennung ihrer Legitimität (jetzt nicht im diplomatischen Sinne gemeint) gleichgesetzt, koste es, was es wolle. Das war der Grund, warum wir Ostmenschen wiederum mit der so ausgelegten Entspannung nicht leben konnten, bedeutete sie doch den friedlichen und vor allem freundlichen Umgang mit Machthabern, deren Legitimität wir nicht, oder nur der Not gehorchend, anzuerkennen bereit waren. Die Schönfärberei der östlichen Zustände war sozusagen die Grundbedingung dafür, daß man Honecker die Hand schütteln, Edward Gierek seinen Freund nennen und János Kádár als einen weitsichtigen Politiker westlichen Formats bezeichnen konnte.

Heute scheint das eine Allerweltswahrheit geworden zu sein, man kann sie überall lesen. Aber sind kühle Feststellungen wie die folgende nicht durchtränkt von einem ungeheuerlichen politischen Zynismus? »Natürlich lassen sich solche Verzichte, so notwendig sie auch sein mögen, dem Gewissen und dem Gemüt nicht ohne Beschwichtigungen schmackhaft machen. So beruhigte man sich angesichts der Notwendigkeit, an dem Status in Deutschland und in Europa nicht zu rütteln, mit der Feststellung, auch der real existierende Sozialismus habe gesellschaftliche Formen und Normen entwickelt, die zu erhalten sich lohne, sie müßten einer höheren Notwendigkeit (nämlich der friedlichen Koexistenz) gar nicht erst untergeordnet werden«, schreibt Hellmuth Karasek im *Spiegel* im März 1990. Die Osties müssen sich im Stich gelassen vorgekommen sein, fährt er fort, politisch sei dieses Verhalten jedoch »notwendig und maßvoll« (!) gewesen.

Man kann diese Ansicht durchaus gehabt haben. Doch ist nicht gerade heute die Zeit gekommen, wo ein aufrichtiger Rückblick und nicht neue Selbstgerechtigkeiten gefragt sind? Ist nicht die Zeit gekommen, um festzustellen, daß diese edle Entscheidung, Frieden geht vor Freiheit, von Leuten getroffen wurde, die beides hatten? Und dabei haben sie sich mir nichts, dir nichts auch noch mit für diejenigen entschieden, denen es an beidem mangelte und die somit von solch souveränen Entscheidungen von vornherein ausgeschlossen waren. Die Menschen in Osteuropa, und vornehmlich die Oppositionellen, die vergeblich auf die Unterstützung der Demokraten im Westen hofften, kamen sich zugunsten eines prinzipienlosen Friedens nicht

nur verraten und verkauft vor, sie waren es auch. Niemals konnten sich die Hiesigen – egal ob sie sich links oder rechts im politischen Spektrum befanden – mit der demokratischen Opposition in Osteuropa arrangieren, die Bürgerrechtler waren Störenfriede, gefährliche Radikale, weil sie die schönen Versöhnungsfeiern mit ihren unangenehmen Wahrheiten, ihrem schrecklichen, oft selbstzerstörerischen Mut auf peinlichste Weise behinderten.

Nein, die Osteuropäer werden es nicht so schnell vergessen, was ihnen im Namen des Friedens alles angetan wurde. Sie werden nicht vergessen, daß gerade die friedlichste aller deutschen Nachkriegsregierungen im Interesse der »neuen Ostpolitik« auf Drängen der Russen dem Sender Freies Europa die Sendelizenz entziehen wollte, dem Sender, der über lange Jahrzehnte die einzige Quelle für authentische Informationen in ganz Osteuropa war. Sie werden gewiß auch das wahrhaft herzzerreißende Bild nicht vergessen, wie im Dezember 1981 Helmut Schmidt mit Erich Honecker am Werbellinsee unschuldige gesamtdeutsche Betroffenheit über den Putsch von General Jaruzelski in Polen demonstrierten. Sie werden die intimen Kontakte der westdeutschen Gewerkschaften zu ihren osteuropäischen Schwesterorganisationen nicht vergessen, mit denen diesen »Transmissionsriemen«, diesen demokratischen Aushängeschildern, die Aura einer wahrhaftigen Gewerkschaft verliehen wurde. Und auch die sozialdemokratischen Freundschaftsbekundungen und ideologischen Liebäugeleien etlichen kommunistischen Parteien gegenüber wird man nicht vergessen. Zu recht verweist der Unabhängige Historikerverband der DDR darauf, daß erst die Anerkennung durch den Westen es Leuten des Formats eines Joachim Herrmann ermöglichte, ihre Positionen zu erobern, zu halten und sich die wissenschaftliche Qualifikation anzumaßen, die sie nie hatten.

Nur ja nicht das Bestehende aus dem Gleichgewicht bringen, das war das oberste Prinzip. Das war auch der Grund, warum das ungarische Kádár-Regime noch einen zusätzlichen Extra-Bonus bei den westdeutschen Medien und Politikern bekam. Lange Zeit mußte es hier so erscheinen, als hätten die Ungarn mit ihrem vorsichtigen Taktieren, mit der Politik der kleinen individuellen Freiheiten mehr erreicht als die anderen, die Tschechen und vor allem die aufmüpfigen und unberechenbaren Polen mit ihren Aufständen und Streiks. Da war zweifellos etwas dran – die moralischen Kosten dieser Taktik, die die Ungarn jetzt zu zahlen haben, will ich beiseite lassen –, nur wurden daraus im Westen viel weiter gehende Konsequenzen gezogen. Man mochte Ungarn deswegen, weil die »lustigste Baracke« als Beweis dafür herhalten mußte, daß es gar nicht notwendig war, sich mit den Russen zu verkrachen, auf eine Änderung des status quo zu drängen, man

konnte auch im russischen Machtbereich fast westlich leben, wenn man sich nur geschickt anstellte, wenn man es nur verstand, den Weg der Kompromisse zu gehen. Und wenn es so war, dann war ja das westdeutsche Lavieren und Taktieren, die Unterstützung der kommunistischen Reformbestrebungen im Gegensatz zu den hitzköpfigen Oppositionellen genau das Richtige. Was daran natürlich nicht stimmte, war das »fast westlich«, das war die Annahme, daß diese Gesellschaften reformierbar seien. Und im Grunde wußte das trotz jubelnder Presseberichte, trotz erquicklicher Ferienreisen jeder. Wer hätte schon dort leben wollen? Die Antwort auf diese Frage ist eindeutig.

Um es einmal klar zu sagen: Es geht nicht darum, die »neue Ostpolitik« zu verdammen. Sie war Polen gegenüber absolut notwendig und schaffte dort eine bedeutende innenpolitische Erleichterung. Daß Helsinki ein Segen für Osteuropa war, steht ebenfalls außer Frage. In diesen beiden Punkten gehen die Einschätzungen von Osteuropäern und Westdeutschen durchaus zusammen. Warum aber mußte dies mit der Aufwertung der dort herrschenden Regime einhergehen? Warum bedeutete die Anerkennung der Westgrenze Polens zugleich die Anerkennung der dortigen Verhältnisse? Es ist keine Haarspalterei, wenn ich auf dieser Differenzierung herumreite. Denn die Wirkungen dieser Lüge – und daß es sich dabei um eine Lüge handelte, wußte hier so gut wie jeder – auf Osteuropa sind kaum zu überschätzen. Ich will nur auf eine hinweisen, auf die vielleicht unangenehmste. Objektiv gesehen war es vermutlich so, daß sowohl die westlichen Aufrüster als auch die Entspannungsfreunde am Untergang des östlichen Imperiums, wenn auch nicht in gleichem Maße, beteiligt waren. Die Aufrüstung hat die Sowjetunion wirtschaftlich ruiniert, den Russen ein »bis-hierher-und-nicht-weiter«-Gefühl vermittelt und den Osteuropäern tatsächlich Schutz gewährt. Die Entspannung hat die Grenzen weniger dicht und die Bewegungsspielräume für demokratische Bewegungen in Osteuropa etwas größer gemacht, war doch der Preis für die westliche Anerkennung illegitimer Regierungen, daß sie sich zumindest äußerlich an Gepflogenheiten halten mußten, die in der zivilisierten Welt üblich waren. Man muß aber auch sagen, daß die Wirkungen Helsinkis nicht halb so groß gewesen wären, hätten sich die östlichen Regime nicht bereits in der Krise befunden. Die größere Reisefreiheit beispielsweise war unter den Bedingungen der einsetzenden Wirtschaftskrise ein Ventil, dessen Öffnung die östlichen Machthaber (mit Ausnahme der DDR) im Verhältnis zu anderen demokratischen Reformen noch am wenigsten gekostet hat. In Osteuropa herrscht heute die Meinung vor, einzig und allein den kalten Kriegern der Linie Truman-Reagan sei es zu verdanken, daß die Ost-West-Auseinandersetzung mit

# Kursbuch

*Vierteljahreszeitschrift für Kultur und Politik*

**»Das Kursbuch, eine der führenden intellektuellen Zeitschriften im deutschen Sprachraum und längst legendenumwoben ...« (FAZ)**

*Die Themen der kommenden Hefte:*

## Rußland verstehen

**Kursbuch 103/März 1991**

**Stichworte zum Inhalt:** Nach der Niederlage. Politische Hypothesen / Abschied von meiner russischen Seele / Russischer Phönix. Die Chancen des Zerfalls / Das neue russische Selbstbewußtsein / Einübung in die Demokratie / Kleiner Führer durch die neuen Parteien / Wer gegen wen? Das Stadt-Land-Gefälle / Moskau — Leningrad: zwei Hauptstädte? / Ein Russe im Ausland / Verfall des Zentrums oder Zerfall der Republiken? / Die Rote Armee gräbt sich ein / Die Wunderheiler kommen — neue Gläubigkeit / Das Ende der Kremlschau. Wird die Sowjetologie eine Archäologie?

## Weiter denken

**Kursbuch 104/Juni 1991**

Nachdem nun die linken Ideen der Reihe nach — und manchmal zum Erschrecken — verwirklicht worden sind, machen sie nichts mehr her. Wer wollte in einem Supermarkt noch Utopisches anpreisen? Linke Ideen sehen recht elend aus, verglichen mit der rechten Pracht. Deshalb ist es so leicht, darauf zu spucken. — Was können wir Intellektuellen tun? Was sollte das heute und morgen heißen: denken, bedenken, querdenken, weiterdenken? Zur Diskussion stehen Urteile und Vorurteile aus gut zweihundert Jahren linker Tradition, die bisher immer Zukunft meinte und die ersticken muß, wenn sie sich selbst genügt.

---

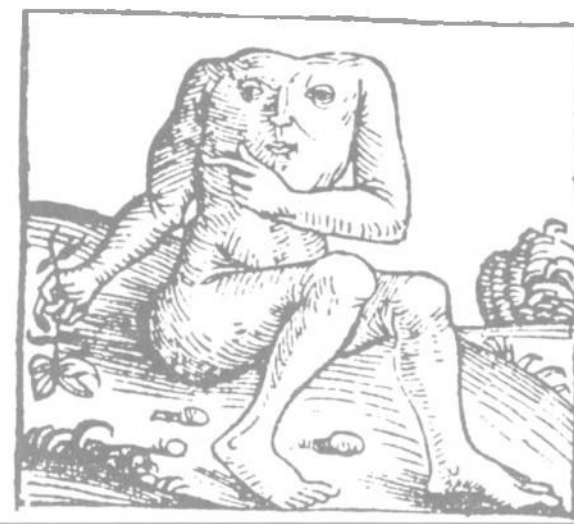
Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken. Im Jahresabonnement zu DM 40 für vier Hefte plus Porto.

Mein Abonnement gilt ab einschl. Nr.:

Zusätzlich zu meinem Abo bestelle ich folgende Hefte zum Abopreis:

Ich bestelle folgende Kursbücher zum Einzelpreis:

Datum/Unterschrift des Bestellers:



Mir ist bekannt, daß diese Bestellung wirksam wird, wenn ich sie nicht innerhalb einer Woche (Datum des Poststempels) gegenüber Rowohlt · Berlin widerrufe.

Datum/Unterschrift:

# Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch**, begründet von Hans Magnus Enzensberger, wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von je ca. 190 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 13.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 13 nur DM 10. Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (zum Abopreis plus Porto).

**Übrigens:** Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum jeweiligen Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

**Lieferbare Kursbücher**

102: Mehr Europa
101: Abriß der DDR
100: Die Welt von morgen
99: Kunst-Betrieb
98: Das Chaos
97: Uni-Not
96: Elemente II: Luft
95: Das Glück
94: Die Seuche
93: Glauben
92: Elemente I: Wasser
91: Wozu Geisteswissenschaften?
90: Die Medien
89: Blüh im Glanze
88: Gesundheit
87: Trennungen
86: Esoterik oder Die Macht des Schicksals
85: GAU - Die Havarie der Expertenkultur
84: Sprachlose Intelligenz?
83: Krieg und Frieden — Streit um SDI
82: Die Therapie-Gesellschaft
81: Die andere Hälfte Europas

Name _____

Straße _____

Ort _____

Rowohlt · Berlin
Einsteinufer 63a

1000 Berlin 10

dem Sieg der westlichen Demokratien enden konnte. Man sieht nur die Leistungen der einen Seite – nicht zuletzt auch deshalb, weil es in der Regel die hiesigen »Rechten« oder zumindest Konservative waren, die wenigstens verbal an der grundsätzlichen Ablehnung des Sozialismus festhielten. Diese Ansicht hat leider weitergehende politische Konsequenzen, als man zunächst annehmen würde. Sie ist der Boden, auf dem der extreme osteuropäische Konservativismus – vor allem in der Innenpolitik – blüht, der längerfristig die Einfügung dieser Länder in eine liberale europäische Völkergemeinschaft behindern könnte.

Ein anderes Motiv, eines, dem ich eine erheblich größere Legitimität zuspreche als dem erstbehandelten, war die scheinbare Hoffnungslosigkeit der Lage. Kaum einer konnte ahnen, wie tönern wirklich die Füße sind, auf denen der östliche Koloß steht. Und selbst wenn man trotz der sowjetischen Desinformationspolitik eine Ahnung von der Krise des Imperiums hatte, war da noch eine ideologische Komponente, die vor allem bei den Linken auf große Aufnahmebereitschaft stieß. Jeder, der an eine Wende auch nur gedacht hatte, wurde von dem sozialistischen Lager als »Revisionist« bezeichnet, als ein Unbelehrbarer, der mit den gegebenen Realitäten, die angeblich nur kriegerisch zu ändern gewesen wären, nicht leben wollte. Warum glaubten die Linken so bereitwillig daran? Warum war der Glaube an die Rechtmäßigkeit der Nachkriegsordnung zum Maßstab der Fortschrittlichkeit, des Guter-Mensch-Seins schlechthin geworden? Wieso konnte diese Verknüpfung nicht einmal dadurch gelockert werden, daß man sich mit diesem Akzeptieren des status quo in der Gesellschaft von so weiß Gott wenig fortschrittlichen Leuten befand wie dem amerikanischen Präsidentenberater Sonnenfeldt?

Da war zum einen das Erbe des Zweiten Weltkrieges. Nie wieder sollten Deutsche an der Weltordnung rütteln, sagten vor allem die Linken, erinnerte das doch so fatal an die Rolle des Reiches in den vergangenen Kriegen. Wahrscheinlich war das mit ein Grund, warum Briten und Franzosen weit weniger Hemmungen hatten, das, was im Osten geschah, beim Namen zu nennen. Im Falle Polens sogar schien die Frage mit einer Gebietsrevision unauflösbar verknüpft zu sein – wie wenig das der Fall war, kann man heute feststellen. Vielleicht war aber auch die innenpolitische Gliederung der Bundesrepublik das Entscheidende: Die wenigen Konservativen, die im Abkommen von Jalta nicht die zum Vertrag gewordene historische Notwendigkeit erblicken wollten, ließen es ebenfalls nicht an Selbstgerechtigkeit fehlen und nutzten jede Kritik am Osten dazu, diese westliche Gesellschaft folgerichtig als fehlerlos, als die beste aller möglichen Gesellschaften hinzustellen.

Die Hoffnungslosigkeit freilich ließ auch die Osteuropäer nicht unberührt. Ein Großteil der schrecklichen Kompromisse, die heute so vielen Osteuropäern die Selbstachtung rauben, sind unter dem Eindruck eben dieser Hoffnungslosigkeit zustande gekommen. Als ich vor kaum eineinhalb Jahren, am 16. Juni, auf dem Budapester Heldenplatz beim zweiten Begräbnis von Imre Nagy der Rede des Jungen Demokraten Viktor Orbán zuhörte – er forderte nicht nur den unverzüglichen Abzug aller sowjetischen Truppen aus Ungarn, sondern bezeichnete die Sowjets als die wahren Schuldigen an der ungarischen Misere –, als ich ihm also zuhörte, bekam ich plötzlich eine Gänsehaut vor Schrecken. Darf man denn das wirklich sagen, fragte ich mich entsetzt. Daß es wahr war, was er sagte, das war keine Frage. Aber darf man denn die Russen so reizen? Sie vor einer halben Million Menschen öffentlich beschuldigen? Die Rede Viktor Orbáns rief damals eine heftige Auseinandersetzung in Ungarn hervor, viele verspürten das gleiche Unbehagen wie ich. Die damalige Provokation ist heute ein abgedroschener Allgemeinplatz, kaum einer mag ihn noch wiederholen. Warum also sollte der Westen hoffnungsvoller gewesen sein, als wir selber sein konnten?

Was die Linken betrifft, so gab es da natürlich einige Besonderheiten. Von der Anerkennung des sowjetischen Machtbereichs als Prüfstein der Fortschrittlichkeit war schon die Rede. Etwas anderes, obwohl eng mit demselben Phänomen verflochten, war die »Orwellsche Falle«: Man behandelte die Worte der osteuropäischen Machthaber, als bedeuteten sie tatsächlich dasselbe wie unter normalen Menschen. Ein Beispiel könnte den Begriff der »Orwellschen Falle« erhellen: Es war lange Zeit unter fortschrittlichen Frauenrechtlerinnen üblich gewesen, mit verklärtem Blick gen Osten zu schauen. Denn wie wunderbar war es doch, daß dort jedes Kind, oder fast jedes, in einer Krippe, einem Kindergarten, einem Hort unterkam, daß dort die Frau problemlos Kranführerin und Traktoristin werden konnte (»Frauen in Männerberufe!«), daß dort Väterchen Staat sich sofort hinter sie stellte, sobald sie sich scheiden zu lassen gedachte (sie bekam die bis dahin gemeinsame Wohnung und fast die Hälfte der Einkünfte des sündigen Mannes). Als eine »verblendete Antikommunistin« wurde man beispielsweise von der grünen Frau Olms bezeichnet, als man darauf hinwies, daß die vielgepriesene staatliche Kinderbetreuung mit der geistigen Enteignung der Kinder gleichbedeutend sei. Daß diese Aufbewahrungsanstalten schuld seien an der seelischen Verarmung, an der heute sich schon deutlich abzeichnenden Gefühlskälte, der Gemeinschaftsunfähigkeit bei mehreren Nachkriegsgenerationen von osteuropäischen Frauen und Männern. Daß die erzwungene allgemeine Berufstätigkeit der Frauen nichts mit Emanzipation und Gleichberechtigung zu tun habe, ebensowenig wie die einseitige

staatliche Bevorzugung der Frauen im Scheidungsfall. Jede westliche Frau, die einmal die abgearbeiteten osteuropäischen Frauen mit ihren ewigen Einkaufsnetzen, den Kindern, die sie morgens um sechs in die Krippe schleifen und abends um sechs von dort nach Hause zerren, gesehen hat, wußte doch auf Anhieb, daß sie so niemals würde leben wollen. Und trotzdem pflegte man über so viele Jahre Verklärungen dieser Art, und auch heute will man gar nicht begreifen, warum viele Frauen in Osteuropa den ersten Schritt zu ihrer Emanzipation darin sehen, für eine gewisse Zeit erst einmal zu Hause zu bleiben. Warum sie sich erst einmal um ihre verwahrlosten Kinder, um ihre Männer und um ihren Haushalt kümmern möchten. Warum sie sich nicht dafür begeistern können, vom Staat vor ihren Männern beschützt zu werden.

Ein einfaches Mißverständnis freilich, wie der Ausdruck »Orwellsche Falle« vielleicht suggerieren mag, ist das nicht. Es ist ein bewußtes Mißverständnis, wozu die Formgleichheit von Wörtern nur die Grundlage abgibt. Auch die Linken waren ja nicht auf den Kopf gefallen, auch sie wußten, ziemlich genau sogar, was in Osteuropa geschieht, aber sie wollten es nicht wahrhaben. Aus anderen Gründen allerdings als die offizielle Politik: »Man hatte Angst, daß es an die Ideale geht, darum hat man darüber nicht diskutiert«, erzählt mir ein gewerkschaftlich engagiertes Mitglied der SPD, das schon Anfang der siebziger Jahre Moskau besucht hatte. »Und man hat gehofft, sie könnten trotz alledem ein Bündnispartner sein«, fügt er noch hinzu, obwohl er weiß, wäre er mit westdeutschen Jugendlichen dahin gefahren, »wären sie endgültig vom Sozialismus geheilt worden«.

Es gab freilich auch osteuropäische »Lösungen«, mit denen man – zumindest tendenziell – einverstanden sein konnte. Die traditionelle linke Staatsgläubigkeit, die Vorstellung, in allen oder fast allen individuellen Konfliktlagen soll einen der Staat bitte per Gesetz und Dekret beschützen, mag dort eine Bestätigung gefunden haben. In der Augustnummer der Zeitschrift *TransAtlantik* forderte zum Beispiel ein Journalist aus der DDR, man möge das DDR-Urheberrecht für die gesamtdeutsche Presse übernehmen, das würde nämlich den armen Schreiber vor den heimtückischen westlichen Redakteuren, die ja immer nur sinnentstellend streichen wollen, beschützen. Als Beispiel für solche Niedertracht nennt er eine schweizerische Tageszeitung, deren verantwortungsloser Mitarbeiter seinen Artikel um sage und schreibe einen ganzen Absatz verkürzt habe. Nun mag spontan die Frage auftauchen, warum der auf seine Rechte so bedachte Schreiber den betreffenden Artikel nicht gleich an das *Neue Deutschland* geschickt hatte, wenn ihn doch das DDR-Urheberrecht dort wohl beschützt hätte. Eine blöde Frage, die Antwort weiß jeder, ebenso wie der Verfasser – und der

Herausgeber – dieses Schwachsinns selbst. Der Grund, warum so etwas, egal ob es um Frauen oder unglückliche Journalisten geht, immer wieder geschrieben, veröffentlicht und anerkennend goutiert wird, ist der – aus der Opposition zur Verabsolutierung von Leistung entspringende – Wunsch nach Schutz durch höhere Mächte, der den einzelnen zumindest von einem Teil seiner Verantwortung für sich selbst entbinden würde. Die Linken mochten für kollektive Rechte gekämpft haben, daß jedoch individuelle Freiheitsrechte nur so viel wert sind, wie täglich vom einzelnen – als Frau, als Zeitungsschreiber – eingeklagt wird, daß das Gesetz bestenfalls den Raum für diese Auseinandersetzung schaffen kann, war für sie nur schwer verständlich. In Osteuropa sind diese Wünsche nach staatlichem Schutz und Geborgenheit natürlich auch da, doch sind es dort gerade die Linken, die allmählich wissen, was der Preis für die staatliche Aufsicht über Familie und Zeitungen ist, und daher – links hin, links her – dem Liberalismus angelsächsischen Typs in ihren Ansichten oft näher stehen als dem skandinavischen Sozialismus.

Es war ein zwiespältiges Verhältnis, das die Linken zu Osteuropa hatten. Manches wurde zwar hochstilisiert, aber wirklich gemocht haben sie diese Länder nie. Auf jeden Fall nicht so wie die Länder der »Dritten Welt«. »Komisch, Südafrika stand uns näher als die Länder hier um uns herum«, stellte rückblickend eine Bekannte fest. Wenn man sich schon gegen das Elend der anderen engagierte, mußte dieses Elend etwas Spektakuläres sein, Hunger, Ausbeutung, schroffe soziale Gegensätze. Es mußte auf einen Klassenbegriff zu bringen sein. Aber auf jeden Fall mußte es hier die Guten (»Dritte Welt«) und dort die Bösen (wir, der Imperialismus) geben. Das gab es in Osteuropa in der Regel alles nicht, die Gegensätze waren diffus und wenig faßbar, auf jeden Fall, wenn man mit den Maßstäben von Klassengesellschaft und von sozialen Widersprüchen daranging. Und wenn man das dortige Elend fassen wollte, hätte man zugeben müssen, daß es verursacht wurde durch Planwirtschaft und Staatseigentum – aber das hat man ja als Lösung für hiesige Probleme oft genug empfohlen! Man hätte zugeben müssen, daß der Mangel an schlichter bürgerlicher Demokratie, an Gesetzlichkeit dort das Leben so unerträglich macht – aber man hat ja hier permanent an eben dieser bürgerlichen Demokratie herumgenörgelt und statt ihrer plebiszitäre Formen irgendwelcher Art als Heilmittel empfohlen! Auch mit den Oppositionellen konnte man sich nicht so recht identifizieren: Solidarność war zu katholisch, Solschenizyn war ein finsterer Reaktionär, und den Rest kannte man in der Regel ohnehin nicht.

Ach, es gab so viele Klischees, die einen allesamt rasend machen konnten. Die Ansicht zum Beispiel, es mag zwar im Osten alles schrecklich sein,

aber diese wunderbare Freundschaftskultur! Ja, wirklich wunderbar, die Freundschaftskultur, die die Unfreiheit zur Grundlage hat. Denn nur, weil man politische Ansichten nicht dort äußern konnte, wo sie hätten geäußert werden sollen, in Zeitungen, auf Versammlungen, in Kneipen und Straßenbahnen, nur deswegen bekam Freundschaft im Osten diese Emphase, diesen existentiellen Charakter. Nur, weil die Bedingung dafür, daß man einem anderen aufrichtig die Meinung sagen konnte, die intime Kenntnis dieses anderen war, nur darum gab es dort diese fast symbiotischen Beziehungen, wo der Freund, die große Liebe zugleich die Kampfgefährten waren. Und das soll so wünschenswert sein, dieses heillose Durcheinander, in dem nicht mehr feststellbar ist, wo Politik anfängt und die Liebe aufhört? Davon einmal abgesehen, daß die weniger beachtete und bejubelte Kehrseite dieser Freundschaftskultur die permanente und – wie es sich in diesen Tagen zeigt – durchaus berechtigte Spitzelphobie war. Während sich also unsere Freunde aus dem Westen nach den miefigen Küchen und dem nationenumfassenden Klüngel in unseren Heimatländern sehnten – Wußten Sie schon, daß sich in einem Land von der Größe Polens fast alle aus der ehemaligen Opposition persönlich kannten und auf irgendeine Weise miteinander verschwägert waren? Glaubwürdige Zeugen berichten das gleiche aus der Sowjetunion –, wünschten wir uns heraus aus dem unauflösbaren Knäuel von Emotionen, hinein in die nüchternen, sachlichen und anonymen Verhältnisse des Westens.

Oder nehmen wir die nicht weniger schreckliche Bewunderung für die Rückständigkeit der osteuropäischen Gesellschaften. Nehmen wir den allen Ernstes und wohlwollend gemachten Vorschlag, der Osten möge sich doch die Automobilisierung ersparen, man müsse aus den schlechten Erfahrungen des Westens lernen und gleich auf die öffentlichen Verkehrsmittel setzen. Dem reichen Westen war es zwar bisher nicht gelungen, eine Alternative zum individuellen Mobilitätswunsch zu entwickeln (und dabei wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch bleiben), aber vielleicht könnte im Osten der Staat den Leuten einfach verbieten, sich Autos zu kaufen – im Interesse des gemeinsamen Wohls, versteht sich. Oder wie war dieser gute Rat gemeint?

Die Aufzählung unserer Beschwernisse und Verletzungen ist damit gewiß nicht vollständig. Aber ich möchte nicht selbst in Selbstgerechtigkeit verfallen. Es gab natürlich die verlorenen Häuflein an den Jahrestagen von 1968 und am 14. Dezember 1981 auf den Straßen. Aber sie haben sich nie durchsetzen können, sie sind bis heute eine Randerscheinung geblieben. Eine schnelle Wende zum Besseren im Verhältnis zwischen Ost und West erwarte ich persönlich weiterhin nicht. Nichts wird leichter werden. Das

Trennende ist geblieben, auch wenn die Mauern gefallen und die Armeen abgezogen sind. Es sind ja nicht erst die letzten fünfundvierzig Jahre gewesen, die die schroffe Grenze zwischen Osten und Westen entstehen ließen. Probleme und Mentalitäten sind nicht erst seit 1945 verschieden. Schon gruselt es die friedliebenden Westler, was hier aus den Karpaten zu ihnen herüberströmt. Kaum sind die Russen abgezogen, brechen atavistisch anmutende Konflikte auf: Serben gegen Kroaten, Slowaken gegen Tschechen, Rumänen gegen Ungarn. Schon sind die ersten nostalgischen Töne nicht mehr zu überhören, wie schön es doch war, als man sich noch auf die Russen als Ordnungsmacht im Osten habe verlassen können.

Und, ich will es nicht verhehlen, auch ich bin nicht nur glücklich über das jähe Ende des östlichen Imperiums. Die Welt war durch den Ost-West-Konflikt so überschaubar gewesen, sie hatte ein verhältnismäßig einfaches, wenn auch gefährliches Muster. Das ist nun endgültig vorbei, jeder ist, wer er ist, ob wir ihn mögen oder nicht. Es wird keinen guten 007 mehr geben, keinen neuen le Carré, keinen Tom Clancy und keine wunderbar zynischen Ostwitze. Und wir, die beleidigten Ostmenschen, verlieren Schritt für Schritt unsere identitätsstiftende Zugehörigkeit zum Block. Wir werden Bürger wie alle anderen Menschen auf dieser Welt. Nichts Besonderes an uns bleibt mehr übrig. Ungarsein ist heute schon wie Venezolaner- oder Algeriersein: die Zugehörigkeit zu einem schwierigen und oft unangenehmen, armen Land. Welch ein Ende.

# Neuerscheinungen Herbst '90

## Eine Auswahl aus unserem literarischen Programm.

Roman. 431 Seiten, Leinen,
44,- DM / öS 343,-
ISBN 3-608-95669-7

Zwei Frauen. Durch eine Großstadt und ihren Zoo flanierend die eine, süchtig nach Momenten klarster Gegenwärtigkeit. Auf ihrem Kissenthron in ihrer Wohnung die andere, eine Alte, die sich im Alltag eingerichtet hat. Freundinnen, Widersacherinnen, deren Gedankensphären einander durchdringen.

Ein Roman wie ein Mosaik. Und wie eine Reise in die Nacht dann die Begegnung der Frauen; sie mündet in einen Monolog der Erzählerin über den Dächern der Stadt.

Kaum ein ganzer Tag vergeht in den fünf großen, einander immer stärker durchwirkenden Kapiteln dieses Romans - doch hat er am Ende den Erdkreis durchlaufen.

Roman. 304 Seiten, Linson,
38,- DM / öS 296,-
ISBN 3-608-95702-2

Chang und Eng werden Anfang des vorigen Jahrhunderts, an den Schultern zusammengewachsen, auf einem Floßhaus in Bangkok geboren. Ein englischer Kapitän kauft sie; man bildet sie aus in Sprachen und Gesang und schickt sie, Monster und Artisten in einem, auf Tournee durch die Städte Europas und Amerikas - doch bleibt die grundlegende Bedingung ihres Lebens unaufhebbar: Niemals können sie auch nur einen Schritt ohne den anderen tun.

Sulzers Roman ist keine historische Biographie, eher eine Phantasie über diesen rätselhaften und spektakulären Lebenslauf, der die Einbildungskraft der Zeitgenossen auf das heftigste beschäftigt.

Roman. 135 Seiten,
englisch broschiert,
28,- DM / öS 218,-
ISBN 3-608-95743-X

Notizen, Briefe und Entwürfe in einem abgelegenen Haus im Tessin. Ein Leser ordnet die Papiere Altheims, der es geschafft hat: er ist verschwunden. Die Hinterlassenschaft wird zum Aufriß eines Lebens, das jenseits von Glück, Wut oder Resignation seine Möglichkeit gesucht hat.

Vielleicht einer der radikalsten neueren Versuche, das Lebensgefühl einer nachutopischen Generation in die Literatur zu übertragen.

Fordern Sie den Prospekt »Literatur '90« (P 904 627) an.

Klett-Cotta

*Postfach 106016, 7000 Stuttgart 10*

# Das neue Standardwerk zur deutschen Literatur

WALTHER KILLY
LITERATUR
LEXIKON

*Autoren und Werke deutscher Sprache*

*Bertelsmann Lexikon Verlag*

Sie sparen DM 300.– und mehr mit Subskriptionsvorteil!

## Walther Killy Literaturlexikon – so urteilt die Presse:

...unterstellen wir, daß auch die folgenden Bände einlösen werden, was der erste verspricht, so werden wir 1992 ein Lexikon der deutschen Literatur in Händen halten, wie wir zuvor noch keines hatten.

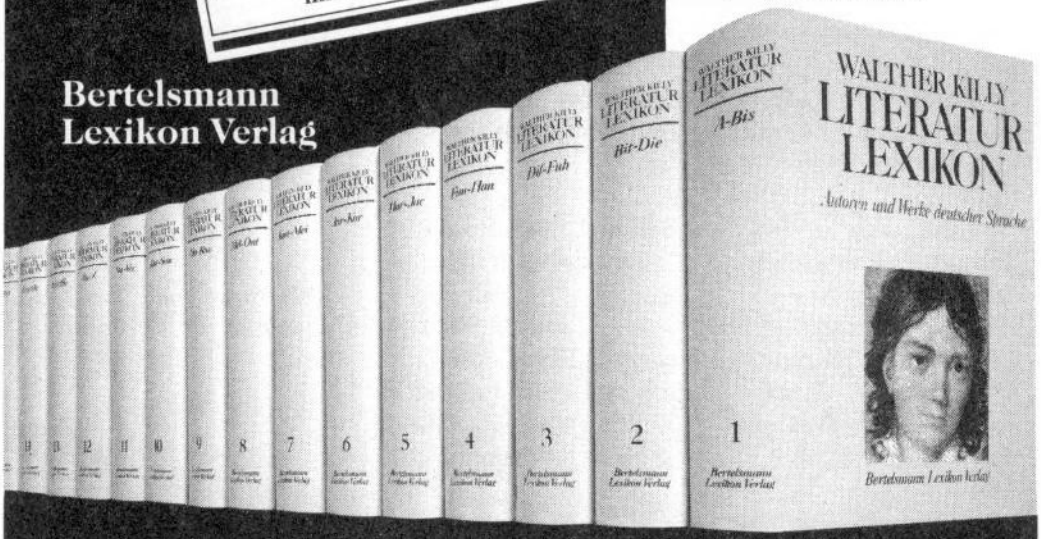
***Neue Zürcher Zeitung***

...eine imponierende Reihe gründlicher, zuverlässiger, oft hervorragender Darstellungen. Über Achim von Arnim kann man kaum irgendwo auf so knappem Raum in so glänzend genauer, poetisch und wissenschaftlich hellwacher Weise Aufschluß erhalten wie hier. Ähnliches ist von den Texten zu Walter Benjamin, Thomas Bernhard, Horst Bienek, auch Angelus Silesius und Jakob Bidermann zu sagen. ***Frankfurter Allgemeine Zeitung***

**Walther Killy (Hg.)**
**Literaturlexikon**
Autoren und Werke deutscher Sprache in 15 Bänden,
je 520 Seiten, Format: 17 x 23,7 cm
Band 1–12 A–Z, je 76 farb. Bildseiten, Band 13 u. 14 Sachbegriffe, je 48 farb. Bildseiten, Band 15 Register und Nachträge.

Subskriptionspreis je Band
**Ln. mit SU, DM 148,–**
Gesamtpreis DM 2.220,–
**Halbleder, DM 198,–**
Gesamtpreis DM 2.970,–

**Bertelsmann Lexikon Verlag**




**Das Jahrhundertwerk zur deutschen Literatur in 15 Bänden**

# György Konrád
# Die Melancholie der Wiedergeburt

Die Systemveränderungen sind – vielleicht weil die eschatologische Erwartung untrennbar mit ihrem Wesen verbunden ist – notwendigerweise desillusionierend. Irgendeine hoffnungsvolle Stimmung hatte sich hier ausgebreitet: Alles würde besser werden, wenn die Parteiherrschaft erst einmal durch eine parlamentarische Regierung abgelöst wäre. Der Mensch möchte gern glauben, in seinem Land zu Hause sein zu dürfen.
In der Diktatur geben wir uns der Vorstellung hin, daß selbst die Farbe der Blätter an den Bäumen eine andere sein würde, sollte diese Regierung einst nicht mehr existieren. Wenn das Land ein bewachtes Lager ist, wenn der Eiserne Vorhang keine Lücke hat, dann ist auch deine Wohnung eine Zelle. Und jetzt, da der Vorhang nicht mehr existiert, blickst du dich um in der Wohnung. Nun ja, sie muß unbedingt renoviert werden.
Was ist geboten? Radikale Reformen? Systemwandel? Stille Revolution? Schocktherapie? Ach, der Mensch ist beunruhigt, des Stillstands ist er überdrüssig, doch die Unsicherheit macht ihm Angst. Sind von der Systemveränderung die Instandsetzung der Häuser und die Anhebung der Renten zu erwarten? Wer bisher ein Scheusal war, wird der von nun an nett sein? Und die Gelenke werden weniger schmerzen?
Wodurch sollte sich alles zum Guten wenden? Durch uns? Vielleicht dadurch, daß auch wir uns zum Guten gewendet haben? Große Erwartungen fordern Enttäuschungen heraus. Aber gerade die große Erwartung war es, was hoffen ließ. Das Land war auch bisher so wie wir, und vermutlich wird das in Zukunft nicht anders sein, denn Staat und Bevölkerung sind wechselseitige Spiegelbilder.

Nehme ich mein Allgemeinbefinden unter die Lupe, dann fühle ich mich alles in allem besser als früher, als das SYSTEM, in Großbuchstaben, noch Bestand hatte. Interessant, jetzt gibt es kein System mehr. Damals existierte eines, jetzt nicht. Damals kritisierte ich das System, jetzt einzelne Dinge. Die einzelnen Dinge sollen nicht wieder zu einem System zusammenwachsen, dem gilt mein Bestreben.

Ich habe weniger Grund zur Angst, von einem Phantom bin ich zu einem normalen Bürger geworden, ich bin an meinem Platz. Hätte man mich freilich 1986 gefragt, wie es mir gehe, so hätte ich damals geantwortet: »Ausgezeichnet.« Nun ja, in dem Jahr bin ich Vater eines Sohnes geworden. Doch hätte man mich, sagen wir, 1987 danach gefragt, wie ich mich fühlte, so hätte ich auch damals erwidert: »Ausgezeichnet.« Hinzuzufügen ist, daß ich in dem Jahr wieder Vater eines Sohnes geworden bin.
Das Jahr 1988 war dann ein gutes Jahr, denn die alte, von Moskau gesalbte und vom Land ertragene konservative Monarchie des János Kádár ging ihrem Ende entgegen. Allmählich wurden wir immer unruhiger, an die Beständigkeit und Intimität des Königreichs aber hatten wir uns gewöhnt. Alles hatte seine leicht erkennbare Art und Weise, dies war die Periode des »Gott sei Dank gibt es nichts Neues«.
Inwieweit ich den Wandel genieße? Meine Schwierigkeiten mit der Zensur gehören der Vergangenheit an, meine Texte können ohne die assoziativen Begleitmomente von Verbotensein und Geheimsein gelesen werden, für meine Publikationen finde ich ein Forum. Jeder, der auch nur ein bißchen, und selbst der, der nicht schreiben kann, hat reale Chancen, veröffentlicht zu werden.
Genehmigungen für die Aus- und Wiedereinreise brauche ich nicht mehr, die Grenzbeamten von immer mehr Ländern winken mich einfach durch, wenn ich meinen Paß hochhalte. An der Grenze werde ich nicht gefilzt, meine Manuskripte kann ich ebenso bei mir haben wie meine Strümpfe. Also im Ancien régime war das nicht so, obwohl auch dieses seine Freuden kannte.
Vielen war das eigenartige Gefühl der Erleichterung vertraut, sobald sie ihren Fuß über die Landesgrenze in Richtung Westen gesetzt hatten. Hinter uns der Stacheldraht und die Wachtürme, hier konnten sie einen nicht mehr erwischen, den Reisepaß, der nicht uns, sondern ihnen gehörte, konnten sie einem nicht mehr abnehmen.
Wir sind in ihrer Hand, alles ist vorstellbar, alles können sie machen mit uns, in diesem Gefühl bestand das Wesen des SYSTEMs. Das Personal der Diktatur konnte sich Launenhaftigkeit erlauben. Durch ständige Angst vor Bestrafung wird die Mehrheit gelähmt. Diese Lähmung, diese Erstarrung war ja gerade das Ziel. Loyale Beklommenheit – sie war das kollektive Hauptwerk von Staat und Bevölkerung. Bald wird auch dieses der Vergangenheit angehören.

Noch ist das Land nicht zusammengebrochen, die Erfahrung mache ich jetzt, farbenfroher ist es, tatkräftiger und klüger als zuvor. Von allem etwas

– hier Vornehmheit, da Vulgarität, eine Balzac-Ära; etwas Ähnliches scheint hier im Aufbruch zu sein wie Ende des vergangenen Jahrhunderts schon einmal in Budapest, wieder erlebt die bürgerliche Entwicklung einen Aufschwung. Sauber ist kein Synonym von bunt.
Angenehm ist es, aus den Nachbarländern zurückzukehren; wenn ich spät abends die Grenze passiere, besteht die Aussicht, daß irgendwo noch eine Gaststätte geöffnet ist, wo ich etwas Anständiges zu essen und zu trinken bekomme, ich begegne einem höflichen Lächeln. Warenmangel ist nicht zu beklagen, Schlangen vor den Geschäften gehören nicht zum Alltag, was ich brauche, ist im allgemeinen zu bekommen, die Dienstleistungen funktionieren.
Die Preise sind gestiegen, die Armut hat zugenommen, es wächst die Zahl der Obdachlosen, auf der Straße aber sind meist leidlich oder gut gekleidete Menschen zu sehen. Die auffälligen und ärmlichen osteuropäischen Charakteristika der Stadt werden noch lange erhalten bleiben, dennoch unterscheidet sich das Budapester beispielsweise von dem Wiener Straßenbild nicht mehr so dramatisch.
Die Stimmung des Aufgebens und der Vernachlässigung, der Depression und der Regression gehört der Vergangenheit an. Viele meiner Bekannten haben sich auf neue Projekte eingelassen, um mich herum sehe ich aktive und vielbeschäftigte Leute, die früher allgemein verbreitete Klage über die Sinnlosigkeit der Arbeit ist nicht mehr zu hören.
Ich spüre eine leichte Entkrampfung, auf den Gesichtern entdecke ich manchmal ein verborgenes Lächeln. Es darf gearbeitet werden. Auf der Straße werde ich häufig angesprochen, das ist neu für mich, man grüßt mich, nickt mir zu, sagt mir etwas Freundliches. Ich weiß, für wen ich schreibe, ich sehe meine Leser.

Von der bürgerlichen Entwicklung über Faschismus und Kommunismus zur bürgerlichen Entwicklung. Dazwischen lag ein dummes Intermezzo, ein aggressiver hysterischer Anfall, angehalten hat er von 1914 bis 1989, zwanzigstes Jahrhundert wird er genannt. Es lohnt nicht, viele Worte darüber zu verlieren.
Eigenartig, daß ich die sich anbahnende Entspannung kaum noch erwähne, daß es einen Ost-West-Krieg in Europa, in unseren Städten vermutlich nicht geben wird, daß die Panzer per Eisenbahn unser Land verlassen, was nicht zuletzt der blockerodierenden Arbeit der autonomen Bewegungen in Osteuropa zu verdanken ist, irgendwie also auch uns selbst.
Wir sind zum Tor des imaginären Vernichtungslagers hinausgetreten, ungläubig betasten wir uns, die Wahrscheinlichkeit, daß wir eines natürlichen

Todes sterben werden, nimmt zu, obwohl der Tod niemals natürlich ist. Jetzt werden wir aus eigener Kraft ruhig oder unglücklich sein. Sich verringernde Gefahr, wachsende Verantwortung.
Die amerikanische und die russische Elite sind zur Zusammenarbeit verurteilt, und das ist für Europa gut. Gut für jene Gesellschaften, die sich schon ausgetobt haben, die ihre eigene nationale, religiöse, ideologische Hysterie bereits überwunden haben. Früher oder später wird einzig derjenige militärische Einsatz zu rechtfertigen sein, für den der Sicherheitsrat der UNO eine Ermächtigung erteilt. Aktionen einer Weltpolizei gegen Mafiaorganisationen, die die internationale Rechtsordnung verletzen, gegen Diktatoren, die die Toleranzschwelle überschreiten. Egoistisch, jedoch ein bißchen verunsichert fügen wir hinzu: hoffentlich nicht in unserer Nähe.
Den Weltkriegen, dem Imperialismus, den Diktaturen kehren wir den Rükken, es kommt das Ende der Geschichte, das universale Goldene Zeitalter der kapitalistischen Demokratien. Schon sannen wir nach über die neue Sezession, über das Ende der oppositionellen Kultur. Da entflammte am Persischen Golf ein Brand. Sollte das 20. Jahrhundert doch noch nicht zu Ende sein? Sollte es etwa in das 21. hineinragen?

1989, das war das Jahr Osteuropas. Der Durchbruch ist geschehen, wir haben gewählt und unsere Meinung kundgetan. Von den Titelseiten der Zeitungen werden wir jetzt verdrängt. Daß wir mit dem Kommunismus immer weniger zu tun haben wollen, ist längst keine Sensation mehr. Die Welle des Wandels schwappt über uns hinweg, weiter nach Osten. Das Krachen und Bersten der Obrigkeitsstaaten ist bis hierher zu hören. Mit jedem weiteren Vordringen der Kameras tauchen auch die Touristen und Geschäftsleute auf. Nach *Mitteleuropa* kommen nun der Balkan und der sowjetische Raum an die Reihe, jetzt wird das eigentliche *Osteuropa* zum Schauplatz dramatischer Veränderungen. Nährboden für die Geburt neuen nationalen Selbstbewußtseins. Durch das Sowjetreich war es unterdrückt worden, doch jede unterdrückte kollektive Gesinnung drängt an die Oberfläche.

Eine bürgerliche Gesellschaft wollen wir, was letztlich heißt, daß wir nicht wirklich Bürger sind. Umso mehr zögern wir, uns mit dem Kapitalbesitz zu identifizieren, zumal wir darüber nicht verfügen. Zweifellos ist der Kapitalismus der Preis für die Demokratie, das akzeptieren wir, der eine begeistert, der andere weniger begeistert.
Es würde mich nicht wundern, wenn der heimische Kapitalismus nach dem überaus wissenschaftlichen Sozialismus eher auf Wissenschaftlichkeit als

auf Profit bedacht wäre, weil die Staatsintellektuellen auch in der jetzigen kapitalistischen Entwicklung mehr Mitspracherecht haben als die unabhängigen Unternehmer.
Alles Sozialistische erhält jetzt eine schlechte Note. Bedrohliche Erklärungen versetzen die Kommunisten von gestern in den Zustand der prinzipiellen Schuld. Wer gestern noch von der Reform der sozialistischen Planwirtschaft sprach, ist inzwischen ein gläubiger Monetarist und ein unversöhnlicher Gegner jeglicher sozialistischen Idee geworden. Was die Armen angeht, so ist sein Standpunkt diesbezüglich unverändert, nach wie vor ist er gezwungen, sie aus seinen Betrachtungen auszuklammern.
Haben die sozialistischen Werte noch Geltung? Besteht der Anspruch zu Recht, daß niemand hungern darf, selbst wenn er ein Tagedieb ist? Daß jeder ein Recht auf Bildung und ärztliche Versorgung hat, auch wenn er arm ist? Westlicher Sozialismus ist nichts anderes als ein in den Kapitalismus gesetzlich eingebautes Korrektiv, ein Sicherungssystem, das die Gemeinschaft dem Individuum gegen die Gefahr sozialer Verelendung bietet.
Es gibt einen westlichen Sozialismus, auch wenn er nicht so genannt wird. Er bedeutet nicht eine aggressive Expansion der zentralen Staatsmacht, sondern eine weitgehende Selbstverwaltung. Obenan in der Werteskala steht nicht das Staatsinteresse, sondern ein angstfreies Leben des einzelnen, selbst wenn er im Wettbewerb nicht gewinnen kann.
Dieser Betrachtungsweise liegt die Auffassung zugrunde, daß jeder Mensch, jedes Einzelgehöft, jedes Stadtviertel einen Wert an sich darstellen. Die kollektive Solidarität, die für den einzelnen eintritt, die die Freiheit des einzelnen schützt, ist keineswegs ein Gegensatz zur bürgerlichen Entwicklung, sondern gerade deren höheres Entwicklungsstadium.
Die heutigen Radikalen können sich nur schwer vorstellen, daß die Radikalen von gestern als junge Leute nicht weniger opferbereit und voller guter Absichten waren als sie selbst, nur war eben eine andere Sprache in Mode. Die Radikalen von gestern wollten den Egoismus des einzelnen überwinden, den Dienst stellten sie über die Freiheit, die Kollaboration und Unterwürfigkeit ihrer Eltern verachteten sie. Wer sich der neuen Sprache bediente, fühlte sich denjenigen, die der alten Sprache verhaftet waren, die sich nicht so leicht und schnell umstellen konnten, überlegen.
Ungarn, ein Land zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Das sind wir nun, so eine Art sozialkapitalistischer Mixtur, Zwischenvarianten in Anbetracht unserer Schwerkraft. Tag für Tag ist hier zu hören, der Sozialismus sei tot, ich aber habe eher den Eindruck, daß er lebt. Zumindest das, was gestern noch als real existierender Sozialismus bezeichnet wurde.
Es lebt das instinktive Bestreben der Zentralmacht, möglichst alle Machtpo-

sitionen an sich zu reißen und kulturell, durch eine kollektive Weltanschauung, miteinander zu verschmelzen.
Der Kapitalismus hier ist gegenwärtig mehr Hoffnung denn Erfahrung. Als die Menschen noch begeistert vom Sozialismus sprachen, ahnten sie kaum, worum es eigentlich ging. Sie verstrickten sich vollkommen im Etatismus, was nicht allzu schwer war, und jetzt versuchen sie, sich herauszuwinden, was ziemlich kompliziert ist.
Doch wer dem Staat gleichmütig gedient hat, den verlangt es auch nicht nach einem Eigentümer als Chef, und das Ausgeliefertsein an einen anderen Menschen vermißt er nicht. Unangenehm kann auch ein staatlicher Chef sein, aber ein älterer Arbeitnehmer hat an ein und derselben Arbeitsstelle schon mehrere Chefs erlebt, und er fühlt sich dem Unternehmen mehr verbunden als die kommenden und gehenden Direktoren. Es gibt einen gefühlsmäßigen Besitzanteil, die alten Möbel sind zugleich auch Besitzer.
Solange der Sozialismus stabil war, garantierte der fürsorgliche Staat seinen geschickten loyalen Bürgern ein bequemes Leben. Jetzt ist diese Sicherheit erschüttert worden, das Krankfeiern kommt aus der Mode. Es ist seltener möglich, während der Arbeitszeit Besorgungen zu erledigen, zu einem Rendezvous zu gehen oder den Verpflichtungen einer Nebenbeschäftigung nachzukommen. Man lebte nach eigenen Einsichten und Möglichkeiten. Die radikalen Antisozialisten hatten noch nie einen kapitalistischen Chef gehabt.
Es gab Mutige und Vorsichtige, jeder aber war ein anständiger Mensch, der etwas anderes sagte als DIE MACHT, der SIE ärgerte. SIE indes steckten ihre Nase in alles hinein und ärgerten sich. Dieses nicht allzu geistreiche Gesellschaftsspiel kostete uns ziemlich viel Zeit.
Eine Periode geht zu Ende, die Zeit der Innerlichkeit, die ebenso zur höfischen Welt des Staatssozialismus dazugehörte wie das Dissidententum. Jene Zeit, da viele tranken, fluchten und resigniert abwinkten, es hätte keinen Sinn, es würde sowieso nicht gehen, du dürftest dich nicht in etwas hineinsteigern, jene Zeit vergeht. Viele haben das Gefühl, daß sie jetzt zeigen können, was in ihnen steckt.
Die Menschen haben weniger Zeit füreinander. Früher unterhielten wir uns in den Wohnungen über Dinge, von denen in den Zeitungen nichts zu lesen war, über eine Art Gegenwelt. Die sichtbare Welt verliert allmählich ihre Zweideutigkeit, die Menschen sind so langweilig, wie sie sind.

Zwölf Jahre war ich alt, als 1945 der Faschismus in Ungarn gestürzt worden ist. So lange hatte das alte System Bestand, die auch unter den Pfeilkreuzlern weiterdienende Horthy-Administration. Bis 1945 war meine Lage als

Jude ziemlich problematisch. Hätte sich das alte System noch einige Wochen länger halten können, dann würde ich jetzt keine Betrachtungen anstellen.
Fünfzehn Jahre war ich alt, als 1948 der Kommunismus in Ungarn gesiegt hat. 1990, nachdem ich siebenundfünfzig Jahre alt geworden bin, ist die Alleinherrschaft der kommunistischen Partei durch parlamentarische Wahlen beendet worden. Nach dem damaligen Sieg des Kommunismus war meine Lage wieder problematisch geworden, die Lage eines jungen Bürgerlichen, der in den Namenslisten durch ein diskriminierendes X als klassenfremdes Element gekennzeichnet war.
Aus der Sicht beider Systeme war schon meine Geburt mit einem Makel behaftet. Ich mußte die Erfahrung machen, daß meine Existenz von der Staatsmacht mißbilligt wurde, nicht als Person, sondern als Organismus einer zum Nichtsein verurteilten rassisch-gesellschaftlichen Kategorie. Wie ich eigentlich bin, tut dabei nichts zur Sache, ich bin von vornherein schuldig. Verständlich, daß ich mich dagegen gewehrt habe und von da an nicht ohne Grund als regimefeindlich galt.
Als ungarisch-jüdischer Bürger geboren zu werden, ist für sich genommen nicht so schrecklich, wenn ich mich aber mit dem gebotenen Argwohn am heimatlichen Horizont umsehe, dann ist nicht auszuschließen, daß es einen problematischen Status auch weiterhin geben wird.
Ermorden wollte mich der Kommunismus nicht, nur zur Loyalität sollte ich gezwungen werden, diesen Unterschied vergesse ich nicht. Die wichtigsten Dinge, die mit einem Menschen geschehen können, haben sich in meinem Fall zwischen dem fünfzehnten und siebenundfünfzigsten Lebensjahr in der Ära des Kommunismus zugetragen. Ein ci-devant bin ich, ein Reaktionär aus jenen unwahrscheinlichen und grotesken alten Zeiten.

Wenn ich mir das politische Leben ansehe, so gibt es auch dort Momente, mit denen ich zufrieden sein kann. Es gibt einige Politiker – auf dem Präsidentensessel, im Parlament und in der Regierung –, von deren Verstand und Stil ich eine ziemlich gute Meinung habe. Andererseits schrumpft die Bedeutung der Politik allmählich zusammen, da ich weniger abhängig bin von ihr. So im Rückblick gesehen, war die Neigung zu Übertreibungen vermutlich allzu stark ausgeprägt. Von einer Regierung erwarte ich vor allem, daß sie mich nicht behindert, nicht verbietet, nicht genehmigt, daß sie mir in meine Arbeit nicht hineinredet. Sie soll ihren Aufgaben höflich nachkommen, ebenso wie das Personal eines altehrwürdigen Hotels. Sie soll sich um meine Sicherheit kümmern, nicht aber mich bedrohen. Ich bezahle die Rechnungen, die Steuer, das Personal soll tun, was ihm zukommt. Im gro-

ßen und ganzen entwickeln sich die Dinge in diese Richtung. Um allerdings altehrwürdig zu werden, dazu bedarf es noch einiger Zeit.

Nicht nur in den vergangenen zwei Jahren war die ungarische Politik zentristisch, auf die Mitte ausgerichtet, sondern auch in den letzten beiden Jahrzehnten. Sie war um Abschwächung, um Vermittlung bemüht, zwischen gegensätzlicher Ratio versuchte sie auszugleichen. Mehr oder weniger betrieb sie eine berechenbare, konservative Reformpolitik.
In dieser Entscheidung für einen Mittelweg, der vom sarkastischen Beobachter auch als anpassungsfähige Schaukelpolitik bezeichnet werden könnte, ist eine Kontinuität zu erblicken. Der boshafte Betrachter erkennt in dieser Hinwendung zum Westen die Seele des opportunistischen Wendehalses, denn in diesen Breiten hatte schon immer der stärkere Herr recht gehabt. Oft sagen wir, daß unsere höchste Tugend die Überlebensfähigkeit sei, und für gewöhnlich sprechen wir in dem Zusammenhang vom Sinn für Realität und von nüchterner Lernfähigkeit. Weder die Tradition noch die geographische Lage begünstigte den Idealismus und die philosophische Konsequenz.
Es hat etwas typisch Ungarisches an sich, daß die liberal-demokratische Reform von einer konservativen Regierung realisiert werden muß. Wohl oder übel muß sie der Logik der Eröffnung folgen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen besitzt die neue politische Klasse Ungarns Selbstbeherrschung.

Die Modefiguren der vorangegangenen Epoche werden zusehends hilfloser. Nach und nach werden sie von ihren angestammten Plätzen verdrängt, manch einer wird in den Schmutz gezerrt, Anspruch wird auf ihre Posten, ja sogar auf ihre Wohnungen erhoben. Eine solche Wende, in deren Verlauf die neuen Herren in die Wohnungen der alten ziehen, würde ich nicht begrüßen. Derartiges mußte ich schon mehr als einmal mitansehen, eine ziemlich häßliche Szenerie.
Der überall lauernde Neid funktioniert, es regen sich die Rachsüchtigen. Irgendwie ähneln sich die Menschen eines neuen Kurses, der auf einen Systemwandel folgt. Nicht einmal sie selbst verstehen, wie das alles eigentlich passiert ist, wie es möglich war, daß ihnen die Macht in die Hände gefallen ist. Jetzt passen sie sich an ihre Rolle an, sie werden sich dessen bewußt, daß es nicht anders hat kommen können, Rang und Titel waren ihnen vorbestimmt.
Parteimitglieder, die gestern noch mit Leib und Seele der Mutter Partei verbunden waren, ziehen sich nach ihrer Ablösung beleidigt und desillusio-

niert aus der Politik zurück. Hämisch beobachten die Führer von gestern ihre Nachfolger, gespannt verfolgen sie deren Assimilation. Sie lehnen sich im Armsessel zurück und üben sich in den Phrasen des Ausgestoßenseins, der inneren Emigration, die gestern noch von denen artikuliert wurden, die nunmehr ihrerseits zu den Modefiguren der Gegenwart avanciert sind. Ein halbes Jahrhundert lang habe er einer schlechten Sache gedient, sagt ein lebhafter alter Herr. Was kann man dazu sagen? Ein andermal sollten Sie möglichst keiner schlechten Sache dienen!

Was in den Menschen gesteckt hat, das kann jetzt aus ihnen hervorkommen, aber hervorkommen kann aus ihnen nur das, was in ihnen vorhanden war. In der Mehrheit sind die normalen und gesunden Menschen keine Gesinnungslumpen, sondern Schwämme. Sie saugen sich voll mit dem, was kommt, und sind fest überzeugt davon, schon immer das gedacht zu haben, was sie jetzt sagen.
Die kommunistische Rhetorik ist in sich zusammengebrochen, mit sich hat sie auch die Sozialdemokratie in den Strudel hinabgezogen, die Partie wird zwischen den Neokonservativen und den Liberalen ausgetragen. Da das Pendel der Politik nach rechts ausschlägt, ist die Frage danach, wer sich auf der äußersten Linken befindet, nicht zeitgemäß. Diesen Platz meidet ein jeder wie der Teufel das Weihwasser. Wer richtig denkt, der weiß, daß es sich schickt, der gemäßigten Rechten anzugehören. Der Bedarf an rechtsradikaler Rhetorik ist vorläufig gering.
Die Gesellschaft versucht, die Erinnerung an die Anpassung von gestern zu verdrängen. Aus dem zuverlässigen Kommunisten ist ein zuverlässiger Nationalist geworden. Um diesen Eindruck zu erwecken, müssen viele Schlagworte benutzt werden. Es gibt Leute, die in jeder an der Macht befindlichen Partei einen Sekretärsposten ergattern. Kein Text, der sich nicht erlernen ließe. Mit Fingern zeigt der ewige Sekretär anklagend auf seinen ehemaligen Kollegen, der es nicht geschafft hat, sich rechtzeitig der neuen herrschenden Partei anzuschließen.
Sogar ein Loblied auf die Wendehälse war schon zu hören. Sich immer treu zu bleiben, sagte ein kluger Mensch, sei die Tugend der Dummen. Wer nicht imstande sei, sich zu wandeln, der sei verkalkt. Die Moral geht mit Poltern und Krachen einher, der Wetterhahn dagegen dreht sich leise im Wind. Der geschmeidige und intrigante Günstling gleitet unaufhaltsam aufwärts. Das kennen wir schon. Banal wiederholt das Leben seinen faulen Zauber. Dieses Gesicht haben wir doch schon gesehen, und auch diese Stimme haben wir schon gehört, von ihr kannst du alles hören, je nachdem, was gerade gefragt ist.

Wenn jemand einen Obrigkeitsstaat will, jetzt, da das sowjetische transnationale Reich in Auflösung begriffen ist, muß er sich gezwungenermaßen an die Idee des Nationalen halten und sich sozusagen daran klammern, weil es für die bestehende Herrschaft eine geeignetere Rechtfertigung nicht gibt.
Ein besonderer Vorteil besteht für ihn darin, daß der kommunistische Obrigkeitsstaat ohne jede Erschütterung in einen nationalistischen Obrigkeitsstaat umgeschmolzen werden kann, wie auch durch die kommunistische Machtübernahme das Gegenteil bewiesen worden ist.
Wenn Tradition, Organisation und Technik polizeilicher Kontrolle der Gesellschaft gegeben sind, dann können auch gestandene Demokraten in Versuchung geraten, mehr über ihr getreues Volk in Erfahrung bringen zu wollen, als unbedingt schicklich ist.

Wo auch immer, eine christlich-nationale-Mitte-rechts-konservative Regierung wird früher oder später gezwungen sein, sich zu artikulieren. Abgearbeitete, eifrige, ein bißchen beleidigte Gesichter. Sie tun ihr möglichstes, doch die Opposition und die Menschen auf der Straße sind unzufrieden mit der gebotenen Leistung.
Das Gerangel um die Verteilung der Posten ist in vollem Gange, das Lärmen auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten schlägt uns an die Ohren, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, die zuverlässigen Anhänger in die Schlüsselpositionen zu hieven. Die praktische Philosophie des kritisierten und gestürzten Vorgängers wird vom siegreichen Nachfolger mehr und mehr verstanden und befolgt.
Es stellt sich die Frage, was und welche politische Tradition jemand konservieren will, der sich in Ost-Mitteleuropa entschlossen hat, ein Konservativer zu sein. Wenn nicht die Kádár-Ära, was dann? Die Horthy-Ära? Soll mit den vom Staatssozialismus übernommenen Machttechniken und Personen eine zum Kontinuum stilisierte rechte Tradition herrschaftsfähig gemacht werden?

Pilsudsky, Beneš, Tisza, Antonescu – gemeinsam mit ihrer Person wird durch das offizielle Geschichtsbewußtsein allmählich auch ihre Politik rehabilitiert. Nach der pietätvollen Ehrenbezeigung kommt die eigenwillig übernommene Rechtfertigung. Wenn die Kommunisten schlecht sind, dann sind die Antikommunisten gut. Für einen feinfühligen Menschen ist der Faschismus keiner Erwähnung mehr wert.
Daß die gehorsamen oder eben eifrigen Kollaborateure des nazistischen Deutschland auch selbst Faschisten gewesen sein sollen, das seien kommu-

nistisch-liberale, jüdisch-linke Hirngespinste, so ist es von frischgebackenen Rechtsradikalen in immer ärgerlicherem Tonfall zu hören.
Möglicherweise entsteht am Rand der rechten Parteien ein aggressives nationalistisches Gebilde, so etwas wie die Nationale Front in Frankreich oder die Republikaner in Deutschland, mit denen sich zu identifizieren die großen rechten Parteien in Frankreich beziehungsweise Deutschland sich hüten.
Die ungarischen Neulinge haben sozusagen noch gar nicht begriffen, was es heißt, in einer parlamentarischen Demokratie der Rechten zugerechnet zu werden. Im vergangenen Jahr wußten ihre Aktivisten noch nicht einmal, daß sie von nun an die Rechte bilden würden. Waren sie doch unlängst noch oppositionelle Demokraten. Unruhig geworden, üben sie nun ihre Rolle ein. Diese amalgamierte Rechte ist noch nicht in separate Strömungen zerfallen, und die am Rand stehenden Gruppierungen haben sich noch nicht zu einer Bewegung formiert. Es ist ihnen angenehmer, sich innerhalb der Parteien der Regierungskoalition politisch zu entfalten, das umso mehr, als sich die Parteiführungen davor hüten, sie öffentlich zu verurteilen. Die rechtsradikale Rhetorik ist immer auf der Hut, in bildhafter Sprache und Anspielungen nutzt sie die vorhandenen Schwachstellen. Bis mit einemmal Uniformhemden und Stiefel auf der Straße erscheinen und vielleicht auch Fensterscheiben klirren.
Sollte östlich des ehemaligen Eisernen Vorhangs eine Neigung zu einer Renaissance der radikalen Rechten bestehen? Sollten die verstreut auftretenden Demagogen in der Lage sein, eine Bewegung zu organisieren, und sollten sie es schaffen können, die Bewegung regierungsfähig beziehungsweise systemfähig zu machen? Sollte es möglich sein, daß die in Osteuropa vom Kommunismus befreiten Geister nunmehr zu einem radikalen Nationalismus umschwenken?

Ich glaube nicht, daß die osteuropäische Rutschbahn imstande wäre, den Rechtsradikalen einen derartigen Schwung zu verleihen, daß es ihnen gelingen könnte, nach der Abschaffung des Kommunismus das politische Terrain für einen rechten Obrigkeitsstaat zu erobern. Ich glaube also nicht, daß sich die rechtsradikalen Tendenzen in Form von faschistischen Systemen konsolidieren könnten. Ich glaube nicht, daß sich die überwiegende Mehrheit meiner Mitbürger mit dem Szenenwechsel des Obrigkeitsstaats zufriedengeben würde. Die demokratische Energie und die politische Bildung der Gesellschaft haben 1989 sichtlich zugenommen. Es gibt Bürger, die sich von dem neofaschistischen Lärmen nicht abschrecken lassen.
Mein Optimismus basiert auch auf der Tatsache, daß die demokratische

Wende außer in Rumänien keine Menschenleben gefordert hat, in unserem Raum ist man auf Gewalt nicht versessen. Nur an wenigen Orten ist es den Radikalen gelungen, Stimmenmehrheiten zu erringen. Die gedemütigten Nationen wollen zentristische Führer, sie versuchen, zu erprobten Wegen zurückzukehren und sich von undurchsichtig-durchsichtigen Experimenten zu distanzieren. Angenehm auch das Bewußtsein, daß die Bandenführer einen allzu großen Machtzuwachs des anderen nicht zulassen. Wer hier und heute das Zeug zum Diktator hat, der muß mit ähnlich gearteten Rivalen rechnen, und die Mafiosi vereiteln sich wechselseitig.
Wenn die Radikalen vom äußersten rechten Rand in das politische Machtzentrum gelangten, so fände das im Westen des Kontinents, von wo der Osten viel erwartet, keine sonderliche Unterstützung. Ein Hilfesuchender ist an und für sich schon nicht allzu angenehm, doch wenn er noch dazu rechtsradikale Ungereimtheiten von sich gibt, dann kann es sich alsbald begeben, daß man keine Notiz mehr von ihm nimmt.
Der osteuropäische Faschismus war ein Satellitenfaschismus, als Rückendeckung brauchte er hinter sich eine faschistische Großmacht. Fehlte diese Unterstützung, hielt sich die faschistische Reserve in ihrer Anmaßung zurück und wagte nicht, sich über die demokratische Öffentlichkeit, die parlamentarischen Spielregeln und die öffentliche Meinung des Westens hinwegzusetzen. Die nationalen Fundamentalisten haben es schwer, ihre eigenen Phrasen mit der Logik der Demokratie in Übereinstimmung zu bringen. Denn offen können sie diese Logik nicht von sich weisen. Auf Dauer sind die unnachgiebigen Inseln der Diktatur im Europa von heute nicht in der Lage, sich am Leben zu halten.

Viele haben Angst vor einer Wiederholung der Diktatur in anderer Gestalt. Und davon hatten sie schon genug, sie haben keine Sehnsucht nach einem neuen Paternalismus. Die wirkliche Bedeutung schönklingender Worte können wir nur in ihrem Alltag kennenlernen, wenn wir die Gesichter dazu sehen, die sich dieser Worte bedienen. In der kommunistischen Phraseologie kannten wir uns schon aus, jetzt machen wir Bekanntschaft mit der christlich-nationalen Phraseologie. Beide erheben sie den Staat, ja die Staatsidee über das Individuum. Der aufmerksame Bürger kann nicht überzeugt sein davon, daß das Auswahlprinzip meritokratischer wäre als in den vorangegangenen Jahren. Bei Ernennungen ist die ideologische Treue auch heute ein wichtigerer Faktor als die Fachkompetenz.
Der Systemwandel ist den grauen Existenzen von gestern gewogen, bevorzugen sie doch verständlicherweise statt der Opposition die Regierungsparteien, denn für die verletzten Seelen ist ein bißchen Macht heute eine bessere

Medizin als etwa morgen. Das soll keineswegs heißen, daß die Oppositionsparteien keinen Anteil an dieser Schicht hätten.
Notwendigerweise bringt die Systemveränderung geistige Verwirrung mit sich, unausgegorene und aufgeschnappte Pseudogedanken, launische Ungereimtheiten, die eine routinierte konservative Administration im Handumdrehen aussieben würde. Die neuen Leute aber exponieren sich dafür ohne jede Not, nur weil sie meinen, das müßte so sein.
Wer keine überzeugende fachliche Autorität und Vergangenheit als Politiker besitzt, der ältere Anfänger, empfindet jedwede Kritik als unerträgliche persönliche Beleidigung. Obzwar beklommen, erwartet er gewissermaßen gar nichts anderes. Seine Antwort darauf ist ein verkrampfter Befehlston, er wird den anderen schon zeigen, daß er die Macht in Händen hält. Zu diesem Krampf gesellt sich irgendeine düstere Feierlichkeit. Seine Ernennung ist ein in goldenen Lettern geschriebener Tag der nationalen Heilsgeschichte, die Freudenbotschaft nicht nur einer neuen Administration, sondern auch einer neuen Weltanschauung und eines neuen Systems.
Fachkundige und arbeitsame Beamte, die alles tun, was in ihren Kräften steht, um Projekte voranzutreiben, gab es auch bisher schon und wird es in Zukunft geben. Manche Regierungsbeamte werden sich durch beachtliche Leistungen Verdienste erwerben. Die Amtsinhaber der Regierung werden der Opposition nicht nur grollen, vielmehr werden sich in der Diskussion mit ihr auch die eigenen Gedanken klären. Sie werden sich üben in der Selbstdisziplin des verantwortungsbewußten Mittelweges, der Konsenssuche. Es macht nichts, wenn sie nicht glänzen, Hauptsache, sie lassen sich keine aggressiven Gedankenlosigkeiten zuschulden kommen.

Beobachte ich also die inneren Entwicklungsprozesse in Ungarn, so habe ich als erstes anzumerken, daß ein verfassungsmäßiger Rechtsstaat aufgebaut wird, der die grundlegenden Menschenrechte meiner Mitbürger bisher noch nicht verletzt hat. Es hat ganz den Anschein, daß dies so bleiben wird.
Obwohl sich der Staat in der Krise befindet, obwohl die Regierung mit den notwendigen Gesetzesvorschlägen zögert, obwohl die Struktur der übernommenen Staatswirtschaft im großen und ganzen unverändert fortbesteht, ist die Wirtschaft dennoch nicht ohne Leben und Privatinitiative. Die Außenhandelsbilanz weist wieder Aktiva auf, die Deviseneinlagen der in Ungarn lebenden Bürger in den Inlandsbanken sind gestiegen, die Differenz zwischen offiziellem und Schwarzmarktkurs für westliche Währungen schrumpft immer mehr zusammen.
Das Selbstvertrauen Ungarns und das ihm entgegengebrachte Vertrauen

sind gewachsen. Und das hat Ungarn auch verdient, denn es ist ein tüchtiges Land, das sich trotz seiner heftigen Diskussionen und oftmals großen Worte mit derartigem Erfolg zur Invention und Disziplin der gewaltfreien Selbstverteidigung bekannte, daß eine gewaltige gesellschaftliche Umwälzung bis auf den heutigen Tag kein einziges Menschenleben gekostet hat.
Die Leidenschaften schlagen hohe Wellen, jeder beleidigt jeden, Angehörige desselben Lagers, ja desselben Stammes ziehen den Säbel, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Den größten Teil des Wirbels halte ich für theatralisch, ja sogar für possenreißerisch, was sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vermeiden läßt und wodurch die Bürger ihre Wortführer finden. Genauer gesagt nur die Hälfte, denn die andere Hälfte ist der parlamentarischen Redeschlachten überdrüssig, versteht sie vielleicht nicht einmal und beobachtet in düsterer Stimmung lediglich die von Woche zu Woche steigenden Preise.
Als Liberaler kann ich mich über das Vordringen der konservativen Rechten nicht freuen. Der neue Kitsch bereitet mir kein größeres Vergnügen als der alte, ich bedaure, daß die konservative Phantasie so wenig kreativ ist. Jedenfalls versuche ich, den ungarischen Rechtsruck im Kontext der Veränderungen im gesamten mittel- und osteuropäischen Raum zu betrachten.

Wenn es mit Jalta vorbei ist, wenn Deutschland Ost nicht länger existiert, wenn das Sowjetreich zerfällt, wenn die Slowenen und Slowaken ebenso von einem autonomen Staat träumen wie die Litauer oder die Armenier, warum sollte dann die politische Landkarte unseres Erdteils unangetastet bleiben? Wenn nicht einmal der Eiserne Vorhang tabu ist, warum sollten dann andere von Politikern auf der Landkarte eingetragene Grenzen tabu sein?
Parallel zur europäischen Integrationsbereitschaft entfaltet sich im östlichen, dem postkommunistischen Teil des Kontinents eine ethnisch-religiös-nationale Renaissance großen Stils. Durch die blockstaatliche Rhetorik des sowjetischen Imperiums ist dies bisher verhindert worden. Wenn aber der Block seinem Ende entgegengeht und allmählich vielleicht auch die Sowjetunion, dann nimmt die Wahrscheinlichkeit zu, daß in Osteuropa bis hin zum Ural und darüber hinaus nationalistische Nationalstaaten mit Nachdruck von sich reden machen werden.
Als Erbe werden sie das Schicksal der Nationalstaaten in dieser Region erleiden: Entweder werden sie wegen ihrer vom Mutterland getrennten Minderheiten unzufrieden sein oder aber deshalb, weil sie nicht in der Lage sein werden, einen homogenen Nationalstaat zu bilden, ohne Beunruhi-

gung der Mehrheit durch den vermeintlichen Separatismus der Minderheit.
Nationalstaaten, die gern homogen wären, erkennen die Wirklichkeit, daß sie eigentlich multinationale und multikulturelle Gebilde sind, nicht gern an. Um sich nicht einem besonnenen Denken unterwerfen zu müssen, suchen und finden sie genügend Gründe, weshalb sie beleidigt und mißtrauisch sein können. Ungeklärte, jedoch ungestüme Identitäten treten plötzlich aus dem stummen Hintergrund hervor. Jeder neue Bühnenheld trägt zahlreiche Verletzungen in sich, angesichts des unterdrückten Grolls sind sie alle leicht erregbar.
Die sich in jüngster Zeit zu Wort meldenden kollektiven politischen Subjekte grenzen sich meist voneinander ab. Ihr Selbstbewußtsein beziehen sie aus der beharrlichen und entschiedenen Feindseligkeit gegenüber einer benachbarten Nation oder Minderheit. In den Augen der Welt scheinen sie zänkische Zwillingspaare zu sein, ineinander verstrickte Feinde, deren Konflikte aus der Nähe betrachtet tragisch sind, aus der Ferne aber absurd.

Der Mehrheit mißfällt es, daß sich die Minderheit nicht assimilieren will. Warum nicht? Gefallen wir ihnen etwa nicht? Halten sie sich etwa für etwas Besonderes? Die Minderheit erwartet doch nicht gar, daß sich die Mehrheit zu einer ersten freundlichen Geste versteht?! Nun, wenn sie nicht so sein wollen wie wir, wenn sie ihre eigene Sprache sprechen wollen, wenn sie stolz sind auf ihre nationalen Traditionen, wenn sie sich von uns unterscheiden, wenn sie uns kritisieren wollen, wenn wir ihnen nicht gefallen, dann sollen sie sich doch zum Teufel scheren. Anfangs erwartet die ungeduldige Mehrheit eine schnelle Assimilation und schließlich eine umso raschere Dissimilation: Was haben sie hier zu suchen, sollen sie doch das Land verlassen!
Prinzipiell ist denkbar, daß der Bewußtseinsspaltung keine Grenzen gesetzt sind, weil jeder abgefallenen und nunmehr zur Mehrheit gewordenen Minderheit sogleich die an ihrem Busen fortlebende Minderheit oder etwa die Diaspora der einstigen Mehrheit zu schaffen macht, wodurch das nationale Selbstbewußtsein auf beiden Seiten in einen Rausch auf Leben und Tod geraten kann.

Alle Länder in unserer Region sind multinationale Staaten. Das auf ein Drittel seines Territoriums von vor dem Ersten Weltkrieg zusammengeschrumpfte Ungarn weniger, die größer gewordenen oder neu geschaffenen Nachbarstaaten mehr.
Wer an der nationalen Staatsidee festhält, der gerät folgerichtig unaufhör-

lich in Konflikt mit der territorial-ethnischen Wirklichkeit. Aus der Perspektive des Verlierers ist das leichter einsehbar als aus dem Blickwinkel des Gewinners.
In diesen ethnisch gemischten Landstrichen ist der Nationalist gezwungen, sich an historizistische Konstruktionen zu klammern, es gilt den Beweis anzutreten, daß seine Vorfahren als erste in dem umstrittenen Gebiet gesiedelt haben.
Das kollektive Ich möchte sich als ein möglichst altes begreifen. So merkwürdig es klingen mag, die Erforschung des Sachverhalts, wessen Ahnen die fragliche Provinz früher an sich gerissen haben, bildet die Grundlage für das staatsbürgerliche Selbstwertgefühl der Menschen. Bereitwillige Autoren dichten unter Heranziehung weniger Geschichtsdaten Mythen der Selbstrechtfertigung.
Der nationale Fundamentalismus ist ein Fieberwahn, wer davon erfaßt wird, der kann sich nur schwer wieder befreien, dessen Verstand wird durch und durch benebelt von der Psychose des kollektiven Grolls, derart, daß ihn schier alles an sein Verletztsein erinnert. Er habe es schon immer gesagt, so sein triumphierender Argwohn, daß die andere national-ethnische Gemeinschaft etwas Schlimmes ausheckt!
Formale Logik befremdet den nationalen Fundamentalisten, auf die ihm gestellten Fragen gibt er ausweichende Antworten, seine Dialogbereitschaft ist nur geheuchelt. Nie gibt es eine gemeinsame Sprache, denn die Durchsetzung der Sonderinteressen steht weit über dem Anspruch, einen Ausgleich herbeizuführen. Nicht nur, daß er den anderen nicht versteht, er will ihn auch gar nicht verstehen. Verständnis für den anderen macht ihm Angst, das könnte ihn verunsichern. Dann ist es ihm schon lieber, stetig wiederkehrend die verbrecherischen Neigungen der anderen Gemeinschaft nachzuweisen.
Reife Nationen haben den fieberhaften Egozentrismus schon überwunden. Junge Nationen haben diesen Entwicklungsprozeß noch hinter sich zu bringen. Die Symptome sind bekannt: Plötzlich blasen sie sich auf und glauben religiös fanatisiert an ihre unvergleichliche Berufung. Vielleicht findet sich gerade ein erfolgreicher Demagoge, ein zukünftiger Diktator, der schmeichelhaft vor ihren Augen den Traum von der eigenen Größe aufscheinen läßt.
Die großen europäischen Nationen haben sich bereits ausgetobt. Jede von ihnen glaubte, was sie jetzt nicht mehr glaubt: daß sie dazu berufen sei, die gesamte Region zu beherrschen, gleichzuschalten und als Reich zu organisieren. Nach den Großen kommen die Kleinen, jawohl, zwischen dem Nationalismus der großen und der kleinen Völker sind Parallelen zu sehen,

wie sich auch der Egoismus des Wolfs und des Lamms ähnelt, beide wollen sie leben.
Untereinander allerdings sind diese kleinen Nationen schon nicht mehr so sanftmütig. Was einzuverleiben war, das versuchten sie sich einzuverleiben, wer zu verraten war, den verrieten sie. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts hier in Osteuropa ist ziemlich trostlos: wechselseitige Invasionen mit Genehmigung der Großmächte. Behördliche Beschränkungen und Benachteiligungen der Minderheiten. Die Ermordung von zwei Dritteln des europäischen Judentums war nicht nur das Werk der Deutschen. Die faschistischen Bewegungen der gesamten Region hatten dabei mitgewirkt. Es hatte den Anschein gehabt, als würden Mehrheit und Minderheit ohne Schwierigkeiten miteinander auskommen, dann folgten plötzlich mit unerklärlicher Grausamkeit Lynchjustiz, Pogrome und Deportationen.
Der seltenere Fall, wenn die Nationen ihre Souveränität verteidigten und sich gegenseitig Solidarität bekundeten, verdient gefeiert zu werden. Es lohnt sich also, jede Geschichte einer Rettung, einer Aufnahme, einer Unterschlupfgewährung für Flüchtlinge, einer Unterstützung von Bedrängten im Gedächtnis zu behalten.

Völker gibt es in dieser Region, deren strategische Optionen ziemlich unglückliche Entscheidungen waren und sie in häßliche Schuld und Sühne verstrickten. Die Unterentwicklung der politischen Souveränität in diesem Raum zwischen deutschen und russischen Landen erklärt die fehlerhaften Entschlüsse, ohne sie allerdings zu rechtfertigen.
Wer keine Souveränität besitzt, der ist ein Satellit. Das heißt, er bekennt sich nicht zu seiner Verantwortung, sondern wälzt sie immer auf einen anderen ab, auf seinen Vorgesetzten, auf eine Großmacht, die seine Interessen in Form einer Schutzherrschaft wahrnimmt. Auf diese Weise also unterbleibt die Vergangenheitsbewältigung in unseren Landstrichen in der Regel.
Die Völker hier sind nicht imstande, wegen der einen oder anderen Periode ihrer Geschichte dauerhaft Groll zu hegen. Zur Natur des nationalen Selbstbewußtseins gehört die Fähigkeit, sich selbst im nachhinein zu rechtfertigen. Insbesondere trifft das für Nationen mit verletztem Selbstwertgefühl zu, und in unserer Region leben vor allem solche Nationen.
Die verschiedenen Formen des europäischen Faschismus waren allesamt die Artikulation nationaler Bestrebungen, die nach der Natur der Sache teils echte Interessen und teils Fieberphantasien waren. Beispielsweise schuf die deutsche Expansion im Zweiten Weltkrieg für Slowaken und Kroaten die Gelegenheit zu separaten Staatsgründungen. Das ist das Unglück der Zu-

spätgekommenen: Sie sind ungeduldig, bei der Annahme von Hilfe sind sie nicht wählerisch. Sie hätten die Erschütterung durch einen Krieg abwarten müssen, um sich nach der Niederlage der Mehrheitsnation von dieser zu trennen und die eigenen – autonomistischen?, separatistischen? – Interessen durchzusetzen.

Damit uns der Kult und das Theater des Nationalstaats nicht vollkommen auf den Geist gehen, sollten wir einen Blick auf zwei andere Strömungen werfen, auf die Anpassung unseres Landes an den größeren Gesamtrahmen, weiterhin auf die Emanzipation kleinerer Landstriche und Regionen.
Hinsichtlich der Demokratisierung Osteuropas kann die Erringung der Unabhängigkeit der lokalen Selbstverwaltungen von den Machtzentralen, von der Mehrheitsregierung des Nationalstaats gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die effektiven und auf Dauer bestehenden Organisationen sind lokaler Art. Der Anspruch auf territoriale Autonomie wirkt sich sowohl auf die kommunistische als auch auf die nationalistische Konsolidierung negativ aus.
Keinerlei sanktionierte Grenzregulierung vermag die Leute davon abzubringen, sich selbst verwalten zu wollen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Forderung nach territorialen Autonomien sowie nach einem konföderativen Vertrag für die Minderheiten auf Dauer abgelehnt werden kann. Denn diese Vorstellungen entsprechen den besonderen und komplizierten Verhältnissen der Menschen in unserem Landstrich.
Von Berg-Karabach bis nach Kosovo, vom Szeklerland bis in die Südslowakei wird das Verlangen nach Selbstverwaltung laut, und die Hoffnung auf Selbstbestimmung liegt nicht in astronomischer Ferne. Es wimmelt von Trugbildern eines Staatenbunds am Horizont, Grenzabbau gelangt auf die Tagesordnung der Geschichte.

*Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke*

# NEUE RUNDSCHAU

101. Jahrgang 1990 Heft 3
Begründet von S. Fischer im Jahre 1890
Herausgegeben von Günther Busch
und Uwe Wittstock

Gilles Deleuze: *Das elektronische Halsband. Innenansichten der kontrollierten Gesellschaft.*

LUST AM SCHÖNEN BÖSEN?

Elaine Scarry: *Schmerz und Macht. Anatomie der Folter.* Hubert Winkels: *Böses Schreiben – Schreiben gegen das Böse. Weltrettungsdienst Literatur oder Duell zehn nach zwölf.* Dirk von Petersdorff: *Wie es weitergeht. Drei Gedichte.* Ingeborg Harms: *Reiselust. Erzählung.* Ulrich Peltzer: *Kurze Rhapsodie von Gut und Böse. Prosa.* Uwe Wittstock: *Der Terror und seine Dichter. Politisch motivierte Gewalt in der neuen deutschen Literatur: Bodo Morshäuser, Michael Wildenhain, Rainald Goetz.* Franz-Joachim Verspohl: *Vom Umgang mit dem Mythos. Joseph Beuys und Anselm Kiefer – Zwei Modelle der Kritik des ästhetischen Bewußtseins.* Hans-Thies Lehmann: *Theater des Konflikts. Versuch über den Regisseur Einar Schleef.*

PORTRÄT

*Alle Themen der Dichtung müssen verdient sein.* Douglas Dunn, vorgestellt von Evelyn Schlag. Douglas Dunn: *Vier Elegien.*

BABYLON

Peter von Becker: *Kennen Sie García Lorca? Ein Spanier als deutsche Legende.*

WERKGESPRÄCH

*Abstieg zur Hölle.* Federico Fellini im Gespräch mit Jacqueline Risset.

FORUM

Viktor Jerofejew: *Ein Brief an die Mutter. Erzählung.* Doris Lessing: *Ereignisse am Himmel.* Günter Kunert: *Ausgestorbene und vergessene Fragen. Kurzprosa.*

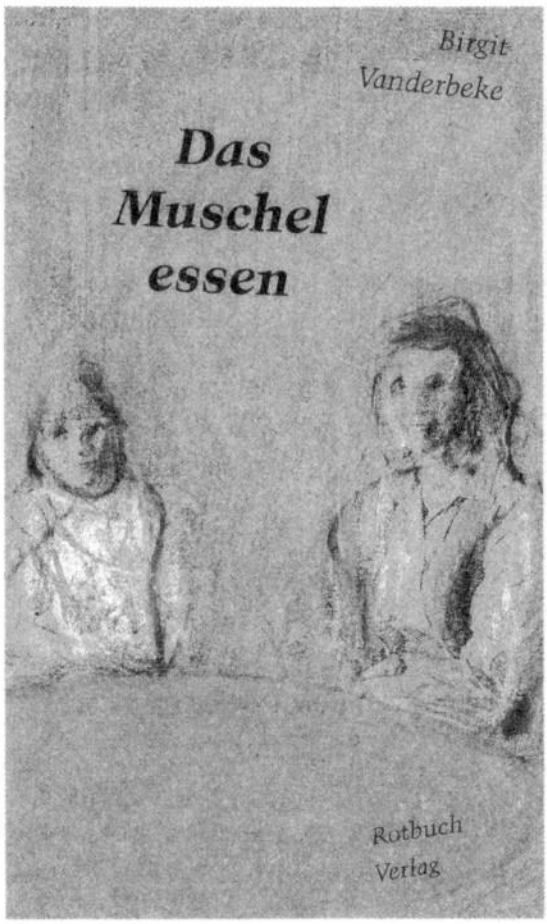
EINSPRÜCHE UND NACHREDEN

Bernd Eilert: *Bescheidener Vorschlag. Wie Kritiker und Autoren in Klagenfurt davor bewahrt werden sollen, ihren Zuschauern via 3Sat zur Last zu fallen, und wie sie dem breiteren Fernsehpublikum zum Nutzen gereichen können.*

**Viermal jährlich. Einzelheft DM 15,–/Jahresabonnement DM 56,- incl. Porto**
**S. Fischer Verlag · Hedderichstraße 114 · D-6000 Frankfurt am Main 70**

S. Fischer

# Ingeborg-Bachmann-Preis 1990




## Birgit Vanderbeke
## Das Muschelessen

gebunden, mit Schutzumschlag
112 Seiten · 24 DM

»Der Aufstand einer Familie gegen den Vater, den Patriarchen. Eine glückliche Symbolfindung und ein surrealer Grundeinfall geben der Erzählung *Das Muschelessen* eine Bewegung, die die Geschichte der Bundesrepublik als Familiengeschichte hörbar macht.«
Patrick Bahners in der FAZ

Rotbuch Verlag Berlin

# Richard Wagner
# Mythendämmerung

Er ist ein Ungar in Berlin. Ich treffe ihn manchmal. Der reale Sozialismus ist weg, sagt er. Was waren die siebziger, die achtziger Jahre doch langweilig. Jetzt ist action, sagt er.
Ja, im Osten ist action. Mehr noch: Osteuropa liegt in Trümmern. Es sind sichtbare und unsichtbare Trümmer. Trümmer im Kopf. Alle haben den Sozialismus boykottiert. Allen voran die Kommunisten. Alle haben an seiner Zertrümmerung mitgewirkt. Stasi wie Stalone.
Nun erscheint der Sozialismus als von niemandem gemacht, als etwas, dem alle unterworfen waren. Selbst Kommunisten treten in der rumänischen Öffentlichkeit als Antikommunisten auf. Der Antikommunismus ist nirgends eine ausreichende Garantie für eine demokratische Zukunft. Die ungarischen und polnischen Reformpolitiker der KP haben sich zu Sozialdemokraten erklärt. Sozialdemokraten, auch Sozialfaschisten genannt, man erinnere sich, von den Kommunisten mit Leidenschaft verfolgt und vernichtet. Kommunisten eignen sich den sozialdemokratischen Mythos an, der der Mythos des Sozialstaats ist, retten sich so, probieren es mindestens. Treten plötzlich als Sprecher der Schwachen auf, kompromittieren jeden sozialdemokratischen Entwurf in Osteuropa.

Die Rache an den Kommunisten fiel mäßig aus. Die Prozesse in Rumänien schleppen sich hin, sie beziehen sich nur auf die schier unentwirrbaren Vorgänge während der Revolution im Dezember 1989. Als wäre nicht die gesamte Herrschaftszeit Ceauşescus eine Zeit des Verbrechens gewesen. In der DDR wurden die alten Männer der Macht mal verhaftet, mal freigelassen. Die altneue Justiz ist ratlos. Sie selbst müßte vor Gericht stehen. Doch am Ende des Sozialismus haben es alle immer schon gut gemeint. Wie Mielke sagte: Ich liebe euch doch alle. Wo verläuft die Grenze zwischen Tätern und Opfern? Diese Grenze geht durch zu viele Personen hindurch.

Mythos des Opfers. Alle waren Opfer. Die einen haben sich verweigert, bitte nachlesen, die anderen haben das Schlimmste abgewendet. Die ehema-

lige Kultur-Aktivistin des Partei-Komitees in Temeswar, in Rumänien, hat Theaterstücke verboten und Anthologien zum Geburtstag Ceauşescus herausgegeben, sie hat das Schlimmste abgewendet. Nur das Schlimmste. Zu Hause hat sie geweint, und einmal hat sie ein kritisches Gedicht ihres Mannes vernichtet, damit man es bei einer virtuellen Hausdurchsuchung nicht finde, sagt sie jetzt. Sie hat Verbote ausgesprochen und selbst in Angst gelebt. Ihr Mann, der heimliche kritische Dichter und hauptberufliche Arzt, war nicht in der Partei, aber er war Psychiater. Jetzt sitzt er im Vorstand der Temeswarer Ökologischen Bewegung.

Alle waren mit dem Sozialismus verstrickt. Nein, sie haben sich nicht mit der Idee des Sozialismus identifiziert, sondern mit seiner Realität. Sie haben sich in der sozialistischen Realität eingerichtet. In der realsozialistischen Realität, wie es treffend absurd heißen müßte. Niemand war Kommunist, sagen lächelnd die gewesenen Parteimitglieder in Rumänien. Bis zum 22. 12. 89 waren es 2,6 Millionen, die mit den Parteibüchern wedelten. Im Januar zündeten sie diese Parteibücher mit Feuerzeugen auf öffentlichen Plätzen an, im Mai wählten sie die »Front zur Nationalen Rettung«[1], die in Rumänien seit der Revolution ein autoritäres Regiment führt. Selbst Ministerpräsident Roman, Sohn eines Altkommunisten und Spanienkämpfers jüdischer Herkunft, erzählte in einem Fernseh-Interview, er habe sein Parteibuch vernichtet. Roman gehört zur zweiten Generation der Nomenklatura. Ihr ist die Partei egal. Die Kommunisten sind verschwunden. In Polen und Ungarn zunehmend im wirtschaftlichen, in Rumänien im neuen politischen Management.

Osteuropa befindet sich in der Auflösung. Wer erinnert sich noch an das Wort »Ostblock«? Die Auflösung schreitet voran, und schon ist die Zeit der eindeutigen Gefühle vorbei: Freude und Trauer, Haß und Zorn und Schadenfreude, wo sind sie geblieben? Es ist eine Zeit der gemischten Gefühle gekommen. In jeder Freude ist Angst, in jeder Angst ist Hoffnung, in jeder Begeisterung Verzweiflung. Freiheit ist Privatisierung, und Privatisierung ist Arbeitsplatzverlust. Die Veränderungen sind zu nah am Leben der Menschen. Die Geschichte schreitet kalt durch die Lebensläufe. Womit sich wehren?

Die Menschen sagen, sie haben sich gegen die Diktatur gewehrt. Sie haben ein Leben geführt, das in einer fortgesetzten Abwehrhaltung bestand. Es war keine revolutionäre Geste. Es war Notwehr. Die Menschen suchten sich zu bewahren, sie hielten still. Sie sehnten ein anderes Leben herbei,

aber sie kannten es nicht. Sie wollten aus ihrer Lage heraus, aber wohin? Die Flucht hält auch nach den Umstürzen an. Die Menschen, die aus der Diktatur heraustreten, sind passiv. Die Devise war immer: Nichts tun, sich nicht engagieren. Jeder Schritt, auch der kleinste, war ein Kompromiß. Wo soll jetzt die eigene Initiative herkommen? Die Menschen leben mit dem Mythos, sie hätten die Revolutionen gemacht. Aber sie waren in Wirklichkeit nur Objekte dieser Revolutionen. Tatsächlich ist das System implodiert. Die Implosion des Systems zieht nicht nur die Implosion des Staates, sondern auch die der Gesellschaft nach sich. Das Desaster ist persönlich. Der Zusammenbruch des Sozialismus ist so oder so auch der Zusammenbruch des eigenen Lebenswerks. Nur die Jugend meint nichts zu verlieren. Die Ausstrahlung der Macht hat diesmal die Generationsgrenze nicht überschreiten können. Bei der Jugend wirkte die Angst nicht mehr. Sie ging auf die Straße und sagte unbekümmert: Nein. Mythos der Jugend? Ihn bekämpft das realsozialistische Kleinbürgertum. Auch am 22. habt ihr zugeschaut, riefen die protestierenden jungen Leute im Frühjahr auf dem Bukarester Universitätsplatz. Gemeint war der 22. Dezember 89, der Tag des Sieges über Ceauşescu.
Die Revolutionen in Osteuropa wurden von Minderheiten initiiert, die das reale Ergebnis der Revolutionen so gar nicht beabsichtigten. Den einen ging die Demontage zu weit (Neues Forum in der DDR), den anderen ging sie nicht weit genug (die Spontan-Revolutionäre in Bukarest).

Der Sozialismus ist immer überschätzt worden. Er hatte ein zu großes theoretisches Gewicht. Diese Theorie verführte Anhänger und Gegner gleichermaßen. Der Sozialismus hat es verstanden, sich als logischen Endpunkt der Geschichte darzustellen. Das glaubte niemand, aber die meisten gewöhnten sich daran. Kaum einer, der eine sozialistische Schulbildung hat, kommt jemals ganz von diesem teleologischen Weltbild los. Alle warteten auf das Ende des Sozialismus, aber keiner war auf sein tatsächliches Ende vorbereitet. Der Sozialismus ist ein streunender Mythos. Schon gibt es wieder Leute, die seine Realität beenden wollen, damit sie wieder an ihn glauben können. Der Sozialismus übertönt den Alltag, er ist ein Schild vor der Banalität. Sein Ende bedeutet den Eintritt des Banalen, die Menschen werden mit unverstelltem Leben konfrontiert. In vielen Köpfen steht die nackte Erkenntnis: Nicht der Sozialismus ist es, das Leben ist so. Sie reisen und sie fliehen, westwärts, westwärts, und sie denken den Satz der beiden Protagonisten eines Films über polnische Emigranten der achtziger Jahre: Überall ist es besser, wo wir nicht sind. Ein melancholischer Mythos.
Die Mythen werden von der Realität eingeholt. Die Freiheit entpuppt sich

als Reisefreiheit. Die Reise ist eine gelungene Flucht, die Reise ist eine mißlungene Flucht. Das sind die zwei Gesichter der Reisefreiheit. Polen und Rumänen kampieren vor den westlichen Botschaften wegen Visa. Jeder kann ausreisen, aber man kann fast nirgends einreisen. Im September standen österreichische Soldaten an der ungarischen Grenze, wehrten Flüchtlinge ab, Rumänen, Polen. Wo kein Visum-Problem ist, ist die Geldfrage. Es gibt keine Reisefreiheit ohne konvertible Währung. Die Menschen werden mit Problemen konfrontiert, die ihren Horizont überschreiten. Was bedeutet »konvertibel«? Heißt »konvertibel« übersetzt nicht »anerkannt«? Es geht wohl um die Anerkennung durch Europa. Von der Rückkehr nach Europa schwärmen die osteuropäischen Feuilletons. Was aber ist Europa? Das bessere Leben? Die Gegend, in der Busse fahrplanmäßig fahren und Lebensmittel in den Läden liegen? Ist es dort, wo schöne Bücher gedruckt werden? Wo die Städte leuchten?

Die Menschen des Ostens flüchten und fliehen in die Metropolen des Westens. Sie stehen im fremden Licht wie hilflose Täter und sind doch nichts als Opfer. Unter den mißbilligenden Blicken der Westberliner räumen Polen die Billig-Supermärkte leer. Vor den Läden bilden sich Morgen für Morgen die Käuferschlangen, das realsozialistische Ritual des Einkaufens setzt sich in Westberlin durch. Osteuropäer stellen osteuropäische Verhältnisse her. Mürrisch stehen sie vor dem Laden und können den Walkman-Frohsinn der Westler nicht begreifen. Eine tiefe Verzweiflung ergreift sie, die ganze böse Geschichte steht plötzlich vor ihren Augen. Wir hatten kein Glück, man hat uns den Russen ausgeliefert. Hätte man uns nicht den Russen ausgeliefert. Das Jalta-Syndrom. Freiheit, eine Metapher trifft auf die Realität und füllt sich mit Mißverständnissen. Es stellt sich heraus: Die Metapher war leer. Ohne den Kalten Krieg leuchtet sie nicht.

Die Begegnung mit dem Westen ist eine zwiespältige. Sie weckt die Sehnsucht nach Konsum, und sie vergrößert die Verzweiflung. Wir sind rettungslos verloren, denken die Touristen, die ohne Geld aus dem Bus steigen, auf dem »Touristicsny« steht. Sie meinen damit die Gesellschaft zu Hause. Und jeder sucht sich nun selbst zu retten. Der Sozialismus hat die Selbstsucht gefördert. Rette sich wer kann. Eine Variante des Mythos vom Genuß? Die meisten Osteuropäer möchten insgeheim Westeuropäer sein. Sie möchten vielleicht Ungarn oder Rumänen oder Polen bleiben, aber im Westen. Der Nationalismus ist ein seltsamer Begriff. Er ist wortgewaltig, aber nicht loyal. Die osteuropäischen Mythen sind janusköpfig.

Im Herbst 1990 ist die Revolution weit weg. Der Mythos ist der Banalität gewichen. Der Staat hat sich verändert, das Leben nicht. Die Revolutionen in Osteuropa waren Massenbewegungen, aber sie hatten, mit Ausnahme Polens, kein organisatorisches Rückgrat. Die organisierte Opposition repräsentierte, selbst wo es sie gab, in der DDR, in der Tschechoslowakei, das Volk nicht. Persönlichkeiten wie Havel substituierten den Mangel, in Rumänien war es sogar das Fernsehen. Es war Schaltzentrale der Revolution. Daß Schriftsteller die politischen Ämter übernehmen, ist auch ein Zeichen der Krise, was in den Augenblicken der Begeisterung kaum wahrgenommen wird. Der Berufspolitiker hat die Bühne verlassen, gefragt ist der Amateur. Der Mythos vom Schriftsteller als besserem Politiker ist ein mitteleuropäisches Mißverständnis.
Dabei haben selbst die Schriftsteller ihren Sarkasmus verloren. Das überschaubare Verlagssystem geht den Bach runter. Es ist die Zeit der Gabelbieger und Sternendeuter. Rumänische Zeitungen schreiben über das Bergarbeiter-Pogrom[2] und über das Leben nach dem Tod. Marx ist durch sein Sexualleben präsent, und der Name des toten Diktators wird konsequent mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben: ceauşescu. Der Unterhaltungswert der Zeitungen ist gestiegen, der Informationswert kaum.
Die Realität selbst erscheint wie eine Fiktion. Die Menschen als Protagonisten. Die Handlung ist verworren, ein Ausgang nicht abzusehen. Die Menschen leben wie in einem Fortsetzungsroman, der täglich von wechselnden Autoren auf launige Weise fortgeschrieben wird. Die Nervosität wächst.

Viele in Osteuropa meinten, es genüge, die Kommunisten davonzujagen, damit alles anders werde. Noch im Februar sagte ein bulgarischer Oppositioneller: »Bulgarien könnte ein Garten Eden sein, aber vor 43 Jahren haben wir den Bock zum Gärtner gemacht.« Die Vergangenheit leuchtet. Es ist die Stunde der Zwischenkriegszeit. Der Mythos von der Demokratie der Zwischenkriegszeit blockiert das gegenwärtige politische Denken. Nationalismus und autoritäre Herrschaftsstrukturen kennzeichnen die meisten der osteuropäischen Zwischenkriegsgesellschaften. Die Zwischenkriegszeit ist verklärt. Für die meisten bleibt die Wurzel allen Übels der Nachkriegssozialismus, ein sowjetischer Import. Es ist ein Mythos der Selbstbeschwichtigung und Rechtfertigung.
Wie einen bösen Traum wollten viele Osteuropäer diesen Sozialismus verdrängen. Sie riefen: Freiheit, aber die Freiheit, die sie meinten, war abstrakt, ohne daß es ihnen bewußt war. Es war das Gefühl einer großen Stunde, es ist die Erinnerung an das Gefühl einer großen Stunde. Die Mauer ist weg, die Feier unter dem Brandenburger Tor wird auf Video-Kassette angebo-

ten. Die Realität der Freiheit ist die Währungs-Union. Dafür werden die DDR-Deutschen von den Osteuropäern sogar beneidet: Es ist ihnen richtiges Geld zugesteckt worden. Unter Ceauşescu nahm man in Rumänien, wenn man zum Arzt ging, Kaffee und Kent-Zigaretten mit, seit der Revolution verlangt der Arzt Geld, richtiges Geld, D-Mark. Der Besitz von Devisen ist nicht mehr strafbar, der Arzt möchte gern reisen, und der rumänische Leu ist nicht konvertierbar. Eine D-Mark auf dem Schwarzmarkt ist ein durchschnittlicher Sechs-Stunden-Lohn. Die D-Mark ist ein Mythos. In Ungarn ist es an der Tankstelle kein Problem, in D-Mark zu bezahlen. Die Tankwartsfrau rechnet schnell im Kopf die Forintsumme um.

Das Ende des Sozialismus bedeutet nicht das Ende der Korruption. Die Korruption ist nicht der Zwilling des Sozialismus, sondern die Ausgeburt der Krise. Die Krise ist allseitig. Das Ende des Sozialismus hat sie von ihren Fesseln befreit. Der Sozialismus hat sie, solange er konnte, verhüllt. So hinterläßt er nichts als Ratlosigkeit. Mit dem Ende des Sozialismus ist die Nische der Klagen zerbrochen.

Die wahrscheinlich am stärksten zerstörte Gesellschaft ist neben der albanischen die rumänische. Sie hatte außer dem Stalinismus auch noch dessen zweiten Schub, die Ceauşescu-Herrschaft, zu ertragen. Doch: die Zerstörung ging dort am weitesten, wo die zivilen Elemente am schwächsten waren, in Rumänien, in Albanien. Und sie ging dort am weitesten, wo der Stalinismus sich von Moskau unabhängig gemacht hatte. Die einheimischen Stalinisten haben den Mythos der Unabhängigkeit zum eigenen Überleben genützt. Wo der Marxismus-Leninismus allein nicht mehr griff, wurde er durch den Nationalismus erfolgreich ergänzt. So konnte sich Ceauşescu halten. Der Marxismus-Leninismus hat sich in Rumänien im Dezember 89 verabschiedet, der Nationalismus ist geblieben.
Die Verfassung der osteuropäischen Gesellschaften in der Zwischenkriegszeit ist ausschlaggebend für ihre Verfassung heute. Von der Titelseite einer neuen rumänischen Zeitung starrt mir das Bildnis des Marschalls Antonescu[3] entgegen. Es ist das Bild, das ich von verstaubten Kalendern kenne, die auf dem Dachboden die fünfziger Jahre überlebt haben. Man hat vergessen, sie zu verbrennen, als die Russen kamen. Der Marschall in Uniform, mit seinen Auszeichnungen. Neben dem Bild steht ein märchenhafter Artikel über den Helden der Nation.
Die gesamte Geschichte hat einen positiven Schein. Nur die letzten fünfundvierzig Jahre zeigen eine widerliche Fratze. Es ist das häßliche Gesicht der Geschichte, das sich jetzt wegdrehen läßt. Kaum einer will es sehen. Es

ist zu nah am eigenen Leben. Alles Häßliche ist in dieses Gesicht gepackt, der Rest leuchtet.
Die Zeitung, die das Bild des Marschalls veröffentlicht, wird von einem ehemaligen Hofdichter Ceauşescus herausgegeben. Er ist einer der Architekten des Personenkults um den Conducator. In den siebziger Jahren schrieb er in einem Sommer der Dürre, nachdem es just an dem Tag, als Ceauşescu von einer Afrika-Tour zurückkehrte, geregnet hatte, einen Begrüßungsartikel mit dem Titel: Der Mann, der den Regen brachte. Der Hofdichter hatte bereits unter Ceauşescu einen schrillen Nationalismus propagiert. Er rezitierte wie Jewtuschenko, in Stadien, ließ Rockmusik dazu spielen. Er huldigte Ceauşescu, aber er meinte mit dem Conducator wahrscheinlich damals schon den wirklichen Führer, Antonescu.
Als der Hofdichter zu populär wurde, wurden seine Auftritte verboten. Ceauşescu liebte nur die eine Popularität, die seine. Niemand trat ungestraft aus seinem Schatten, auch mit einer Huldigung nicht. Als der Hofdichter in den Tagen der Dezember-Revolution von den Leuten auf der Straße erkannt wurde, entging er nur knapp der Lynch-Justiz. Er versuchte in die amerikanische Botschaft zu flüchten, aber das Torgitter war zu. Rumänische Soldaten, die Wache hielten, retteten ihn. Ein halbes Jahr ist vergangen, wo ist die Revolution? Der Hofdichter verbreitet wieder den hellen Schein der Nationalgeschichte. Wer von Helden spricht, ist selbst ein Held. Er muß nur laut genug sprechen. Die Wehrhaftigkeit des Mythos kommt vor seiner Wahrhaftigkeit.

Die Revolutionen in Osteuropa waren kurz. Sie schwanden rasant aus der Erinnerung. Die nachrevolutionäre Situation deckte die Revolution rasch zu. Wer kennt sie noch, die Helden der Straße. Die ersten freien Wahlen gingen ungerührt über sie hinweg. Die Mehrheit erinnert sich nicht gerne an die Tage der Revolution. In Rumänien saß die Mehrheit, die unter Ceauşescu geschwiegen hat, vor dem Fernseher. Die Revolution wurde ja direkt übertragen, und schon vom Fußball weiß man, daß man vor dem Bildschirm mehr mitbekommt als im Stadion. Die Revolutionen verwandeln sich in kürzester Zeit in ein Kalender-Datum, in eine rote Kalenderzahl. Sie nehmen innerhalb von Monaten die Selbstverständlichkeit eines Feiertags an, eines kleineren. Die großen Feiertage entsprechen der nationalen Größe, die ist in der Vergangenheit. Zum Nationalfeiertag erklärte das neue Parlament in Rumänien nicht den 22. Dezember, sondern den 1. Dezember. Am 1. Dezember 1918 war das moderne Groß-Rumänien ausgerufen worden. Dieser Feiertag stellte seinerzeit einen krönenden Abschluß dar. Heute nicht mehr. Heute ist er das Zeichen für eine offene nationale

Entwicklung. Zur Vollendung Groß-Rumäniens fehlen die Nord-Bukowina und Bessarabien, die seit Kriegsende zur Sowjetunion gehören, und die Süd-Dobrudscha, die in Bulgarien liegt. Der 1. Dezember ist ein Mythos, eine ganz andere Größe als der 22. Dezember. Dieser markiert das Ende einer Diktatur. Für das Nationalgefühl zu wenig. Das Nationalgefühl wächst mit dem Territorium, nicht mit der Demokratie.

Die Produktion sinkt, die Autorität verfällt. Die Kriminalität steigt. Was tun. Die Entwicklung ist längst aus dem Ruder gelaufen. Die Perestrojka war nichts weiter als die Vereinnahmung des Prager Frühlings durch die bankrotte Partei. Sprüche wie: Wir verkaufen nicht unser Land, von der Front in Rumänien erfolgreich in Wahlmünze umgesetzt, erscheinen als Auswüchse des Mythos von der eigenen Bedeutung. Osteuropa muß seine Bedeutungslosigkeit erkennen. Es muß mit dieser Bedeutungslosigkeit leben. Der Westen braucht Osteuropa nicht. Das unterentwickelte Osteuropa braucht den Westen. Der Mythos vom Ausverkauf mischt sich mit dem Mythos der Arbeitslosigkeit, ein Mythos zur Abschreckung. Als könnte der Sozialismus die Frage der Arbeitslosigkeit lösen.
Ein knappes Jahr nach der Revolution ist das Schlagwort von der Demokratisierung passé. Nicht das Ende des Systems ist die zentrale Frage, die die Menschen beschäftigt, sondern die Krise. Kein Weg führt zurück, keiner scheint vorwärts zu führen. Es ist die Stunde des Nationalismus. In der atomisierten Gesellschaft, die die Kommunisten hinterlassen haben, ist der Nationalismus ein letzter Halt für die Rat- und Hilflosen. Warum führen uns die Juden, stand im August an einer Fabrikwand im siebenbürgischen Kronstadt.

Die Zigeuner sind der sichtbar gewordene Teil der Verelendung in Südosteuropa. Sie sind die sprachlosen Sprecher der Unterentwicklung. Die verschlossene Gesellschaft hat sie verdrängt. Von ihnen war in Rumänien ebenso wenig die Rede wie von den Homosexuellen oder den Behinderten. Die sich öffnende Gesellschaft wehrt sich durch Stigmatisierung: die Zigeuner sind schuld, sie haben von der Diktatur profitiert. Das Bergarbeiter-Pogrom in Bukarest, im Juni, richtete sich gegen kritische Intellektuelle und auch gegen die Zigeuner der Vorstädte.

Die Unterentwicklung ist nicht nur materiell. Die Wahlergebnisse in Rumänien und Bulgarien sind ein Zeichen der Unterentwicklung. Die Unterentwicklung ist ein durch den Stalinismus wesentlich verstärktes Produkt der osteuropäischen Geschichte. Osteuropa macht unentwegt Rettungsversu-

che: einzelne, kollektive. Es versucht eine Rettung seines Selbstbildes durch eine neuerliche geographische Teilung herbeizuführen: Ostmitteleuropa gegen Südosteuropa; auf der einen Seite: Ungarn, die Tschechoslowakei, Polen, dazu Slowenien, Kroatien, auf der anderen: Rumänien, Bulgarien, Serbien, Mazedonien, Albanien. Eine unsichtbare Linie zieht sich die alten südosteuropäischen Grenzen Habsburgs entlang. Schon geht ein Gerücht durch die freie Presse Rumäniens, das behauptet, beim Gipfeltreffen auf Malta im Dezember 89 hätten Bush und Gorbatschow Osteuropa aufgeteilt. Es ist ein Mythos zur Ausrede für die hilflose Opposition.
Mitteleuropa, das träumerische, über das sich das Geld legt, verdrängt seine häßliche Seite, schiebt sie auf den Balkan ab. Soll dieser wieder der Hinterhof sein?

*Anmerkungen*

1 Die Front zur Nationalen Rettung kam in Rumänien durch die Dezember-Revolution 89 an die Macht. Sie erschien anfangs, im Vakuum, das die Ceauşescu-Diktatur hinterlassen hatte, als politische Improvisation der Leute guten Willens. In der Front gewannen aber bald die Reform- und Nationalkommunisten die Oberhand. Die Front stützt sich auf den alten Staatsapparat. Bei den ersten freien Wahlen im Mai 90 erhielt sie 67 Prozent der Stimmen, ihr Präsidentschaftskandidat Iliescu, ein ehemaliger Reformkommunist, gar 86 Prozent. Die Front leugnet, eine Nachfolgeorganisation der seit den Dezember-Ereignissen aus dem politischen Leben verschwundenen KP zu sein.

2 Am 13. Juni 90 ließ Iliescu nach gewalttätigen Demonstrationen mehrere tausend Bergarbeiter nach Bukarest kommen, die im Verein mit zivilen Sicherheitsleuten zwei Tage lang Jagd auf Oppositionelle machten, Teile der Universität verwüsteten, die Sitze der Oppositionsparteien und die Redaktionen kritischer Zeitungen stürmten und demolierten.

3 Ion Antonescu war der starke Mann des militaristisch-faschistischen Regimes in Rumänien (1940-1944). Er ließ sich Conducator (Führer) nennen. Den Titel Conducator übernahm später Ceauşescu. Antonescu wurde nach dem Krieg hingerichtet.

# Martin Pollack
# Zurück in die Vergangenheit

## Der Nationalitätenhader im verschwindenden Osteuropa

Bittere Zeiten stehen bevor. Noch bis vor kurzem galt unsereins als Osteuropaexperte, und darauf konnte man sich schon etwas zugute halten, zumindest im Kaffeehaus. Frau Hilde, die freundliche Kellnerin des traditionsbeladenen Café Sperl im sechsten Wiener Gemeindebezirk etwa, versäumt keine Gelegenheit zu fragen, wann ich wieder »nach Osten« aufbreche, um mich dann vor allen Gästen redlich zu bedauern: »Daß Sie sich das antun! Osteuropa muß doch schrecklich anstrengend sein?« Die mitfühlend-bewundernden Blicke der übrigen Gäste sind jedesmal eine Wohltat für mich. Da schmeckt der kleine Braune, der sonst im Café Sperl eher zu wünschen übrig läßt, gleich nochmals so gut.

Tempi passati. Osteuropa ist endgültig von den Landkarten getilgt, die letzten Reste des Eisernen Vorhangs werden eingerollt, und es wird nicht mehr lange dauern, dann haben wir Osteuropabeobachter ausgedient und müssen uns nach neuen Spezialgebieten umschauen. Das wird gar nicht so leicht sein, sind doch alle halbwegs attraktiven Regionen schon längst von Kollegen besetzt, die sich gegen jede Konkurrenz zur Wehr setzen. Und noch dazu keine trostreichen Worte von Frau Hilde mehr, keine bewundernden Blicke der Sperl-Gäste, kein strenger Duft von Ostblock-Exotik, der uns begleitet. Schon jetzt spricht man nur mehr von Ostmitteleuropa, und bald wird auch dieser Begriff verschwunden sein. Dann gibt es nur mehr Europa.

So jedenfalls wünschen sich das die Bewohner der Länder des ehemaligen Osteuropa, die nun mit aller Kraft die »Rückkehr nach Europa« suchen. Ob dieser Weg allerdings tatsächlich so eben und einfach ist, wie sich das unsere Freunde in Warschau, Prag und Debrecen erträumen? Vieles deutet darauf hin, daß ihnen ein bitteres Erwachen bevorsteht. Es könnte sich erweisen, daß auf dem Weg nach Europa noch so manche tückischen Hindernisse, vielleicht sogar tödlichen Tretminen lauern.

Auf den ersten Blick scheint ja alles glatt zu laufen. Die Revolutionen in Budapest, Bukarest, Prag und Ostberlin haben rascher und vor allem gründlicher gesiegt, als wir uns das bis vor kurzem vorstellen konnten. In

allen Ländern des ehemaligen sowjetischen Einflußgebietes bietet sich nun dasselbe Bild: Hammer und Sichel und Leninbüsten werden abmontiert und ins Museum geschafft oder einfach auf die Misthaufen der Geschichte geschmissen, soweit sich nicht ein kauziger westlicher Käufer findet, der bereit ist, für diesen historischen Schrott gutes Geld hinzulegen. (Zum Schluß wird sich noch herausstellen, daß all der Plunder aus faktisch unverrottbaren Plastestoffen besteht und als Sondermüll entsorgt werden muß!) Doch nicht nur die alten Staatssymbole und die Denkmäler verschwinden. Straßen, Schulen, Universitäten und Fabriken, ja, ganze Städte werden umbenannt. Kein Tscheche, der etwas auf sich hält, will heute noch in der Klement-Gottwald-Allee wohnen. Und selbst polnische Erstkläßler finden es unzumutbar, weiterhin in die Boleslaw-Bierut-Schule zu pilgern, um das ABC zu erlernen. Lehrer, Eltern und auch die Behörden sind derselben Meinung, und so wird die Bildungsstätte für die Jüngsten flugs nach Józef Piłsudski benannt. Oder nach Wincenty Witos. Oder auch nach Papst Johannes Paul II. Die Auswahl ist groß. In kroatischen Städten werden die Plätze der Opfer des Faschismus umbenannt in Plätze der kroatischen Helden, also genau nach den Anhängern jenes faschistischen Ustascha-Führers Ante Pavelić, Poglavnik genannt, der im Jahre 1941 mit Hilfe von Hitler und Mussolini den »Unabhängigen Staat Kroatien« ins Leben rief und dessen Opfer nun aus der kollektiven Erinnerung getilgt werden sollen. Die tschechoslowakischen Kommunisten hatten kaum ihre Machtpositionen geräumt, da erhielt die südmährische Stadt Gottwaldov, benannt nach Klement Gottwald, Führer der KPTsch nach 1945 und Vertrauter Josef Stalins, schon wieder ihren historischen Namen Zlín, der vor dem Krieg wegen der hier beheimateten Schuhfabrik Bat'a auf der ganzen Welt bekannt war. Und es wird wohl nicht mehr lange dauern, dann wird auch Leningrad wieder den alten Namen St. Petersburg tragen. Wenn die Kommunisten eines erreicht haben, dann dies, daß die alten Ausbeuter in diesem Teil Europas wieder einen tadellosen Ruf genießen. Auch ein Erfolg, auf den sie stolz sein können.

Wir pragmatisch denkenden Besucher aus dem Westen schütteln bei solchen Denkmalentfernungs- und Straßenumbenennungsaktionen, die ja nicht ganz billig sind, verständnislos den Kopf und machen unseren ostmitteleuropäischen Freunden vielleicht sogar den leisen Vorschlag, sie sollten in ihren krisengeschüttelten Ländern zuerst dringlichere Aufgaben in Angriff nehmen, wie etwa den gar nicht so einfachen Übergang von der sozialistischen Planwirtschaft zur freien Marktwirtschaft, und erst, wenn diese halbwegs gelöst sind, an die Abmontierung der gewiß störenden Denkmäler und die Umbenennung von Städten und Straßennamen denken. Doch un-

sere Freunde reagieren auf solche Ratschläge für gewöhnlich ungeduldig, manchmal sogar direkt aggressiv. Ob wir denn noch immer nicht begriffen hätten, worum es gehe? Es sei nun einmal unumgänglich, erst die alten Symbole und Namen wegzuräumen, um Platz für noch ältere zu schaffen. Der Weg zur Demokratie führe notwendig zurück in die Vergangenheit, in die Zeit vor dem Kommunismus, in die Jahre der staatlichen Selbständigkeit, der unabhängigen Regierungen, der authentischen, wenn auch vielleicht nicht immer demokratischen Parteien. Dann erst könnten sie sich der Zukunft widmen. Und bei näherem Hinsehen haben unsere Freunde ja recht. Die alten Namen, Symbole und Wappen, die überall hervorgeholt werden, künden stets dieselbe frohe Botschaft: Seht her, wir haben unsere Unabhängigkeit wiedererlangt, wir sind wieder Herren der eigenen Geschichte. Dieser Trend zurück in die Vergangenheit läßt sich in allen Ländern und Regionen der im Zerfall befindlichen Sowjetunion und ihrer Einflußsphäre beobachten. Als im März 1990 Litauen seine Unabhängigkeit ausrief, wurde im Parlament das KP-Emblem mit einem Vorhang verhüllt und die gelb-grün-rote Fahne des unabhängigen litauischen Staates gehißt, der in der Zwischenkriegszeit existiert hatte. Statt der kommunistischen Symbole führt das Staatswappen nun wieder einen weißen Ritter, den Volkshelden Vytis, dessen blauer Schild ein goldenes Balkenkreuz trägt. In Ungarn schmückt wieder die Stephanskrone mit dem schiefen Kreuz das Staatswappen, und auch der polnische Adler trägt wieder die Krone.

Ist der Rückgriff auf die vorkommunistische Vergangenheit tatsächlich so problemlos, wie unsere Freunde gerne glauben wollen? Oder lügen sie sich damit selber in den Sack? Die Zwischenkriegszeit, an die sie anknüpfen und deren Parteien wieder belebt werden sollen, ist tatsächlich nur mit viel gutem Willen nostalgisch verklärt zu betrachten. In Wahrheit waren jene Jahre auch in diesen Ländern überschattet von Nationalitätenhader und nachbarschaftlichen Konflikten, von der Unterdrückung ethnischer Minderheiten und gegenseitigen Grenzstreitigkeiten, die zuerst durch den Zweiten Weltkrieg und dann durch die Etablierung der kommunistischen Herrschaft in den Hintergrund gedrängt wurden. Doch gelöst wurden sie dadurch nicht. Daß der Anspruch der Kommunisten, die nationale Frage bewältigt zu haben, nur Wunschdenken war, ist inzwischen eine Binsenweisheit. Nun, da diese Regionen aus ihrer jahrzehntelangen Narkose erwachen, regen sich auch wieder die alten Ängste, das alte Mißtrauen, die alten Komplexe, der alte Haß. Wer anders denkt, wer einer anderen Gemeinschaft angehört, eine andere Sprache spricht, vielleicht auch nur einen anderen Dialekt, wer eine andere Kirche besucht, wird ausgegrenzt oder auch offen verfolgt. Eine historische Erklärung für solche Aktionen ist jeweils

# *ZEITFRAGEN LEBENSFRAGEN*

*EINE BUCHAUSWAHL AUS DEM VERLAG FREIES GEISTESLEBEN*

11 **Spirituelle Psychologie**
11 Vorträge von Rudolf Steiner,
Hrsg. von Markus Treichler..
310 Seiten, kart. DM 14,80

12 **Elemente der Erziehungskunst**
Menschenkundliche Grundlagen der Waldorfpädagogik.
9 Vorträge von Rudolf Steiner.
Hrsg. von Karl Rittersbacher.
192 Seiten, kart. DM 14,80

13 **Soziale Frage und Anthroposophie**
Zur Neugestaltung des gesellschaftlichen Organismus.
10 Vorträge von Rudolf Steiner.
Hrsg. von Dietrich Spitta.
320 Seiten, kart. DM 14,80

14 **Christologie**
Anthroposophie als Weg zum Christusverständnis.
12 Vorträge von Rudolf Steiner.
Hrsg. von Heten Wilkens.
288 Seiten, kart. DM 14,80

15 **Das Leben nach dem Tod**
und sein Zusammenhang mit der Welt der Lebenden.
10 Vorträge von Rudolf Steiner.
Hrsg. von Frank Teichmann.
280 Seiten, kart. DM 14,80

16 **Mensch und Sterne**
Planeten- und Tierkreisentsprechungen in Mensch und Erde.
Acht Vorträge von Rudolf Steiner.
Hrsg. von Heinz H. Schöffler.
Ca. 200 S. kart., ca. DM 14,80

Wir informieren Sie gern über unser gesamtes Verlagsprogramm: Anthroposophie, Waldorfpädagogik, Natur- und Geisteswissenschaften, Zeit- und Lebensfragen, Kinder- und Jugendbücher. Bitte schreiben Sie uns, wir senden Ihnen dann umgehend und regelmäßig unser Informationsmaterial.

VERLAG FREIES GEISTESLEBEN
Postfach 13 11 22 · 7000 Stuttgart 1

rasch zur Hand. Die serbischen Führer etwa, die Truppen in die frühere autonome Provinz Kosovo schicken und die Rechte der Albaner mit Füßen treten, sehen sich selber als lichtvolle Nachfahren jener serbischen Helden, die sich im Jahre 1389 auf dem Amselfeld, das ja im Kosovo liegt, in Todesverachtung den türkischen Heerscharen entgegenwarfen. Die moslemischen Albaner werden auf diese Weise ohne viel Mühe mit den türkischen Eroberern des Mittelalters gleichgesetzt, vor denen es wieder einmal das Abendland zu retten gilt. Zur selben Zeit jedoch, da Serben und Montenegriner die Autonomie des größtenteils von Albanern bewohnten Kosovo zerschlagen und die Provinz an Serbien anschließen, fordert die serbische Minderheit in Kroatien lautstark ihre Autonomie, und einige Hitzköpfe schicken sich, unter Hinweis auf die Serbenmassaker der kroatischen Ustaschi im Zweiten Weltkrieg, auch schon an, bewaffnete Bürgerwehren aufzustellen. Polizeistationen werden geplündert, Straßensperren errichtet, Schüsse fallen. Die Gefahr einer »serbischen Invasion« vor Augen, denken Kroaten und Slowenen bereits laut darüber nach, endgültig den morschen jugoslawischen Staatsverband zu verlassen, ehe dieser über ihren Köpfen zusammenstürzt, und sich selbständig zu machen. Viele Slowenen wollen allerdings auch von den Kroaten nichts wissen und plädieren für einen eigenen Staat, der in die Gemeinschaft des Alpen-Adria-Raumes eingebunden werden sollte. Nur weg vom Balkan! Solche Pläne entlocken der serbischen Führung noch martialischere Sprüche, das schürt wieder die Ängste der Slowenen, und in diesem gegenseitigen Aufschaukeln der Drohungen und Ängste taumelt der Vielvölkerstaat immer näher an den Rand des Abgrunds. Oder sehen wir das vielleicht zu pessimistisch, gibt es ein optimistisches Szenario, das wir nicht bedacht haben? Unsere Freunde in Ljubljana schütteln den Kopf und erkundigen sich bereits ganz offen, ob das Landhaus im Burgenland in den nächsten Monaten leer stehe. Man könne nie wissen, sie jedenfalls seien auf das Schlimmste gefaßt.

Wir schauen mit wachsender Sorge auf das »Pulverfaß Balkan« und zählen die nationalen Lunten, die an ihm brennen. Was uns besonders zu schaffen macht, ist die mangelnde Einsicht der beteiligten Parteien, die offenen Auges ins Unglück rennen. Man braucht kein Hellseher zu sein, um voraussagen zu können, daß aus einem Bürgerkrieg in Jugoslawien keine Seite als Sieger hervorgehen würde. Und auch im rumänischen Siebenbürgen haben Rumänen und Magyaren nichts zu gewinnen, wenn sie sich gegenseitig die Köpfe eindreschen. Warum wollen sie das nicht einsehen? Warum vergeuden sie so viel Energie auf kleinlichen nationalen Hader, statt sich durch eifrige Arbeit selber jenen Wohlstand zu schaffen, um den sie uns so beneiden? Daß wir uns überhaupt solche Fragen stellen, beweist einmal mehr,

wie wenig wir in all den Jahren über diese Länder gelernt haben. Wir können es nicht lassen, unsere eigenen Maßstäbe anzulegen, und vergessen dabei nur zu gern, daß der Nationalismus, die Besinnung auf die eigene Geschichte, auf die eigenen Traditionen und die eigenen Besonderheiten ja lange Zeit der Selbstverteidigung dienten, daß sie das Überleben dieser Völker und ethnischen Gruppen im sowjetischen System sicherten. Freilich macht das die Konflikte selber nicht weniger gefährlich. Nicht nur Jugoslawien droht daran zu zerbrechen. Auch der grollende Ätna Mitteleuropas, wie ein polnischer Publizist Siebenbürgen nannte, kann jederzeit von neuem ausbrechen, die blutigen Ausschreitungen von Tirgu-Mures im März 1990 können sich jederzeit wiederholen. »Es scheint mir nicht länger undenkbar, daß der Tag des Pogroms in unsere Region kommt. Und dann wird jede Minderheit als Sündenbock herhalten müssen«, sagte der ungarische Autor György Konrád bei einem Symposium ostmitteleuropäischer Intellektueller in Bratislava im April 1990. Seit damals haben sich die Spannungen gewiß nicht verringert. Die Verbrüderungsszenen zwischen Ungarn und Rumänen gleich nach dem Sturz Ceauşescus sind längst wieder vergessen, die Magyaren beklagen, daß ihre Situation nun noch unerträglicher sei als zuvor, und manche von ihnen denken sogar schon voll Nostalgie zurück an die Jahre des Stalinismus, in denen die ethnischen Minderheiten in Rumänien mehr Rechte genossen als in den späteren Jahren. Selbst Opfer der Diktatur Ceauşescus, wie die mutige Bürgerrechtlerin Doina Cornea, sprechen sich nun gegen die Wiedererrichtung einer ungarischen Universität auf rumänischem Boden aus. Die Argumente klingen bekannt. Man habe ja nur das Wohl der Minderheit im Auge, wird da beteuert, ungarische Akademiker würden in Rumänien nur schwer Arbeitsplätze finden. Ceauşescu ist tot, doch seine Gedanken leben weiter, konstatiert der rumänische Autor Valeriu Cristea in der Zeitschrift *Romania Literara*:

»Das Phänomen Ceauşescu hatte nicht nur eine Wurzel: den Kommunismus, sondern mindestens noch eine zweite, die in ihrer Wirkung genauso verheerend war, den Nationalismus, oder besser: den Ultranationalismus, den Chauvinismus, den Fremdenhaß, den Antisemitismus. Um uns zu manipulieren, hat sich Ceauşescu nicht unserer kommunistischen Überzeugung bedient, die es nicht gab, sondern unserer nationalistischen Gefühle, die es leider tatsächlich gab, die in den Herzen vieler wohnten.«

Solche selbstkritischen Stimmen sind jedoch selten, sagen ungarische Freunde, die uns auf die bedrängte Situation der Magyaren auch in anderen Ländern hinweisen. In der jugoslawischen Vojvodina werde die Notwendigkeit ungarischer höherer Schulen ebenso bestritten wie in der Slowakei, und überall würden Gesetze verabschiedet, die den Muttersprachenunter-

richt der Magyaren noch stärker einschränken als zur Zeit des »brüderlichen Internationalismus«. Ungarische Kindergärten würden ja noch geduldet, vielleicht auch Volksschulen, doch bei Gymnasien oder gar Universitäten höre sich die Toleranz auf. Kein Zweifel, daß unsere ungarischen Freunde nach wie vor am Trianon-Trauma leiden. In den Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg verlor das Königreich Ungarn zwei Drittel seines Territoriums und seiner Bewohner, darunter auch über drei Millionen Magyaren, die sich plötzlich in Rumänien, in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien wiederfanden. Die damals geschlagenen Wunden sind auch siebzig Jahre später noch nicht verheilt.

Das Trianon-Trauma der Ungarn bereitet auch den Nachbarn Sorgen, die mit wachem Mißtrauen jede Äußerung Ungarns zu diesem Thema verfolgen. Wenn etwa der ungarische Ministerpräsident József Antall erklärt, er fühle sich als Ministerpräsident von 15 Millionen Ungarn, spitzen die Nachbarn argwöhnisch die Ohren: Ungarn hat bekanntlich nur etwas mehr als 10 Millionen Einwohner, bedeuten solche Worte vielleicht, daß Ungarn an eine Revision von Trianon denkt? In Ungarn wird das heftig bestritten. Gleichzeitig aber ist weiter vom »Fluch von Trianon« die Rede, der noch nach sieben Jahrzehnten schwer auf den Völkern und Staaten dieser Region laste.

Nicht nur in Rumänien werden da alte Ängste wach, auch in der Tschechoslowakei werden solche Interpretationen des ungarischen Ministerpräsidenten mit gemischten Gefühlen registriert – und gleich für die internen Auseinandersetzungen verwendet. Die Tschechen stellen den slowakischen Separatisten die Worte Antalls als Rute ins Fenster: Die Slowaken, so heißt es in den böhmischen Ländern, sollten über ihrem separatistischen Geschrei nicht vergessen, daß der Vertrag von Trianon Ungarn nur gegenüber einer geeinten Tschechoslowakei binde – nicht aber gegenüber einem selbständigen slowakischen Staat. Daß auch die Tschechoslowakei nicht frei ist von jenen Dämonen des Nationalismus, die nun überall in diesen Regionen Unruhe stiften, stimmt uns besonders pessimistisch. Galt die Tschechoslowakei nicht bis zum Ausbruch des Weltkrieges als ein Land mit gefestigter Demokratie, gefeit gegen solche Strömungen? Doch auch hier führt der Weg zur Demokratie nicht an der Pandorabüchse der Geschichte vorbei. Und kein Anlaß scheint zu gering, um die alten Dämonen zu wecken. Als der tschechoslowakische Staatspräsident Václav Havel nach dem Sieg der »samtenen Revolution« ein neues Wappen für sein Land vorschlug: ein gevierteilter Schild mit zwei Löwen und zwei Patriarchenkreuzen, den Symbolen Böhmens und der Slowakei, in der Mitte als Herzschild der rotsilbern geschachtete mährische Adler, protestierten die Schlesier, die den

schwarzen Adler Schlesiens vermißten, und auch die Mährer übten Kritik. Ihnen war der kleine Mittelschild zu mickrig. Daß Tschechen und Slowaken in der Wappenfrage übereinstimmten, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die alten Spannungen zwischen den beiden Völkern auch nach der »samtenen Revolution« noch bestehen.

Tschechen und Slowaken verlangen beide eine Neubewertung der durch die Kommunisten verzerrten und verfälschten Geschichte, doch die Wege zu diesem Ziel, so hat es den Anschein, führen diametral auseinander. Die sich vertiefende Wirtschaftskrise nährt auch in der Slowakei nationalistische Strömungen, die nun die Bildung eines unabhängigen slowakischen Staates verlangen und sich dabei auf historische Vorbilder berufen, wie etwa den slowakischen Politiker und Priester Andrej Hlinka, der in der Zwischenkriegszeit gegen den Prager Zentralismus kämpfte und als Vorläufer oder gar Begründer des slowakischen Faschismus gelten kann. Das ist jedenfalls die Einschätzung Hlinkas aus Prager Sicht. In Bratislava gilt Hlinka hingegen als weitsichtiger Staatsmann, ebenso wie Jozef Tiso, der Präsident des von Hitler geschaffenen slowakischen Marionettenstaates, der 1947 als Kollaborateur hingerichtet wurde. Daß nun ausgerechnet Politiker aus der Versenkung geholt werden, die nicht gerade als Lichtgestalten der Demokratie gelten können, darf uns nicht überraschen. Was zählt, ist ihr Einsatz für die nationale Identität, die durch Abgrenzung und Ausgrenzung etabliert wird.

An Kriterien für solche Ausgrenzungen herrscht kein Mangel. Es müssen ja nicht immer die Hautfarbe oder die Rassenzugehörigkeit sein. Als das polnische Parlament im Frühjahr 1990 über das neue Staatswappen diskutierte, forderte der Abgeordnete des Bürgerkomitees der »Solidarność«, Jan Łopuszański, die ehemaligen kommunistischen Abgeordneten auf, noch vor der Abstimmung den Saal zu verlassen. Als Kommunisten seien sie nicht würdig, über solche heiligen nationalen Werte zu sprechen, donnerte der Abgeordnete, der innerhalb des Bürgerkomitees eine national-christliche Gruppierung anführt. Łopuszański erhielt begeisterten Zuspruch. Der Abgeordnete Marek Jurek, wie Łopuszański Vertreter des Bürgerkomitees, formulierte es noch präziser: »Die Kommunisten haben unser Staatswappen lange genug entweiht. Nur unter dem Kreuz ist Polen tatsächlich Polen, nur unter dem Kreuz kann ein Pole ein wahrer Pole sein.«

Wer damit gemeint sei, fragte ich einen ukrainischen Freund in Warschau. Die ethnischen Minderheiten jedenfalls brauchten sich nicht betroffen zu fühlen, sie gehörten doch überwiegend christlichen Glaubensgemeinschaften an, oder? Vasyl schlug sich vor Lachen auf die feisten Schenkel. »Ach, ihr aufgeklärten Mitteleuropäer mit eurem unverbesserlichen Optimis-

mus!« prustete er los. Dann wurde er ernst. Ob ich denn allen Ernstes glaubte, daß Marek Jurek auch das doppelbalkige Kreuz der griechisch-katholischen Kirche gemeint habe, unter dem die meisten Angehörigen der ukrainischen Minderheit in Polen ihr Gebet verrichten, fragte er dann. Er konnte meine Naivität gar nicht fassen. »Nein, nein, mein Lieber, machen wir uns nichts vor. Wenn Leute wie Łopuszański oder Jurek ans Ruder kommen, und die Zeit ist nicht mehr weit, dann müssen wir Ukrainer in Polen wieder um unsere Haut bangen.« Wieviele Ukrainer denn noch in Polen lebten, wollte ich wissen. Rund eine Million, sagte Vasyl. Unsinn, sagten polnische Freunde, denen ich von Vasyls Befürchtungen berichtete. Höchstens 300 000. Und die hätten nichts zu befürchten. Denen werde kein Haar gekrümmt. Ob ich allerdings schon einmal über die Lage der Polen in der Ukraine nachgedacht hätte?

Tatsächlich sind die polnischen Zeitungen voll von Berichten über die bedrängte Lage der Volksgenossen jenseits der Grenze. Die Polen müßten nicht nur Schulen in der Muttersprache entbehren, die Ukrainer vernichteten auch die Zeugnisse der polnischen Kultur in jenen Gebieten ohne Erbarmen. Und das seit Jahrzehnten. Immerhin siedelten vor 1939 im heute zur Sowjetunion zählenden Ostgalizien knapp drei Millionen Polen, Lemberg, polnisch Lwów, ukrainisch L'viv, war mehrheitlich von Polen bewohnt. Als im September 1939 sowjetische Truppen diese Gebiete besetzten, wurde rund eine Million Polen nach Osten deportiert, von denen viele nie mehr zurückkehrten; Hunderttausende wurden in den folgenden Jahren von ukrainischen Faschisten ermordet. An diese Greueltaten wird nun in Polen ebenso erinnert wie an die Plünderung und Zerstörung der Denkmäler der polnischen Kultur in der Ukraine. Bereits im Jahre 1988 wurde eine Kommission für das polnische kulturelle Erbe in der Ukraine ins Leben gerufen, die sich um die Erhaltung der verbliebenen Denkmäler kümmern soll. Die Polen beklagen vor allem die systematische Zerstörung der historischen Friedhöfe in den ehemaligen Ostgebieten, die heute zur Ukraine und zu Belorußland gehören.

Das wollen wieder Ukrainer und Belorussen nicht auf sich sitzen lassen und verweisen ihrerseits auf die Schändung ihrer Grabstätten auf polnischem Boden. Noch schlimmer sei es um die griechisch-katholischen Kirchen bestellt, sagt Vasyl. In der Gegend von Lubaczów, von wo er stamme, habe es 1956 noch 27 griechisch-katholische Gotteshäuser gegeben, heute existiere kein einziges mehr. Die meisten unierten Kirchen seien dem katholischen Klerus übergeben worden, der sie nicht mehr herausrücken wolle, einige wurden geschleift oder sogar in Brand gesteckt. Die ehrwürdigen Kirchen in den Dörfern Wielkie Oczy und Cieszanów würden bis auf den heutigen

Tag von den dortigen Landwirtschaftlichen Genossenschaften als Magazine mißbraucht. Daß die Genossenschaften vor dem Ruin stünden, sei nur die gerechte Strafe Gottes. Wenn man mit Polen spricht, bekommt man die andere Seite der Platte zu hören. Seit Jahren verlangt die polnische Minderheit in Tarnopol die Rückgabe der Dominikanerkirche, doch die Ukrainer weigern sich hartnäckig. In Lemberg sei es nicht anders. Einig sind sich die polnischen und die ukrainischen Nationalisten nur darin, daß die Denkmäler, die an die sowjetische Herrschaft erinnern, verschwinden müssen.
Die Zeit ist gekommen, alte Rechnungen wieder aufzumachen. In Polen will man sich nicht mehr damit begnügen, daß die Sowjetunion endlich die Schuld an der Ermordung der polnischen Offiziere in Katyń eingestanden hat. Polnische Journalisten machten sich auf die Suche nach überlebenden Tätern und wurden tatsächlich fündig. Dasselbe gilt auch für andere Opfer des stalinistischen Terrors. Wenn es nach den Polen geht, muß es zu einem neuen »Nürnberger Prozeß« kommen, in dem der Völkermord am polnischen Volk durch die sowjetischen Behörden geahndet werden soll. Davon will man freilich in der Sowjetunion denn doch nichts wissen. Auch der Antistalinismus hat seine Grenzen. Und gleich werden alte Rechnungen gegen Polen hervorgekramt. So erschien im September 1990 in der *Izwestija* der Brief eines russischen Veteranen des polnisch-sowjetischen Krieges 1920, der daran erinnert, daß Józef Piłsudski damals rund 50000 tapfere Rotarmisten gefangen genommen habe, »von denen nur wenige nach Hause zurückgekehrt sind«. Nachdem die Sowjetunion »den Edelmut« aufgebracht habe, heißt es weiter in dem Schreiben, die Morde von Katyń einzugestehen, sei nun Polen an der Reihe, sich für Piłsudskis Schandtat zu entschuldigen. Dieser Vorwurf ließ wieder den Polen keine Ruhe, sie blätterten nochmals ein paar Jährchen in der Geschichte zurück. Und die blutig niedergeschlagene Revolution des Jahres 1905 im russisch besetzten Polen? Und der Januar-Aufstand 1863 mit seinen zahlreichen Opfern? Und die brutale Unterdrückung des November-Aufstandes 1830? Und die polnischen Teilungen, bei denen der Zar aller Reußen die schmutzigen Hände im Spiel hatte? Mit buchhalterischer Genauigkeit wird nun alles aufgerechnet. »Wenn man Verluste und Gewinne einander gegenüberstellt, ist die Bilanz der polnisch-russischen und später polnisch-sowjetischen Beziehungen für Polen eindeutig negativ«, schreibt Wladyslaw Tybura in der Warschauer Tageszeitung *Życie Warszawy*. »Seit dem 17. Jahrhundert mußten wir ständig Verluste hinnehmen und haben sogar zweimal unsere Unabhängigkeit eingebüßt.«
Die Bereitschaft, die Geschichte bis ins Mittelalter zurückzuverfolgen, um dem Nachbarn am Zeug zu flicken, versetzt unserem Optimismus, daß die

Staaten dieser Region einen gemeinsamen Weg finden könnten, einen kräftigen Stoß. Noch lassen wir uns aber nicht unterkriegen. Noch haben wir eine Karte im Ärmel – was heißt hier Karte, ein As: die Konzeption von Mitteleuropa. Die Berufung auf das gemeinsame mitteleuropäische Erbe, auf gemeinsame historische Wurzeln und Traditionen müsse doch imstande sein, die tiefen Wunden zu heilen? Ein Hoffnungsträger in diesem Sinne ist der tschechoslowakische Staatspräsident Václav Havel, der seit seinem Amtsantritt eine fieberhafte außenpolitische Tätigkeit entfaltet, die ganz unter mitteleuropäischen Vorzeichen steht. Da wollen wir es ihm auch gern gönnen, daß er Prag als neues Zentrum Mitteleuropas etablieren möchte. Die Tschechoslowakei soll einerseits eingebunden werden in die bislang noch eher lockere Zusammenarbeit der Staaten des Alpen-Donau-Raumes: Italien, Jugoslawien, Ungarn und Österreich, die gemeinsam mit der ČSFR die Pentagonale bilden, andererseits will Havel aber auch die Kontakte zu den baltischen und den skandinavischen Staaten intensivieren, er sucht also eine Mittlerrolle, die Prag zum Drehpunkt der neuen mitteleuropäischen Politik machen würde. Daß in diesen Plänen einer Neuordnung in der Mitte Europas auch die alte Konzeption eines »Cordon sanitaire« zwischen Deutschland und Rußland anklingt, sollte angesichts der Vereinigung der beiden deutschen Staaten auch in Polen einiges Interesse wecken. Dem ist aber nicht so. In Polen steht man diesen Initiativen Havels eher reserviert, fast ablehnend gegenüber. Und das hat seinen Grund. Als Anfang 1990 der aus Polen gebürtige amerikanische Politologe und ehemalige Sicherheitsberater des US-Präsidenten Zbigniew Brzezinski eine Konföderation zwischen Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn vorschlug, winkten die Tschechen höflich, aber sehr bestimmt ab. Kein Interesse, danke. Auch in Ungarn hielt sich die Begeisterung über diesen Vorschlag in Grenzen, was die Polen mächtig kränkte. Als dann Prag und Budapest noch dagegen votierten, Polen in den Verband der Donau-Adria-Staaten aufzunehmen, wodurch die Pentagonale zur Hexagonale aufgewertet würde, war Warschau vollends vergrätzt. Die Argumentation der kleinlichen Tschechen, daß Polen nun einmal weder an der Donau noch an der Adria liege, ließ man in Warschau nicht gelten.

»Die wollen uns doch nur draußen halten, weil sie uns fürchten«, sagte ein Freund in Warschau. Dabei hätten die Tschechen allen Grund, die Polen besser zu behandeln. Die tschechoslowakische Revolution wäre völlig undenkbar gewesen ohne die zehnjährige Leidensgeschichte der Solidarność, versicherte mein Freund. Und was sei nun der Dank dafür? »Daß sie alles daran setzen, uns aus Europa auszusperren«, polterte er. Die tschechoslowakischen Behörden hätten an der Grenze zu Polen »einen neuen Eisernen

Vorhang« errichtet, und der Prager Finanzminister rechtfertige diese »unerhörte Maßnahme« damit, daß er seine Landsleute vor dem Ansturm »wilder Händlerhorden« aus Polen schützen müsse.
Da sind die Tschechoslowaken freilich keine Ausnahme. Überall im ehemaligen Osteuropa gehen die Grenzschranken nieder und werden neue Barrieren gegen den Ansturm der Nachbarn, die noch vor kurzem als Brüder galten, errichtet. An der ungarisch-rumänischen Grenze wird so streng kontrolliert wie nie zuvor; Bulgarien sah sich genötigt, den kleinen Grenzverkehr mit dem Nachbarn Rumänien einzustellen; Rumänien wieder macht die Grenzen zu Jugoslawien dicht. Und in Polen überlegt man, wie man den Zustrom ukrainischer und litauischer Reisender eindämmen könnte. Nun, da man nicht mehr Brüderschaft heucheln muß, kann man es ja offen sagen: Man bleibt lieber unter sich. Polen den Polen. Die Ukraine den Ukrainern. Rumänien den Rumänen. Wie es sich halt gehört.

# György Dalos
# Ungarn – ein Jahr nach dem Weltuntergang

»Die Neue Welt wartet auf uns wie auf angstvolle Auswanderer.«
Attila József, 1937

Subjektives Nichts kann ich dagegen tun: Ich bin ein Kind des Sozialismus, sowohl des Systems als auch des sozialistischen Traums. Selbst die Art und Weise, wie ich mich jahrzehntelang gegen das Regime gesträubt habe und dabei immer wieder das Schimpfwort »Regime« zu meiden suchte, enthielt etwas hoffnungslos Sozialistisches, etwas wie eine Erwartung trotz alledem. Und obwohl ich mit einigen Chips im damals noch riskanten Roulette der Systemveränderung mitspielte, fühle ich mich heute keineswegs als Gewinner. Der Zeitraum zwischen 1945 und 1989, der im Laufe von ein paar Monaten restlos und unwiderruflich zu Vergangenheit geworden ist, umfaßt meine Kindheit, meine Jugend und einen Teil meines Erwachsenenalters – insgesamt die größere Hälfte des bewußten Lebens.
Als ich im April 1988 nach einem Jahr im Westen mein Land wiedersah, erlebte ich ein fröhliches Chaos, eine Art Volksfest der Intelligenz. Die alten Strukturen befanden sich in Auflösung, die neuen erwiesen sich noch als embryonal. Der Zustand erinnerte mich an die Wiener Manierismus-Ausstellung, an einen Saal aus dem 17. Jahrhundert, den sein Erbauer mit Absicht unter Mißachtung aller Gesetze der Perspektive gestaltet hat. Als ich diesen Saal zum ersten Mal betrat, wurde mir schwindelig. Ich wußte nicht mehr, ob ich tatsächlich am rechten Ort war, und lehnte mich ein paar Minuten an die Wand, um nicht umzufallen. Ähnlich war meine erste Begegnung mit der damals erst in Ansätzen existierenden ungarischen Demokratie.
Zwei Jahre später hörte ich ungewollt das Gespräch zweier Landsleute in einer Wiener Straßenbahn. Die beiden, etwa gleichaltrig mit mir, blickten fasziniert zu den Schaufenstern der österreichischen Hauptstadt. Und der eine fragte melancholisch: »Wann werden auch wir das alles haben?« – »Ich wette mit dir«, ermunterte ihn sein Gegenüber, »wenn wir Rentner sind, wird Ungarn sein wie Österreich.« Ich nahm dies zum Anlaß, in meine eigene Seele zu schauen, und mußte schlechten Gewissens zugeben, daß ich mich weder nach der Rente sehne noch nach einem Zustand, der mein Land dem Nachbarstaat zum Verwechseln ähnlich erscheinen läßt.

Objektives Der Zusammenbruch des Kádár-Systems, einer der erträglichsten Varianten des real existierenden Sozialismus, erfolgte relativ friedlich und nahm annähernd zwei Jahre in Anspruch. Eine Zeitlang zögerte der kommunistische Parteivorstand immer wieder, dem aktuellen oppositionellen Druck nachzugeben, konnte jedoch die Machtkrise – halb zog sie ihn, halb sank er hin – nur noch verlangsamen. Wenn Sterben überhaupt mit Kunst etwas zu tun hat, so war das Hinsiechen der Volksrepublik kunstvoll vor sich gegangen.

Dieser Vorgang wurde dadurch erleichtert, daß zwischen Kádárs Rücktritt im Mai 1988 und den ersten freien Parlamentswahlen im März und April 1990 keine Revolution stattfand. Abgesehen von einigen Massendemonstrationen wie der zweiten Beerdigung von Imre Nagy oder der Feier zum Gedenken an die Revolution von 1848 gab es kein Ereignis, das auch nur entfernt an einen Umsturz erinnert hätte. Streiks finden bis heute, wenn überhaupt, dann sporadisch statt, und auch die schwache Wahlbeteiligung der Bevölkerung ist kein Zeichen von wachsenden spontanen Aktivitäten. Das Chaos des Systemwechsels, in der DDR und in Rumänien so einprägsam und so ergiebig für die Medien, hatte in Ungarn ein eher nüchternes Gepräge. Die eigentlichen Machtkämpfe vollzogen sich in einem verhältnismäßig engen Kreis von Berufspolitikern oder solchen, die es werden wollten – ehemaligen Dissidenten. Ausschreitungen waren zumeist rein verbaler Natur, und das Schlachtfeld der Wende waren die freie Presse und die frei gewählte Nationalversammlung.

Dieser an sich begrüßenswerte Charakter der Veränderungen hängt sicherlich mit der relativen Liberalität der späten Kádár-Ära zusammen – ein Kapital, von dessen Zinsen die Nachfolgeparteien USP und USAP bis heute profitieren können. Bereits die Tatsache, daß es seit den sechziger Jahren eine mehr oder weniger autonome Kultur geben konnte, läßt so manchen verspäteten Wutausbruch der Literaten wenig glaubwürdig erscheinen. Mehrfache Staatspreisträger können sich schlecht über die »Tyrannei« des gestürzten Chefideologen György Aczél beklagen. Insgesamt wurde die Mehrheit der künstlerisch-wissenschaftlichen Intelligenz mindestens ebenso gehätschelt wie unterdrückt, wenn auch zugegebenermaßen das eine nur eine subtilere Form des anderen war. Natürlich fehlte es nicht an beklagenswerten Ausnahmen, die aber auch in diesem Fall nur die groteske Regel bestätigten. Andere Bevölkerungsgruppen haben dem ancien régime viel Ernsthafteres vorzuwerfen. Dies gilt vor allem für jene, die keine Fähigkeit oder Möglichkeit hatten, sich öffentlich zu artikulieren: die Arbeiter und die Bauern, die Rentner und die Jugendlichen, die Zigeuner, die Kleinbürger und die technische Intelligenz. Dennoch gab es in der Kádár-Zeit eine

Wer sie nicht kennt, hat was verpaßt ■ das wichtigste linke Diskussionsforum ■ QuerdenkerInnen schreiben dort ■ ehemals linke Vergangenheit, ohne Linie, aber konkurrenzlos gut ■ unverbohrt grün, intellektuell ■ Unorthodoxe Zeitschrift auf der Suche nach „links" ■ AEG – aus Erfahrung gut ■ wie eine Monatsausgabe der „FR" ■ nicht leicht, aber lohnend ■ Gegenteil einer Zeitgeist-Zeitschrift ■ kritisch, anregend, kein Schubladendenken ■ ein wunderschönes Blatt ■ sehr schwer zu lesende, theoretische Zeitschrift ■ sie ist unersetzlich ■ die zur Zeit wichtigste und erfreulichste theoretische Zeitschrift ■ scheut keine Tabus ■ auf dem Weg zu einer neuen „Weltbühne" ■ fast umfassend, maßlos interessiert ■ strömungsübergreifendes grün-alternatives Magazin ■ Kaminlektüre für alternde Alt-68er ■ unverzichtbare querdenkende theoretische Zeitschrift ■ produktive Weiterentwicklung aus der Neuen Linken ■ liebes Konglomerat ■ wenig zugespitzt, ausufernd ■ aufklärerisch, interessant, abwechslungsreich, postmodern, undogmatisch, realistisch ■ linksliberales Intellektuellenorgan ■ eine Zeitschrift, die zur Auseinandersetzung zwingt und wichtige Debatten anregt ■ Politbarometer der Gegenwart ■ angepaßtes Realo-Magazin ■ intelligente, ästhetische Zeitschrift ■ gescheitestes links-alternatives Magazin deutscher Sprache ■ ohne Scheuklappen ■ sorgfältig gemacht ■ Rettung politisch-intellektueller Unabhängigkeit im Sumpf liberaler Beliebigkeit ■

# KOMMUNE

## 34 LeserInnen-Stimmen*

* ausgewählt aus einer Kommune-Umfrage '89

# eicht anregendsten

## *Jochen Köhler, HR 3-Zeitschriftenschau*

Von kaum einer anderen Monatszeitschrift läßt sich behaupten, sie sei Heft für Heft lesenswert – die **Kommune** ist es. Das Blatt setzt deutliche thematische Akzente – etwa durch eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit Politik und Ideologie der Grünen oder durch Analyse und Kommentierung der aufregenden Veränderungsprozesse in Osteuropa –, ohne auf Weite, Breite und Vielfalt der Wahrnehmung zu verzichten. Feministische Themen werden ebensowenig ausgeklammert wie ökonomische Sachverhalte. Eine rundum gelungene Veranstaltung mithin, was man selbst sagen darf, wenn man nicht immer der gleichen Meinung zuneigt wie die Autoren der **Kommune.**

Hans-Martin Lohmann, NDR

Die **Kommune** (hat) ihre tabufreie Debattierlust unverbraucht erhalten können. Ihr beachtliches Spektrum macht sie zum vielleicht anregendsten Medium der hiesigen Linken „links von der SPD". Gerade die Strategie-Diskussionen innerhalb der Grünen können hier auf gehobenem Niveau und abseits des ellenbogenverhärtenden Geschäfts geführt werden.

Jochen Köhler, HR 3-Zeitschriftenschau

Zweifellos ist die **Kommune** derzeit die lebendigste Monatszeitschrift der Linken, ein Blatt, das den Grünen kritisch nahesteht. Hier wird nachgedacht über die Situation in Polen, Ungarn, der Sowjetunion, über ökologische Fragen, vor allem über die Dritte Welt. Hauptthema aber ist, Heft für Heft, die „grüne Strategiedebatte". Dabei werden die Widersprüche grüner Politik freigelegt. Man ist für verschiedene Ansichten offen und wendet sich gegen die Lagerbildung. Wer sich für die gesellschaftlichen Veränderungen der Jetztzeit mehr als oberflächlich interessiert, sollte die **Kommune** lesen.

Michael Buselmeier, Frankfurter Rundschau

Kategorie zwischen »Tätern« und »Opfern«, die weder der einen noch der anderen Gruppe zuzuordnen war. Quer durch alle Bevölkerungsschichten fand sich eine beachtliche Menge von Nutznießern und Mitläufern, die mitunter das Bewußtsein der ganzen Sozialstruktur entscheidend prägten. Der real existierende Sozialismus in Ungarn präsentierte einen stolz erhobenen Januskopf. Nach seinem öffentlichen Selbstverständnis war er die Diktatur des Proletariats, nach seiner offen-geheimen Weltanschauung die »lustigste Baracke im Lager«. Hätte das historische Schicksal diesem System noch fünf Jahre Schonzeit gewährt, so wäre es zu einer abstrusen Verflechtung von Stasi und Schwarzmarkt, von Prostitution und Sitte, von Behördenwillkür und Rechtsverständnis gekommen. Das Lügengebäude des Kádárismus basierte auf der nie ausgesprochenen und dennoch zynisch praktizierten Vorstellung, daß Moral eine Sache der Quantität, des richtigen Proporzes sei. Böses sollte folglich nicht vermieden, sondern durch Gutes kompensiert werden. Deshalb findet man heute in Ungarn fast keinen Funktionär, der außer Untaten nicht auch Wohltaten begangen, keinen ideologischen Dunkelmann, der nicht irgendwann einmal auch etwas »Fortschrittliches« niedergeschrieben hätte. Selbst Folterknechte der fünfziger Jahre beanspruchen, sich in einigen Fällen ausgesprochen anständig verhalten zu haben. Diese banale Alibimentalität wäre kaum erwähnenswert, wenn sie tatsächlich bloß ein Teil unserer Vergangenheit wäre. Sie droht jedoch in unsere schöne neue Zeit hinübergerettet zu werden.

Die Falle Die Entwicklungsrichtung der nachsozialistischen Ära führt eindeutig zu einer als »sozial« gepriesenen Marktwirtschaft. Die gängigen Slogans sprechen von einem Einzug in das Haus Europa oder, bildlicher, von einem Aufspringen auf den europäischen Zug. Dieses Vorhaben wird in der Öffentlichkeit so geschildert, als handelte es sich um eine schöne Utopie. In Wirklichkeit geht es um eine Zwangsentwicklung, deren Stil und Tempo von der westlichen Art des Wirtschaftens vorgegeben werden. Eine Politik, deren Ziel die Anpassung der ungarischen Wirtschaft und Gesellschaft an das moderne kapitalistische Modell ist, sollte zugleich entschlossen und behutsam, langsam und schnell, liberal und sozial, freiheitlich und sozialdemokratisch sein.
Ausgerechnet die beiden letztgenannten Strömungen sind in Ungarn nur schwach vertreten und noch wenig verwurzelt. Hingegen scheint aus dem hinterbliebenen ideologischen Vakuum ein Geflecht von althergebrachtem und neuem christlich-nationalen Gedanken- und Gefühlsgut zu entstehen. Ohne dieses Phänomen von vornherein mit nur negativen Vorzeichen versehen zu wollen, muß festgestellt werden, daß sich jede politische Ideologie,

die aus den Versatzstücken der Zwischenkriegszeit schöpft, zwangsläufig modernisierungshemmend auswirkt. Andererseits kann kein Politiker um diese neu zum Leben erweckte Tradition einfach einen Bogen machen, denn es handelt sich dabei nicht bloß um Schmuggelware auf dem ideologischen Schwarzmarkt, sondern um einen spontanen Versuch, das besagte Vakuum auszufüllen und unverarbeitete historische Erfahrung zu reaktivieren.
Die Falle, die uns bedroht, besteht aus einer neuen Art von Zwiedenk. Einerseits findet eine schnelle Kapitalisierung und Verwestlichung in der Realität statt, andererseits eine ebenso radikale Patriarchalisierung und Konservatisierung in den Köpfen und Herzen. Der Traum vom Tausendjährigen Königreich Ungarn steht der Perspektive einer computergesteuerten, womöglich gentechnologisch ausgerüsteten Republik Ungarn des Jahres 2000 gegenüber – die Welt von gestern und die Welt von morgen in mehr oder weniger friedlicher Koexistenz. McDonalds zieht in die Pußta, und Piroschka entdeckt ihr Herz für Eduscho.

Kostproben 1. Aus einem Leserbrief zur Debatte um die Einführung des Religionsunterrichts an den Schulen:
»Woher dieses Unbehagen, um nicht zu sagen, dieser Haß gegenüber dem Glaubensunterricht? ... Meine Damen und Herren! Ungarn ist das Land von Stephan dem Heiligen. Seine Ermahnungen an seinen Sohn [Fürst Emeric, 11. Jahrhundert] sprechen auch unsere Jugend an. Die ungarische Jugend ist durch 45 Jahre der verfluchten Politik moralisch völlig herabgesunken. Zwei Generationen litten unter der Last des teuflischen Systems. Die dritte geben wir nicht her! Wir beanspruchen sie! Wir fördern ... die saubere Männlichkeit, die Verwirklichung einer charakterfesten Welt der Jugendlichen ... Das ungarische Volk ist mehrheitlich religiös und hängt an seinem Glauben. Davon soll es nicht mehr durch irgendwelche hanebüchenen Philosophien abgehalten werden.«
2. »Bin ich ein Antisemit?« Auszug aus einem Pamphlet von Tibor Antallfy (Selbstverlag 1990):
»Tatsächlich ist auffällig, daß das Judentum an nichts anderes denkt als nur an die Gaskammern und gegen nichts anderes protestiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden aus Ungarn Menschen in der Größenordnung von Hunderttausenden nach Rußland zur Zwangsarbeit verschleppt. Aus jüdischem Munde habe ich von dieser Tatsache noch nie gehört. Die Zweite Ungarische Armee wurde am Don [1943] unter furchtbaren Bedingungen praktisch vernichtet. Aus jüdischem Munde, das heißt, aus dem Munde ungarischer Juden habe ich diese Tatsache noch nie gehört ... Hat schon mal jemand aus jüdischem Munde gehört, daß Ungarn während des Zwei-

ten Weltkriegs anderthalb Millionen Menschen verlor? Hat jemand diese anderthalb Millionen jemals jemandem zum Vorwurf gemacht? Dagegen hört man seit 45 Jahren unentwegt von den sechs Millionen Juden ...«
3. Aus dem Programm der »Gruppe zum Schutz der ungarischen Nationalität« (März 1990):
»... Das Magyarentum schreit nicht nach Rache, verlangt jedoch eine moralische Wiedergutmachung sowie die Abschaffung aller Nachteile für die ungarische Bevölkerung Ungarns ... genaue statistische Feststellung der nationalen Zusammensetzung der Landesbevölkerung, Identifizierung der nationalen Zugehörigkeit der einzelnen Staatsbürger. Wir fordern eine proportionsgemäße Beteiligung der ungarischen Nationalität an der Lenkung der kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen sowie der Wirtschaft ... die Wiederherstellung der traditionellen moralischen Ordnung des christlichen Europas, die Zurückdrängung des Einflusses der Sexualpathologie auf die Gesellschaft ... die Abschaffung aller sozialen Einrichtungen, die für das körperliche und seelische Verderben der ungarischen Jugend verantwortlich sind, die Aufnahme der Körperertüchtigung unter die Hauptdisziplinen des Schulunterrichts ...«

Tiefere Gründe Die Ungarn gehören zu jenen kleinen osteuropäischen Nationen, die infolge der mehrere Jahrhunderte währenden Fremdbestimmung kaum die Möglichkeit hatten, die eigene Identität als Naturzustand zu genießen. Die Völker im Reiche der Osmanen und der Habsburger definierten sich traditionsgemäß als Verteidiger der europäischen Zivilisation gegen einen asiatischen Drang nach Westen. In Wirklichkeit aber trachteten weder Dschinghis-Khan noch Jossif Dshugaschwili danach, Paris oder London zu erobern, und die Hohe Pforte pflegte seinerzeit exzellente Beziehungen zu den allerchristlichsten Königen Frankreichs. Die traditionellen osteuropäischen »Basteien des Christentums« waren mindestens seit dem Wiener Kongreß 1815 dem diplomatischen Pokerspiel der christlichabendländischen Großmächte ausgeliefert. Ihr Glück und Unglück hing in höchstem Maße von der jeweiligen gesamteuropäischen Konstellation ab.
Im Ersten Weltkrieg war Ungarn auf der Seite der Zentralmächte. Im Frieden von Trianon 1920 verlor es zwei Drittel seines Vorkriegsterritoriums. Zwanzig Jahre später befand sich das Land in der Kriegskoalition der Achsenmächte, und die Verluste von Trianon wurden durch den Frieden von Paris 1947 bestätigt. Die Ungerechtigkeit der beiden Friedenswerke wurde noch um die Geheimklausel von Jalta ergänzt, mit der die ehemals unterdrückten Nationen der Doppelmonarchie, sowohl Verlierer als auch Sieger

des Zweiten Weltkriegs, unter sowjetische Vorherrschaft gestellt wurden. Hieß die offizielle politische Doktrin der Zwischenkriegszeit »christlich« und »national«, so begriff sich die kommunistische Nachkriegsideologie als Gegenpol zu den beiden Strömungen und bekämpfte diese mit äußerster Intoleranz. Das Ergebnis waren Russenhaß und Antikommunismus, die offiziellerseits nur auf der Ebene des Strafrechts zur Kenntnis genommen und dadurch geradezu noch geschürt wurden.
Besonders schwer hatten es in der Zwischenkriegszeit solche politischen Ideologien, die, wie der Liberalismus und die Sozialdemokratie, sowohl den christlich-nationalen als auch den kommunistischen Fundamentalismus ablehnten. Vor allem die Sozialdemokraten gerieten ins Kreuzfeuer. Für die Konservativen waren sie »vaterlandslose Gesellen« und »Judengesindel«, für die radikale Linke »Arbeiterverräter« und »Agenten der Bourgeoisie«. Selbst der nach dem Ersten Weltkrieg in den Rang einer offiziellen Weltanschauung erhobene Antisemitismus diente zunächst als Vehikel gegen Liberalisierungstendenzen. Die kapitalistische Entwicklung, deren Hauptträger in Ungarn aus historischen Gründen das jüdische Bürgertum war, drohte die feudalen Strukturen des Landes zu sprengen. Diese Gefahr suchte das autoritäre Horthy-Regime durch die von der katholischen und evangelischen Kirche sanktionierten Rassengesetze abzuwehren. Später, gegen Ende der dreißiger Jahre, wurde das Regime von seiner instrumentell eingesetzten Judenfeindlichkeit selbst überrollt und letzten Endes von der rechtsradikalen Pfeilkreuzlerbewegung hinweggefegt.

Die heutige Konstellation Natürlich läßt sich die Kraft der ungarischen Fundamentalisten kaum mit der ihrer Vorfahren vergleichen. Der Abbau des Kádár-Systems und der Abzug der sowjetischen Truppen beraubten sie zweier wichtiger Argumente. Kommunisten spielen in Ungarn keine Rolle mehr, und die Nachfolgepartei USP kann kaum noch als kommunistisch bezeichnet werden. Die Präsenz der Sowjets in der ungarischen Politik ist ebenfalls minimal – selbst Costa Rica scheint mehr Einfluß zu haben. Die Regierungskoalition, bestehend aus christlichen und nationalen Parteien, muß nichtsdestoweniger sowohl der liberalen Parlamentsopposition als auch dem internationalen Umfeld Rechnung tragen. Die stärkste Partei der Koalition, das Demokratische Forum, bemüht sich offensichtlich, das Image einer ungarischen CDU aufzubauen. Dies mag für westlich-liberale Kreise eine Ungeheuerlichkeit sein – für unsere Verhältnisse aber ist selbst der bundesrepublikanische Konservatismus gleichbedeutend mit einem gewissen Zivilisationsgrad. Es darf nicht vergessen werden: Zu den Modellen möglicher Veränderung in

Osteuropa gehören nicht nur »sanfte« Revolutionen, sondern auch Berg-Karabach und Tirgu Mures.
Die öffentliche Debatte über die Einführung des Religionsunterrichts an den Schulen zeigt, daß unser konservatives Lager auf die Öffentlichkeit flexibler reagiert, als auf den ersten Blick zu vermuten wäre. Ursprünglich wollte man den Glauben fast zum Pflichtfach erklären, mit Zeugnisnoten und dem Vermerk der jeweiligen Konfession in den Schülerakten. Zweifellos sind die kommunistischen Glaubensverfolgungen mit dafür verantwortlich, daß eine solche Lösung die Schule zum Schauplatz freigesetzter Emotionen gemacht hätte. Vor allem unter dem Druck der Medien wich die Regierung vor dem ursprünglichen Plan durch mehrere »Berichtigungen« zurück. Besonders ermunternd für den distanzierten Beobachter war die Tatsache, daß zahlreiche kleine Kirchen den vom katholischen Klerus getragenen Reformentwurf ebenfalls ablehnten. Dies führte dazu, daß zunehmend eine inhaltliche Diskussion in Gang kam: Welche Art von moralischem und historischem Bewußtsein soll der ungarischen Jugend in der neuen demokratischen Schule vermittelt werden?
Auch in der Diskussion um den neuen Antisemitismus versucht die Forumpartei jeden Verdacht von sich zu weisen. Sie tut dies in »positiver« Art und Weise, ohne sich von strittigen Äußerungen ihrer Repräsentanten zu distanzieren. Wenn der Regierungschef József Antall zur Einweihung des ersten Holocaust-Denkmals erscheint und eine Gedenkrede für die sechshunderttausend ermordeten ungarischen Juden hält, so setzt er damit tatsächlich ein Zeichen. Diese Geste kann für alle Seiten etwas Verbindliches enthalten, indem die Ablehnung des Antisemitismus eindeutig als Teil des demokratischen und nationalen Konsens aufgefaßt wird – eine Proklamation, die vor allem geeignet ist, die schätzungsweise hunderttausend Ungarn jüdischer Abstammung zu beruhigen. Was darüber hinaus erfolgen muß, ist die Verankerung des Gleichheitsprinzips im nationalen Bewußtsein, mehr noch: die Ausdehnung seiner Gültigkeit auf alle politischen, kulturellen, nationalen, religiösen und anderen Minderheiten der Gesellschaft. Dies kann jedoch keine bloße Regierungsangelegenheit sein.

Die andere Falle Die Regierungsparteien mit ihren zum Teil keinesfalls liberalen Politikern sind also gezwungen, eine liberale Politik zu betreiben. Diese enthält jedoch einen immanenten Widerspruch, und das wäre auch dann der Fall, wenn die jetzige Opposition Regierungsverantwortung übernehmen würde. Der Plan, eine soziale Marktwirtschaft zu errichten, verheißt zweifellos eine lichte Zukunft, nur scheint der Weg dorthin unerträglich steinig zu sein. Und, was noch schlimmer ist: Niemand, keine Partei

und keine Wissenschaft, kann zur Zeit sagen, wie viele Jahre der Entbehrung durch jenen Wohlstand nachträglich gerechtfertigt werden. Die Spannung zwischen Zukunftsversprechungen und deren düsterem Gegenwert ist natürlich in jeder osteuropäischen Gesellschaft nur zu gut bekannt. Es wäre jedoch ungerecht, die jetzigen Schwierigkeiten des Landes der Demokratie zuzuschreiben. Mit dieser Wahrheit ist aber weder der Gesellschaft noch den jeweils herrschenden Parteien geholfen. Auf ökonomischer und sozialer Ebene führt der Liberalismus über kurz oder lang mit Notwendigkeit zur Verarmung von noch breiteren Bevölkerungsschichten, während die unreifen politischen Strukturen kaum imstande sind, einen möglichen Massenprotest aufzufangen.

Zurück in die Zukunft Im Zuge des Wahlkampfs 1990 sorgte der liberale Parlamentsabgeordnete Miklós Tamás Gáspár für große Aufregung, indem er behauptete, ein Wahlsieg des konservativen Demokratischen Forums bedeute eine Wiederauflage des Horthy-Systems. Die Forumpartei protestierte voller Empörung. In der Hitze der Auseinandersetzung blieb die zweite These des Politikers völlig unbeachtet. Von einem Wahlsieg der Freien Demokraten versprach er sich nämlich eine Rückkehr zu den Traditionen des ersten Jahrzehnts in diesem Jahrhundert.
In Wirklichkeit ist die Anlehnung des Demokratischen Forums an die Ideale der Zwischenkriegszeit ebenso offensichtlich wie die Tatsache, daß die Intellektuellen der Freien Demokraten ihre geistigen Vorläufer bei den Radikaldemokraten der Vorkriegszeit suchen. Haben die Konservativen eine ausgesprochene Schwäche für die heilige Stephanskrone oder für Titel wie »Obergespan«, so neigen die Liberalen oft dazu, die Jahrhundertwende etwas sonniger zu sehen, als sie tatsächlich war. Abgesehen von der polemischen Schärfe enthalten Tamás' Worte daher eine gehörige Portion Wahrheit. Die Nostalgie ist nichts anderes als ein in die Vergangenheit verkehrtes Zukunftsbild.
Die ungarische Politik ist so, als hätte die Gesellschaft einen Computer älteren Jahrgangs zur Verfügung, der nicht IBM-kompatibel ist. Die Software besteht aus drei Programmen. Das Programm »Sozialismus-Kommunismus« ist hoffnungslos virusverseucht und enthält verstümmelte oder kaum interpretierbare Informationen. Die beiden anderen Programme, »Liberalismus« und »Konservatismus«, vermitteln zwar authentische, aber sehr veraltete und deshalb zumindest übersetzungsbedürftige Daten.

Subjektives Wenn ich vor westlichen Zuhörern über Ungarn spreche, dann fühle ich mich oft mit der Erwartung konfrontiert: Wo bleibt die

Vision, die alles lösende Utopie, der einstmals so bedeutende Traum von der Zukunft? Ich verstehe solche Fragen, sogar ihren vorwurfsvollen Unterton. In meinen Jugendjahren betrachtete ich mich ebenfalls als Couponschneider der kommenden kommunistischen Gesellschaft.

Meiner Generation wurde ein ideologischer Zeitbegriff suggeriert. Demzufolge hatten die sozialistischen Staaten allein durch ihre Konstituierung den Westen bereits weit hinter sich gelassen. Egal, ob es sich um Frankreich in den fünfziger, Dänemark in den sechziger oder Japan in den siebziger Jahren handelte – das alles war eine Art Vergangenheit geworden. In den Augen von weniger einsichtsvollen Genossen war die ganze nichtsozialistische Welt ein einziges Horthy-Regime. Als sich die Krise des sowjetischen Modells immer klarer abzeichnete, schwand das Zukunftsbild allmählich aus dem offiziellen Vokabular. Gleichzeitig beharrten die Systeme manchmal sogar noch kurz vor ihrem Zusammenbruch darauf, ewigen Bestand zu haben. Das Kursbuch der Marxschen Transformationstheorie – Urkommunismus, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus und Kommunismus – schien ebenso unumstößlich vorgegeben zu sein wie die Reihenfolge der Berliner S-Bahnstationen Warschauer Straße, Hauptbahnhof, Jannowitzbrücke, Alexanderplatz, Marx-Engels-Platz und Friedrichstraße. Plötzlich betrachten alle diese Gesellschaften das EG-Europa als ihre Zukunft, und der Traum der ungarischen Rentner von morgen ist das Österreich von heute.

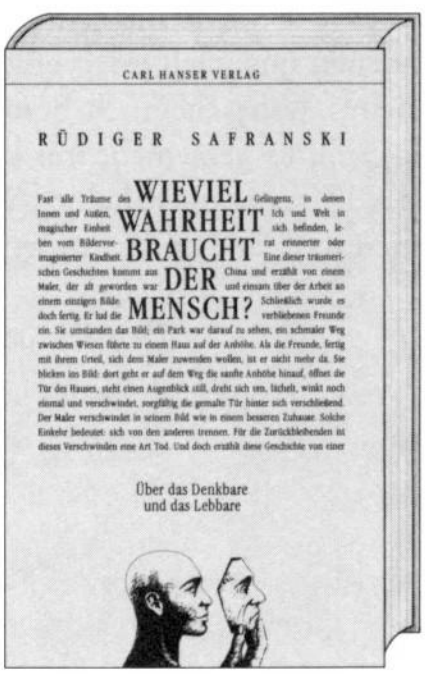
Vielleicht erleben wir noch eine gemeinsame Greenwich-Zeit, ein paar ruhige Tage, in denen uns auch noch etwas anderes als das bloße Überleben sinnvoll erscheint. Wahrscheinlich brauchen wir noch viel Zeit bis dahin. Und Geduld. Denn es geht nicht nur um das Scheitern einiger Ideologen, sondern um das Desaster einer halben Welt, die sich nun langsam von ihrer aufgezwungenen und lang andauernden Zukunft erholen will.

*Deutsch von György Dalos und Elsbeth Zylla*

HANSER

# Wieviel Wahrheit braucht der Mensch?

Drohen uns nicht immer wieder unsere selbstgemachten Bilder und Wahrheiten vom ›richtigen Leben‹ um Kopf und Kragen zu bringen? Das Nachdenken darüber hat Tradition: Sokrates, Rousseau, Kleist, Nietzsche, Freud und Kafka – Rüdiger Safranski hat in diesem Buch ein luzides Szenario ihrer Welt und Lebensentwürfe vor uns ausgebreitet und erneut gefragt: Was ist das, das ›richtige Leben‹? Ein Buch vom Leben, das uns bei der Hand nimmt und die Irrungen und Wirrungen des falschen wahren Lebens zeigt.




212 Seiten.
Gebunden.
DM 36,-

# István Eörsi
# Vom Loch in der Tasche des Lügners

## Ungarische Verdrängungen

Ich sitze im April 1989 vor dem Fernseher und höre meinem Berufs- und Zeitgenossen S. zu, wie er über die Lehren seiner Laufbahn meditiert. Ich kenne ihn lange genug und erwarte keine großen Überraschungen, Kádárs Kulturpolitik hat die Schriftsteller in Geförderte, Geduldete und Verbotene eingeteilt; S. hauste im Grenzbereich zwischen den Geförderten und den Geduldeten, ich in der Zone zwischen den Geduldeten und den Verbotenen, mal zu diesen, mal zu jenen gehörend. Er hat lange in einer Redaktion gearbeitet, und durchaus redlich, denn er hielt sich zwar an die zentralen Anweisungen und berücksichtigte die von oben kommenden Wünsche, tat das aber nur im verlangten Maß.
Aus S.' rundlichem, leicht pathetischem, aber auch von Humor durchtränktem Wesen strömen nur so die rundlichen, pathetischen, aber auch von Humor durchtränkten Satzgebilde. Da fragt ihn der Reporter auf einmal nach seiner Meinung über die Situation der ungarischen Philosophie. Und nun ist mein Kollege doch für eine Überraschung gut. Er bekommt runde Augen, eine Röte huscht über seine Stirn, er zieht die Mundwinkel herab. »Philosophie?« fragt er mit schneidendem Hohn. »Was heißt Philosophie? Hier gab es Hin-rich-tun-gen!« Er starrt den Reporter an, der verschluckt vor Schreck fast seinen gepflegten Schnurrbart und wechselt rasch das Thema.
Bei manchen Dickhäutern dauert es angeblich einige Zeit, bis Sinneswahrnehmungen das Gehirn erreichen. Sie merken erst Sekunden später, daß sie sich in die Glut gesetzt haben. Wenn sie losbrüllen, ist ihr Schwanz schon angesengt. Die Hinrichtungen, die S. im April 1989 anspricht, haben zwischen 1956 und 1960 stattgefunden.

Anders als S., ist mein Berufs- und Zeitgenosse Cs. immer für eine Überraschung gut. Widersprüchlich ist schon sein Äußeres: über dem vollblütigen, wuchtigen Körper ein glattes, rundes Gesicht. Sein Vater war ein rechtsextremer Literat, seine Erziehung faschistoid gewesen; dagegen hat er dreißig Jahre lang angekämpft. Nach der Revolution 1956 war er mehrere Monate

interniert. Damals und auch später suchte er die Nähe hauptsächlich von Reformkommunisten, enttäuschten Marxisten und Sozialisten sowie Linksliberalen, darunter gab es viele, die von den väterlichen Kreisen einfach als Juden abgetan worden wären. Er gehörte zu den berühmten Bohemiens seiner Zeit, war ein Glücksritter und Hasardeur – ich habe beim Pferderennen selbst gesehen, wie die Gäule nicht starten wollten, weil er gerade auf der Toilette war.

Cs. gehörte zu den sehr wenigen Schriftstellern, die nach '56 in Theaterstücken und Erzählungen deutlich machten, daß die Revolution keine Zehntage-Episode in der ungarischen Geschichte war, sondern ein Ereignis, das auf Jahrzehnte die persönlichen Schicksale und die Qualität des Systems bestimmen würde, das sich Legitimität aus seinem Verrat und seiner Niederschlagung zurechtbastelte.

Später schloß Cs. seinen Sonderfrieden und eroberte sich in kleinen, kaum wahrnehmbaren Schritten seinen Platz in dem System, dessen »Nutznießer, bezahlter Tausendsassa« er wurde, wie er selbst sich vor ungefähr zehn Jahren in einem erstaunlichen und erschütternden Aufsatz beschrieb. Schon in den siebziger Jahren war er der meistgespielte (und bestdotierte) Erfolgsautor der großen Boulevard- und Kunsttheater; meisterlich vermengte er die noch erlaubte Gesellschaftskritik mit den Annehmlichkeiten der Franz Molnárschen Dramaturgie. Von einigen großartigen Ausnahmen abgesehen, fand er auch in seiner Publizistik ein entsprechendes Mischungsverhältnis heraus. Sein Freundeskreis blieb derweil der alte – die meisten Intellektuellen machten eine ähnliche psychische Metamorphose durch. Wenn er betrunken war, entströmte ihm, wie Lava einem Vulkan, das verschüttete Erbe, zuweilen zog er so über die Juden her, daß er sich ein Publikationsverbot einhandelte. Zu seinem Glück setzten sich Tibor Déry und István Örkény, zwei brillante Schriftsteller jüdischer Herkunft mit kommunistischer Vergangenheit, für ihn ein, so daß die Verbote wieder aufgehoben wurden.

Als der Zerfall des Parteistaates begann, sammelte Cs. neue Kräfte und katapultierte sich in die vorderste Linie der Opposition. Dabei fand er zu seinem wahren Ich; er trat, voller Aggressivität gegen Juden und Zigeuner, als Anwalt eines »urwüchsigen Ungartums« auf. Die demokratische Opposition, die sich seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre in Ungarn organisierte, denunziert er (wegen ihrer marxistischen Vergangenheit) als »Lenin-Jünglinge« und »Bolschewisten« oder als Liberale, die das Land dem ausländischen – sprich: jüdischen – Kapital ausliefern wollen. Vor seinem Seziermesser bleiben nicht einmal Abstammung und politische Haltung der Eltern und Großeltern des betreffenden Personenkreises verschont. Gleich-

zeitig – und deshalb ist dieser überraschende Lebensweg so exemplarisch – stilisiert Cs. seine gesamte Vergangenheit neu. Er ist der Held, der drei Jahrzehnte lang unerschütterlich gegen das Kádár-System gekämpft hat. Während er früher seine 56er Erlebnisse verdrängte, zeichnet er sich jetzt in der Verdrängung der Verdrängung aus. Er fordert die Absetzung aller »kádáristischen« Theaterdirektoren und Zeitungsredakteure, er möchte wahllos alle in die Wüste schicken, die seine Werke mit besonderer Vorliebe gespielt und veröffentlicht haben. Im Parlament ist er Prokurator der humorlosen Tugend und Vorkämpfer der christlichen Werte. Die Prädikate »materialistisch« und »marxistisch« benutzt er mit solcher Verachtung, als behauptete er von seinem Gegner, er treibe es mit Ziegen. Und immer geringer wird die Hoffnung, daß er – wie früher – plötzlich in ein wieherndes Gelächter ausbricht: »Kinder, das war doch alles nur ein Spaß!«

Am 4. November 1956 bildeten einige Privatpersonen auf sowjetische Aufforderung irgendwo eine Regierung und hielten Einzug in Budapest, jedoch nicht, wie Konteradmiral Horthy nach dem Scheitern der Räterepublik, auf weißem Roß, sondern in einem sowjetischen Panzer. Sie versprachen, die Errungenschaften des Volksaufstands zu bewahren, und sie versprachen eine Generalamnestie. Hierauf zerschlugen sie die spontan entstandenen Organisationen und Gremien des Volkes – die Arbeiterräte, die revolutionären Räte, die demokratisch gewählten Gewerkschaften – und stellten die monolithische Stalinsche Struktur wieder her; viele hundert Menschen – vermutlich mehr als tausend – wurden hingerichtet, Zehntausende in Gefängnisse und Internierungslager gesteckt; Hunderttausende flohen aus dem Land. Mitte der sechziger Jahre bot das Kádár-System der zutiefst gedemütigten Bevölkerung einen Handel an: es gibt mehr Freiheit und Fleisch, wenn ihr unsere Legitimität anerkennt. Mangels Alternativen ging die Bevölkerung auf diesen Handel ein, der nicht als Diktat, sondern jahrzehntelang vornehm als »Konsens« bezeichnet wurde. Aber wie kam es, daß erst die Wortführer und dann die große Mehrheit der Intellektuellen diese einzig mögliche Scheußlichkeit anfangs als »kleineres Übel«, danach als »gar nicht so übel« und »ganz akzeptabel«, schließlich als »relativ großartig« erlebten? Zwar hielt das System sein Versprechen und erhöhte die im sowjetischen Herrschaftsbereich sonst übliche Pro-Kopf-Ration an Freiheit und Fleisch, doch erklärt das nicht, daß die Leute anfingen, Kádár und sein System zu respektieren und sogar zu lieben. Wir haben es mit einer kollektiven Verdrängung zu tun. Anscheinend bringen es nur Einzelpersonen fertig, über eine längere Zeit mit einem schlechten Gewissen zu leben, Generationen und Nationen halten eine solche Belastung nicht aus.

Als sich die Wirtschaftsstruktur als lebensunfähig erwies, mußte das System gegen seine Absichten sein Versprechen brechen; und weil die Fleischpreise trotz der maß- und ziellosen westlichen Kredite zu steigen begannen, gewann das Volk sein Gedächtnis blitzschnell zurück. Ich weiß nicht, ob es einen wissenschaftlich beweisbaren Zusammenhang gibt zwischen der Quantität des Schweineschnitzelverbrauchs und der Qualität des historischen Bewußtseins; Kádár und sein System jedenfalls scheiterten an dieser Korrelation.

Vom Dezember 1956 bis zum August 1960 beteiligte auch ich mich an der breiten Volksbewegung, die unter dem Motto »Lernen wir die Gefängnisse der Heimat kennen!« stand. So ist es mir nicht als Verdienst anzurechnen, daß ich bei den ersten Exerzitien fehlte, mit denen die frei Lebenden (»die armen Einsperrbaren da draußen«, wie ich sie in einem Gedicht nannte) ihre Anpassung an die veränderten, rückgratbrecherischen Lebensbedingungen vorbereiteten. Im Gefängnis kommt man nicht in kleinen, kaum wahrnehmbaren Schritten zum Kompromiß. Wer hier nicht Spitzel wird, der bleibt – mit unterschiedlicher Bewußtheit, Pfiffigkeit und Verzweiflung – ein offener Gegner der Macht. Natürlich können sich auch im Knast Strategien des Selbstbetrugs herausbilden. Dem Gefangenen werden Sonderbesuche seiner abtrünnig gewordenen Frau versprochen, damit er sie zurückerobern kann; zum Dank muß er Berichte über seine Zellengefährten schreiben. Der Gefangene kann sich freilich vornehmen, über alle nur Gutes zu schreiben, vielleicht mit ihrem Einverständnis, und nach der Entlassung ein neues Leben zu beginnen. Nur liefert er sich mit seiner Unterschrift dem Apparat auf Lebenszeit aus. Solche Fallen des Selbstbetrugs sind im Gefängnis Ausnahmen. Im freien Leben dagegen, wo Brot (anders als im Knast) nur für Geld erhältlich ist und man meistens auch noch für andere das Brot verdienen muß, sind bestimmte Zugeständnisse unvermeidlich, und wenn man sie macht, wird es einem zum elementaren psychischen Bedürfnis, den *Zwang* als *natürlich* aufzufassen und in die Routine der *Gewohnheit* zu wickeln, wie eine Oblate, damit er leichter zu schlucken ist.

Der politische Gefangene neigt dazu, innerlich die Welt zu bewahren, aus der er herausgerissen wurde. Ich zum Beispiel war eine 56er Konserve, ich trug unberührt die Luft des totalen Widerstands in mir. Verhaftet wurde ich am Tag des Aufrufs zum Generalstreik, auf den die Kádár-Regierung mit dem Verbot des Groß-Budapester Arbeiterrates antwortete. Die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung sympathisierte mit diesem Rat und ähnlich orientierten Organen. Nach meiner Entlassung fand ich kein Zuhause

in der Gesellschaft. Als Konserve war ich unbequem für diejenigen, die schon diesen oder jenen Grad der Konsolidierung erreicht hatten. Ich erinnerte sie an etwas, das sie gerne vergessen hätten. Und mir wollte nicht in meinen Konservenkopf, warum so viele hatten sterben müssen – doch nicht etwa, damit die Röcke kürzer wurden, damit wir westlich tanzen und in aller Öffentlichkeit knutschen durften?

Wäre ich nicht von der elementaren Vorstellung besessen gewesen, mich erwarte das Land zurück, aus dem ich herausgerissen worden war, dann hätte ich schon im Gefängnis mißtrauisch werden müssen. Wir hatten dort eine Zeitung, die wir *Kiblische Nachrichten* nannten. Außer dem Geschreibsel der Kollaborateure unter uns Gefangenen brachte sie Presseübersichten, zusammengestellt aus den miesesten Zeitungsbeiträgen. Die ungarische Presse genoß damals die besondere Aufmerksamkeit der mörderischen Diktatur, sie war so miserabel, daß mir speiübel wurde, als ich in den achtziger Jahren in der Berichterstattung über die Prozesse nach der Revolution las. Wir versuchten, aus den *Kiblischen Nachrichten* echte Informationen herauszufischen – daß Chruschtschow Budapest besucht hatte, daß die Russen den Hund Laika und später den Major Gagarin ins All geschossen hatten –, das Drumherum, zum Beispiel die Behauptung, das Volk hätte Chruschtschow, der die Revolution zerschlagen hatte, begeistert gefeiert, hielten wir für gemeinen Schwindel. Gut und schön, aber im Oktober 1959 veröffentlichte unsere Zeitung eine kurze Rede von László Németh, dem berühmten populistischen Schriftsteller und ungarischen Propheten des dritten Wegs, die er auf einem Empfang in Moskau gehalten hatte und in der er mitteilte, »in den kritischen Tagen« hätten *einzig und allein* seine Artikel gegen die Restaurierung der bürgerlichen Demokratie gekämpft, und nur sie hätten den Völkern der Sowjetunion Respekt gezollt. Wenn es in meinem Interesse gelegen hätte, über diese beispiellos denunziatorische Behauptung nachzudenken, hätte ich erkennen müssen, daß eine solche Rede nur die sichtbare Spitze eines Eisbergs sein konnte und ohne entsprechendes gesellschaftliches Fundament unvorstellbar war. Damit meine Konserve unberührt blieb, kreidete ich diese Gemeinheit selbstbetrügerisch allein Németh an.

Später, als ich mein Gefängnisbuch vorbereitete, versuchte ich anhand alter Zeitungen zu rekonstruieren, was draußen geschehen war, während wir drinnen saßen. Dabei stieß ich auf ein verblüffendes Dokument. Im September 1957 – also nur neun Monate nach meiner Verhaftung – protestierten über zweihundert ungarische Schriftsteller, darunter meine Vorbilder, lebende Klassiker und junge Autoren, meine Freunde, dagegen, daß die UNO die ungarische Frage auf die Tagesordnung setzte. Dafür gaben sie

ihre Unterschrift her: »Die unbefugte und feindselige imperialistische Einmischung hatte einen nicht geringen Anteil daran, daß aller Bodensatz des Faschismus aufgewirbelt wurde und für einige Tage einen Zustand schuf, der an den weißen Terror von 1920 erinnerte ... Das Auftreten der Revolutionären Arbeiter-und-Bauern-Regierung und die Zuhilferufung der sowjetischen Truppen wendeten die Gefahr einer sich immer stärker entfaltenden Konterrevolution von Ungarn ab.« Nun erst, Jahrzehnte später, begriff ich, warum ich nach meiner Entlassung nicht in die Schriftstellerschaft zurückgefunden hatte. Mir hatte man den Text nicht vorgelegt, damit ich unterschrieb. Ich wußte gar nicht von ihm. Andere hingegen wußten von ihm, und sie wußten auch, daß ich nicht von ihm wußte. Jahrzehntelang erwähnte niemand diese Episode, auch meine Angehörigen nicht. Auch die Presse griff sie nicht auf. Und die Regierung benutzte die Unterschriften später auch nicht als Waffe gegen Oppositionelle.
Als ich auf den Text stieß, hatte die Schriftstellerschaft ihn bereits vergessen. Selbst die, die nicht unterzeichnet hatten, erinnerten sich nicht an diese Aktion. Über die kollektive Schande hatte sich der Schleier der kollektiven Amnesie gelegt. Nur einem einzigen Zeitgenossen dämmerte, daß die zuständigen Kulturfunktionäre der Partei versprochen hatten, es werde keinen Prozeß gegen Déry geben, wenn der betreffende Brief an die UNO gehe. Ein karges Angebot, das nicht einmal in Aussicht stellte, man werde damit aufhören, die weniger berühmte Bevölkerung einzulochen und aufzuhängen. Dann fand der Prozeß doch statt, und Déry bekam neun Jahre. Falls das erwähnte Versprechen tatsächlich abgegeben wurde, wie konnten die Schriftsteller dann damit fertig werden, daß sie sich vor aller Welt ohne jede Gegenleistung beschmutzt hatten? Bis zum heutigen Tag verstehe ich von dieser ganzen Angelegenheit nur, daß sie in Vergessenheit geraten ist.

Das alles geschah vor dem Großen Ausgleich, und es war eine Einzelaktion. Zu Beginn der sechziger Jahre stellten sich die Intellektuellen fast einhellig gegen Kádár. Außer dem alten, stalinistischen Apparat bekannten sich nur diejenigen zur Regierung, die sich in den Tagen der Revolution nicht in Sicherheit gefühlt hatten, sei es, weil sie Kommunisten, sei es, weil sie Juden waren, die vor der Rückkehr des offenen Antisemitismus bangten. Dann kam das Große Angebot, und in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre schließlich wurde eine neue Wirtschaftspolitik verkündet, die der Marktwirtschaft eine größere Rolle einräumte. Es verbreitete sich die Meinung, als logische Konsequenz der Dezentralisierung der Wirtschaft werde mit der wachsenden Bedeutung der Fachleute die politische Macht des zentralen Parteiapparats abnehmen. Jetzt schien es sich zu lohnen, Positionen zu

besetzen, denn anscheinend strebte Kádár doch tiefgreifende Reformen an, um sich vom stalinistischen Apparat unabhängig zu machen. Georg Lukács zum Beispiel, der »ideologische Widersacher Nummer eins«, degradierte sich 1967 erneut zum Parteimitglied und nannte die Wirtschaftsreform einen *ersten* Schritt in die richtige Richtung. Die Intellektuellen waren zuversichtlich: Kafka, Proust, Joyce, Beckett und die amerikanischen Beat-Dichter wurden verlegt, die Kinobesucher lernten die amerikanische und die französische »Neue Welle« und die besten Filme von Fellini, Buñuel und Bergman kennen. Für die ungarischen Schriftsteller wurden die meisten früheren Restriktionen aufgehoben. Von einigen – natürlich sehr wichtigen – Tabus abgesehen, durfte man über alles schreiben, ohne an irgendwelche Stilvorschriften gebunden zu sein. Ein Autor durfte sogar antimarxistische, selbst rassistische Ansichten vertreten, solange er es nicht in direkter Rede tat. Dank der Wirtschaftsreform und vor allem deshalb, weil die erzwungene Kollektivierung in der Landwirtschaft das persönliche Eigentum der Bauern und ihre Interessiertheit nicht völlig liquidiert hatte, stieg der Lebensstandard langsam, aber merklich. Das »ungarische Wunder« trat ein: Die Bevölkerung gab viel mehr aus, als sie verdiente. Da ich weder Wirtschaftsfachmann noch mystischer Philosoph bin, weiß ich für dieses Wunder nur eine Erklärung: Die Leute übernahmen Neben- und Schwarzarbeiten, meistens außerhalb, manchmal auch innerhalb der Arbeitszeit, und dabei zweigten sie vom »Volkseigentum« alles ab, was nicht niet- und nagelfest war, um ihre eigenen Kosten zu verringern. Zugleich gab – dank der nicht immer deklarierten Auslandsanleihen – auch der Staat erheblich mehr aus, als er verdiente. So wurde Ungarn zur »fröhlichen Baracke«, in der breite Schichten zu Recht meinten, sie hätten viel zu verlieren.

Kádár war talentiert genug, unter diesen Umständen nicht das Risiko einer ideologischen Offensive einzugehen. Aus den Ereignissen von 1956 zog er die Lehre, daß nichts Gutes dabei herauskommt, wenn die mit den Märchenidealen des Sozialismus erzogene Jugend auf einmal die Verheißungen der Philosophie mit der Wirklichkeit vergleicht. Unter seiner Herrschaft wurde sogar die Revolution nur im notwendigsten Mindestmaß verunglimpft, damit es den Älteren leichter fiel, ihre Erinnerungen zu verdrängen, und damit in den Jüngeren nicht erst irgendein Interesse erwachte.

Gestört wurde der Friede dieser Jahre eine Zeitlang von den westlichen Studentenbewegungen und von 1968, dem Jahr des Prager Frühlings. Das Selbstvertrauen der Jugend vervielfachte sich. Die linke Haltung, die 1956 mit der Intervention der Sowjettruppen und dem Verrat Kádárs einen scheinbar tödlichen Schlag erlitten hatte, war rehabilitiert. Es kam Hoffnung auf, unsere bescheidene Wirtschaftsreform werde, unterstützt von den

hochgesteckten und radikalen Reformbestrebungen des Nachbarlands, auch in die politische Sphäre Bewegung bringen, und so könne die Isolation innerhalb des Sowjetblocks überwunden werden. Eines schönen Tages im August dann befreiten die Truppen des Warschauer Pakts einschließlich ungarischer Soldaten die Tschechoslowakei von sich selbst.
Kádár beteuerte den Ungarn natürlich sofort, an unserer Reformpolitik werde sich nicht das Geringste ändern. Er zog sich in ein Herzsanatorium am Plattensee zurück, der Öffentlichkeit auf diese Weise signalisierend, wie sehr ihn der erneute Verrat mitgenommen hatte. Wieder standen die Intellektuellen an einem Scheideweg. Unter dem Eindruck der sanfteren Jahre nämlich hatten sich viele Menschen eingeredet, Imre Nagy und seine revolutionäre Regierung hätten sich, bei allem Respekt, ihr Scheitern selbst zuzuschreiben. Wenn er nicht das Mehrparteiensystem zugelassen und willkürlich den Warschauer Vertrag aufgekündigt hätte, dann wären die gesellschaftlichen Errungenschaften der Revolution zu retten gewesen. Solche Dummheiten hatte die Tschechoslowakei nicht begangen, obendrein war die kommunistische Partei Dubčeks so populär wie keine andere irgendwann und irgendwo weit und breit – und trotzdem hatten die Russen eingegriffen; daraus ließ sich nur die Schlußfolgerung ziehen, daß im sowjetischen Herrschaftsbereich auf absehbare Zeit ausschließlich das geschehen würde, was die Russen erlaubten. Dennoch blieben die meisten Intellektuellen zynisch oder selbstbetrügerisch dabei, noch immer könne der Kádárismus erneuert werden, noch immer seien seine moralischen Reserven nicht erschöpft. Natürlich war diese Überzeugung – selbst wenn sie aufrichtig war – mit unermeßlichen gesellschaftlichen Vorteilen verbunden. Allerdings trat um diese Zeit eine Minderheit, hauptsächlich Angehörige der jüngeren Generation und einige 56er Veteranen, den Weg in die organisierte Opposition an. Andere zogen wieder andere Schlußfolgerungen aus dem Geschehenen. Ein recht bekannter Schriftsteller, beeinflußt auch von der antisemitischen Welle in Polen, besuchte wiederholt die sowjetische Botschaft. »Wir werden die Russen für alle Ewigkeit am Hals haben«, erklärte er einem gemeinsamen Bekannten, »und da ist es überhaupt nicht unwichtig, ob unter ihrer Oberhoheit wir das Land regieren oder die Juden.«

Auf dem Kongreß des PEN-Clubs 1969 in Menton ersuchte der ungarische Delegationsleiter die Anwesenden, sich nicht für die verfolgten tschechoslowakischen Schriftsteller einzusetzen. »Wir fühlen mit ihnen«, sagte er, »und wünschen von ganzem Herzen, daß die Verfolgungen aufhören. Aber wenn der PEN-Club in dieser Angelegenheit einen Beschluß faßt, dann nehmen wir Ungarn am nächsten Treffen nicht teil, und die Zahl der Gele-

genheiten, bei denen sich die Schriftsteller der beiden Teile Europas begegnen können, wird weiter abnehmen.« Der Abstimmung blieb der angesehenste Delegierte Ungarns, Gyula Illyés, fern. Er berief sich auf eine Krankheit.

Gyula Illyés (1902-1983) war ein großer Dichter und Schriftsteller mit europäischer Bildung, er gehörte zu den führenden Persönlichkeiten der sogenannten Volkstümler- und Dorfforscherbewegung. Von den dreißiger Jahren an hielt er Verbindungen zu allen Regierungen Ungarns mit Ausnahme der nazifreundlichen Marionettenregimes, denn er meinte, so könne er – wenigstens als Wortführer – die Interessen der machtlosen bäuerlichen Bevölkerung und seit den sechziger Jahren der ungarischen Minderheiten im Ausland am besten vertreten. Die Öffentlichkeit verurteilte dieses taktische Manövrieren nicht, weil sie in Illyés die Reinkarnation des Ungartums und des Volkstums sah – und Nation und Volk können ja nicht gegen die eigenen Interessen handeln. In seiner Flexibilität ging Illyés so weit, daß er einen Glückwunschartikel zum 60. Geburtstag von György Aczél (geb. 1917), dem Kulturpapst des Kádár-Systems, veröffentlichte. Gerade Illyés' Lager aber sah in Aczél einen volksfremden, kosmopolitischen, bolschewistischen, heimatlosen (das alles bedeutet: jüdischen) Kulturdiktator. Ein- oder zweimal in jeder Woche trafen sich die beiden in privaten Gesellschaften, und tatsächlich setzte sich Aczél, dem sehr daran lag, von der geistigen Führungsschicht auch als Intellektueller akzeptiert zu werden, manchmal für verhaftete siebenbürgische und gelegentlich sogar für verbotene in Ungarn lebende Ungarn ein.

Der rapide Zerfall des Parteistaats begann nach Illyés' Tod. Für die Erben der Volkstümlerliteratur, das Lager, das jetzt die geistige Elite des regierenden Ungarischen Demokratischen Forums stellt, gilt Gyula Illyés als die größte Gestalt des nationalen und Volkswiderstands gegen das volksfremde, kosmopolitische, bolschewistische, heimatlose Kádár-Aczél-System.

Lehrreich ist auch der späte Lebensabschnitt eines anderen großen Schriftstellers der Zeit, Tibor Dérys (1894-1977).

Als er 1960 aus dem Gefängnis entlassen wurde, ließ er seine einstige kommunistische Überzeugung, an der die Stürme der Geschichte seit den frühen fünfziger Jahren gezaust hatten, hinter den Gittern zurück. In dem Roman *Der unvollendete Satz,* entstanden in den dreißiger Jahren, hatte er den Greueln des feudalkapitalistischen Ungarns die sektiererische Unmenschlichkeit der kommunistischen Bewegung gegenübergestellt – die Befreiungseuphorie, 1945, erlebte er also nicht als ahnungsloser Engel. Die Haft-

anstalt verließ er mit dem festen Vorsatz, der politischen Arena den Rücken zu kehren und Chronist des allgemeinen menschlichen Leids zu sein. Von der Kulturpolitik wurde dieser Entschluß freudig begrüßt: Was für alle gilt, kann nicht dem System angekreidet werden. Bald holte auch ihn die Freundschaft Aczéls ein, und Déry nahm sie – teilweise unter dem Einfluß seiner innig geliebten Gattin – als ein Geschenk hin, das man nicht zurückweisen darf. Aczél avancierte zum ersten Leser seiner neuen Manuskripte, und die wenigen, die gegen den »Konsens« verstoßen hätten, legte Déry auf seine Bitte ins Schubfach zurück. Als 1977 die ungarischen Intellektuellen erstmals gemeinsam ihre Solidarität mit einer oppositionellen Bewegung im Ausland, der Charta 77, bekundeten, kündigte Déry seine Unterstützung an, aber auf Anraten Aczéls veröffentlichte er dann doch lieber, in Österreich, eine ironisch-abfällige Erklärung.

Der greise Déry hüllte sich in die Maske der Senilität, als er spürte, wie demütigend seine Situation war, und hinter dieser Maske zwinkerte er den Auserwählten unter seinen Besuchern mit luziden Augen zu. In seinem Testament übertrug er das Verfügungsrecht über seinen Nachlaß György Aczél, also dem obersten Zensor – ich habe das immer als eine ironische Geste verstanden. Während er in den Schutz der Machthaber auswich, kaufte seine Frau in der schönsten Gegend am malerischen Plattensee zu einem Spottpreis ein Grundstück mit einem Haus und setzte durch, daß sie alle drei Jahre steuerfrei einen Peugeot einführen durfte. Déry seinerseits geißtelte mit hohem stilistischen Können die natur- und menschenfeindliche Zivilisation, die Technik und die Rockmusik. »Armer Tibor, sie haben ihn auf dem Halm gekauft, wie Getreide«, sagte Georg Lukács dazu.

Doch der hinter der Maske des Senilen versteckte und verachtete Tibor Déry verstand es, mit den Mitteln der Übertreibung das System persönlicher Beziehungen zu verspotten, aus dem er selbst seinen Nutzen zog. Bezeichnend, wenn auch vielleicht nicht wahr ist die folgende Geschichte: Eines Nachts rief er Aczél an und bat darum, dringend etwas im Interesse einer Katze zu unternehmen, die im Blattwerk eines Baumes vor seinem Fenster sitze, nicht mehr herunter könne und jämmerlich maunze, womit sie die Ruhe der ganzen Gegend und auch seinen Schlaf störe; andererseits sei diese Situation auch aus der Sicht des Tierschutzes unhaltbar, denn eine Katze könne genauso leiden wie ein Kafkascher Held. Ich weiß nicht, ob Aczél etwas im Interesse der Katze unternommen hat, aber nichts enthüllt das Verhältnis zwischen der geistigen Führungsschicht und der Macht besser als diese, vielleicht sogar wahre Anekdote. Der aufgeklärte Steuermann unserer Kultur arrangierte die Wohnungsangelegenheiten unserer größten Künstler und Wissenschaftler, ihre Steuer- und Zollprobleme, ihre Schei-

dungsprozesse, ihre Paßanträge. Filmregisseure volksnaher Herkunft luden den Herrscher über die Kultur zum Abendessen mit Grieben, ranzigem Speck und Zwiebeln ein, und er, beeindruckt von diesem Signal aus dem Volk, stockte das Budget für den einen oder anderen Film um einige Millionen Forint auf. Auch ich wandte mich an ihn, sobald meine Bücher und Stücke verboten wurden. Gelegentlich suchte ich bei ihm auch Hilfe gegen die Reiseverbote. Jetzt, wo die Intellektuellen mit erstaunlicher Ausdauer und Findigkeit an der Gestaltung ihrer Vergangenheit arbeiten, gibt es allerlei, was wir zu vergessen haben.

Im Dezember 1971 wurde ein ausgedrucktes Buch von mir nicht ausgeliefert. Die Bibliotheken und die Presse bekamen die Pflichtexemplare, auch ich die meinigen, aber in die Buchhandlungen gelangte der Band nicht. Im darauffolgenden Januar bat ich die Vollversammlung des Schriftstellerverbandes – sie wurde alle fünf Jahre einberufen –, sich für die Legalisierung des Verbots einzusetzen. Der Staat dürfe jedermanns Bücher beschlagnahmen, aber nach den geltenden Gesetzen habe er von dieser Maßnahme Mitteilung zu machen. Es müsse ja auch begründet werden, wenn jemandem eine Lieferung Äpfel nicht abgenommen werde. Bei mir habe man ein Buch bestellt, und in dieser Hinsicht bestehe zwischen den Waren kein Unterschied.
Ich bekam rauschenden Beifall, aber niemand meldete sich zu Wort, um mich zu unterstützen. Nur der Vorsitzende ging in seinem Schlußwort auf meinen Antrag ein. Ich erfuhr, der Schriftstellerverband dürfe einem Buch zuliebe nicht sein so mühsam aufgebautes gutes Verhältnis zu Staat und Partei gefährden. Diesem Standpunkt blieb diese erbärmliche Organisation bis in die letzten Tage des Kádárschen Zeitalters treu: Um ihre in Not geratenen Mitglieder möglichst gut schützen zu können, verzichtete sie auf ihren Schutz. (Nachträglich erklärte sich nun freilich auch der Schriftstellerverband zum Hort des Widerstands: In einer Mitteilung ließ er wissen, er habe seit mindestens zehn Jahren für den Abbau des Parteistaates gekämpft.)
Um es doch noch schriftlich zu bekommen, daß mein Buch verboten war, wandte ich mich natürlich an Aczél. Er sagte, mit der Angelegenheit sei er nicht vertraut, und bat um eine Woche Geduld. Zwei Tage später bestellte mich ein frischgebackener Funktionär der Abteilung Kultur in der Parteizentrale zu sich, ein eleganter junger Mann, baumlang, selbstsicher, ernst und sehr höflich. Aus der obersten Etage der Parteizentrale, die wir liebevoll das »Weiße Haus« nannten, sahen wir tief unter uns die Donau und drüben die verschneiten Hügel von Buda. »Solange es im Interesse der

Partei liegt«, sprach der Jüngling hoch über mir, denn unser Gespräch fand im Stehen statt, »daß '56 eine Konterrevolution war, können wir keine Texte dulden, die gewisse Verhaltensformen von '56 glorifizieren.« Was hätte ich darauf antworten können? In diesem Haus war wahrhaftig nicht ich zuständig dafür, zu entscheiden, was im Interesse der Partei lag. Allerdings verblüffte mich, daß meinen Gesprächspartner nicht im geringsten interessierte, was '56 geschehen war. Für ihn galt ausschließlich der momentane Standpunkt der Partei. Ich bekam zum ersten Mal aus offiziellem Mund zu hören, daß die Partei in dieser Schicksalsfrage auch andere Interessen haben könnte. Zu jener Zeit übersetzte ich aus Georg Lukács' Nachlaß die Ontologie und zufällig gerade das Kapitel über den Neopositivismus. Nach Lukács ist für die Neopositivisten nicht die Wirklichkeit selbst interessant, sondern wie sie am perfektesten organisierbar und manipulierbar sei. Demnach ist, dachte ich, die eigentliche Philosophie der Diktaturen, die sich marxistisch nennen, der Neopositivismus im Lukács'schen Sinn des Wortes. Und tatsächlich, in einem Land der schlechten Kompromisse und des erzwungenen Vergessens ist es die beste Medizin gegen die Gewissenskrämpfe, wenn wir statt der echten Prozesse in Geschichte und Gesellschaft aufzudecken versuchen, welche Formen des Handelns diese Gesellschaft möglich, genauer gesagt, empfehlenswert macht. Mit Hilfe dieser Logik konnte man nach 1956 und auch noch nach 1968 an die moralischen Reserven des Kádárismus glauben.
Mein erwähntes Buch wurde 1988 dann doch noch ausgeliefert. Sämtliche Exemplare waren siebzehn Jahre lang eingelagert gewesen. Wie das Verbot, hatte auch niemand die Vernichtung unterschreiben wollen.

Die Führungsschicht des Systems und die Bevölkerung waren ideologisch durch ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem Marxismus verbunden. Er war ein Alibi für die Machtausübung, die Berufungen und Zitate galten als geopolitisches Pensum, und die Regierten waren daran gewöhnt wie der Wassermüller an das Rauschen des Baches.
Anderthalb Jahrzehnte nach der Szene in der Parteizentrale trat ich vor das Angesicht eines anderen hochgewachsenen, eleganten jungen Funktionärs, diesmal im Kulturministerium. Der Betreffende war beauftragter Leiter der Hauptabteilung Literatur, und in dieser Eigenschaft verbot er mir, einen Beitrag für eine Essaysammlung über Theaterregisseure zu schreiben. »Fünfhundert Leute können bei uns über das Theater schreiben«, sprach er von oben nach unten, »ich begreife nicht, warum einen von den sieben vorgesehenen Essays ausgerechnet jemand schreiben soll, der ständig gegen uns agiert.« In der Debatte darüber riskierte ich die Vermutung, ich würde

nicht wegen meiner rechten Einstellung verboten, sondern weil ich das System von links kritisierte. »Nun ja«, antwortete er, »Sie werden schon noch erleben, daß Sie allein bleiben mit Ihrem linken Gebaren.« Und das wurde mir – ich wiederhole – in einem Kulturministerium gesagt, das als marxistisch galt.
Übrigens besaß der junge Mann, das kann ich aufgrund meiner neueren Erfahrungen behaupten, eine gewisse prophetische Gabe.

»Ihr bringt alles in Gefahr, was wir bisher erreicht haben«, sagte ein Freund von mir, Schriftsteller, Übersetzer und angesehener Lektor in einem auf ausländische Literatur spezialisierten Verlag, als zu Beginn der achtziger Jahre die regelmäßige und organisierte Samisdat-Aktivität begann. »Dann können wir wieder nicht Proust, Kafka und Joyce herausgeben«, und er fügte der Liste einige ungarische Namen hinzu.
Damals waren die allermeisten Intellektuellen noch der Meinung, die ganze Gesellschaft hätte es zu büßen, wenn wir wenigen den »Konsens« aufkündigten. Als Allen Ginsberg 1980 Ungarn besuchte, wollte ihm ein bekannter Lyriker einreden, die Intellektuellen dürften nicht opponieren, sonst würden die Russen einmarschieren. Als mir Ginsberg staunend davon erzählte, sagte ich: »Sollen sie doch einmarschieren!« – »Wie meinst du das?« – »Damit sie einmarschieren können, müssen sie erst mal rausmarschieren«, antwortete ich.
Die Philosophie des »geringeren Übels« ist in Ungarn historisch tief verwurzelt. Seit dem 16. Jahrhundert konnten wir meistens zwischen verschiedenen Unterdrückern wählen. Obendrein waren die Ungarn im Habsburgerreich Unterdrückte und Unterdrücker in einem. Sie begeisterten sich für Freiheit und nationale Unabhängigkeit, und sie widersetzten sich den Zentralisierungsbestrebungen Wiens auf legalem Weg ebenso wie, wenn es möglich war, mit der Waffe in der Hand; aber mit dem gleichen heroischen Pathos unterdrückten sie die zur Ungarischen Krone gehörenden und gleichfalls um ihre Freiheit kämpfenden Völker, die Südslawen, die Rumänen, die Slowaken. Da die Verbürgerlichung und die Aufklärung sowie später die Ideen des Liberalismus und des Sozialismus allesamt – teilweise durch österreichische und deutsche Vermittlung – aus dem Westen stammten und die Zentren des nationalen Widerstands die Adelskomitate mit ihrem im Feudalismus wurzelnden Rechtssystem waren, kam es zu einer tragischen Trennung zwischen dem Streben nach gesellschaftlichem Fortschritt und der Idee der nationalen Unabhängigkeit. Der Adel verteidigte mit der nationalen Unabhängigkeit seine Privilegien, und die Vorkämpfer der bürgerlichen Ideale schwächten mit ihren Angriffen auf die Adelsprivi-

legien ungewollt die konstitutionellen Grundlagen des nationalen Widerstands. Nur sehr wenige Persönlichkeiten vereinigten beide Prinzipien in sich. Unter diesen Umständen wurde die Suche nach dem kleineren Übel und mit ihr der selbstbetrügerische, beglückende Ausgleich zu etwas ganz Normalem.

Nach dem Zweiten Weltkrieg bestand vorübergehend die Hoffnung, Fortschritt und nationale Idee könnten sich aussöhnen. Aber vom Internationalismus – er träumte vom friedlichen Nebeneinanderleben gleichberechtigter, brüderlich verbundener Völker – stellte sich bald heraus, daß er in Wirklichkeit sowjetische Interessen bediente. Die Befürworter des Fortschritts wiederum marschierten nicht einer Gesellschaft ohne Klassen und Staat entgegen, sondern einer neuen, etatistischen Klassendiktatur. Der nationale Gedanke wurde zum Verstummen gebracht, die linken Ideen kompromittiert. Inzwischen ist zu sehen, daß der Stalinismus nur den letzteren geschadet hat. In seinem Eisblock konservierte er nicht nur gesundes Nationalbewußtsein, sondern auch die Viren des extremen Nationalismus, des Irredentismus, der religiösen Intoleranz und des Rassismus, und als das Eis schmolz, gediehen die Viren und vermehrten sich, die vierzig oder siebzig Jahre hatten ihnen nichts anhaben können.

Wo die gesellschaftlichen und psychischen Interessen jahrhundertelang der launischen und manchmal unlogischen Logik des kleineren Übels folgten, konnte sich der Mechanismus der Verdrängung der nicht in diese Logik passenden und schockierenden Erlebnisse leichter entfalten und durchsetzen. Der relative Liberalismus des ungarischen Poststalinismus – »unsere kleine Stabilität«, wie Różewicz es ausdrückte – verhalf immer mehr Menschen zu Autos und Wochenendhäusern, und für sie wurde es damit zu einem elementaren Interesse, nicht daran zu denken, aus was für Toten die Salatköpfe in ihren Gärtchen sprossen.

Die Kádársche Kulturpolitik erkannte das Bedürfnis der Menschen, zu vergessen, und während sie einerseits großzügig die Erforschung unserer neuesten Geschichte ermöglichte, tabuisierte sie andererseits sorgsam die Wendepunkte: die Kommune 1919, das Jahr 1945, die kommunistische Machtübernahme 1949 und die Revolution 1956. Im historischen Bewußtsein der Nation gab es hier und da weiße Flecke. Aber wer wüßte nicht, daß allen späteren Schwankungen zum Trotz die Genesis eines jeden Systems seine unübersteigbaren Schranken determiniert? Horthy stellte die Herrschaft der »historischen Klassen« wieder her, leitete eine irredentistische Propaganda ein und erließ 1920 das erste Judengesetz im Nachkriegseuropa. Damit legte er seinen Bewegungsraum bis zum Zusammenbruch 1944 fest. Kádár begann mit Verrat und Massenmord, und damit entschied sich von

vornherein, in welchem Maß die fertig übernommene Stalinsche Struktur modernisierbar war. Sobald politische Folgen der Wirtschaftsreform drohten, riß Kádár die Deichsel des Wagens herum, denn er wußte, daß man ihn nach politischen Veränderungen wegen seiner Rolle 1956 zur Verantwortung ziehen würde. Quantität und Qualität der inneren Reserven des Kádárismus wurden von der Entstehung dieses Systems bestimmt. Obgleich das leicht einzusehen gewesen wäre, verhielt sich die ganze Nation wie die Jungfrau, die ihren Vergewaltiger heiratet, um auf einen Schlag beider Ehre zu retten. Wie ertrug sie zwanzig Jahre lang die unerwünschte Intimität? Warum zieht sie in dieser Angelegenheit auch jetzt noch nicht Bilanz?

Außer unbegründeten und bedingungslosen finanziellen Beihilfen gewährte der Westen dem Kádár-System auch psychologische Unterstützung. Ganz besonders fiel der Eifer der Deutschen auf. Da sie sich die Schuld an der unseligen Zweiteilung Europas zuschrieben, wollten sie um jeden Preis glauben, auch im sowjetischen Machtbereich könne das Leben erträglich sein. Aus heutiger Sicht ist all das Geschwätz über die »fröhlichste Baracke« und den »Gulaschkommunismus« beschämend. Vor allem die Sozialdemokraten und die Linksliberalen neigten dazu, jegliche Kritik am ungarischen System mit dem dummen Antikommunismus gleichzusetzen, der in ihrem Land blühte. Angesehene Politiker – so Brandt, Schmidt und Kreisky – überboten sich gegenseitig in der Lobpreisung Kádárs, gleichzeitig übersahen sie großzügig die Blutflecken in seiner Biographie. Zum siebzigsten Geburtstag Kádárs oder zum fünfundzwanzigsten Jahrestag der Revolution kamen österreichische und englische Fernsehteams nach Budapest, die auch mit Oppositionellen Reportagen machten, doch mit der deutlichen Absicht, ihren Zuschauern zu zeigen, wie fortgeschritten in Ungarn die politische Freiheit ist, über was alles die Staatsbürger ungehindert im Foyer des Hotels Astoria oder in der berühmten Konditorei Gerbeaud plaudern können. Der Osteuropaexperte der *Zeit* spazierte am Tag seiner Ankunft durch die Pester Innenstadt, er war angetan vom fast westlichen Niveau der Kleider und der Schaufenster. Er wich einigen bettelnden Zigeunerinnen aus, die allesamt Kinder auf den Armen trugen, das Aushängeschild ihres Gewerbes. Mieten sie diese Gören? fragte er sich vielleicht, schon vor einer Buchhandlung stehend, aus der ihn Bücher Max Webers, Heideggers, sogar – oho! – Nietzsches anlächelten. Gegen Abend schaute er aus dem Fenster seines Hotels an der Donau – das Hotel war, wie einige andere, mit österreichischem Kapital gebaut worden, die billige Arbeitskraft hatten die Eingeborenen gestellt – und dachte angesichts des glitzernden Flusses bei sich, daß diese Ungarn ja fast wie Menschen leben, fast wie wir. Was will denn

eine Opposition in dieser geopolitischen Zone? Das sind alles Hitzköpfe – so charakterisierte er in seiner Zeitung auch mich; ich hatte ihm nämlich erklärt, daß die Opposition nicht deshalb nicht grausamer verfolgt wird, weil Kádár ein Humanist ist, sondern weil ihr Einfluß nicht bis zu den Arbeitern reicht und weil das System für seinen relativen »Liberalismus« ordentliches Geld aus dem Westen bekommt. Ohne die von Verständnis triefende Kádárfreundlichkeit der westlichen Politik und Presse hätten die ungarischen Intellektuellen ihre schrecklichen Erfahrungen nicht guten Gewissens in Klammern setzen können.

Mein 1965 geschriebenes Stück *Das Verhör* bekam nach seiner ungarischen Erstaufführung 1989 das Prädikat »Bestes Stück des Jahres«. Um welches Jahr handelt es sich wohl, fragte ich mich grinsend, als ich mit tiefer Verneigung die Urkunde entgegennahm.
Bei der Feier drängte sich ein Herr mittleren Alters mit grauem Gesicht und spärlichem Haar zu mir, ein Mitarbeiter der Hauptabteilung Theater im Kulturministerium. Seit wenigstens zwanzig Jahren war er für die Provinztheater zuständig, keine Premiere fand ohne ihn statt. Hatte er kein Auto zur Verfügung, fuhr er im Zug hin, nach der Aufführung ließ er sich im Schauspielerklub sehen, um allen zu gratulieren, und wie böse Zungen behaupten, unternahm er, wenn er ein paar Gläser geleert hatte, zögernde, aber nicht unbedingt erfolglose Versuche, die Gunst der einen oder anderen Statistin zu erwerben. Er machte einen ziemlich schäbigen Eindruck, seinen höflichen Worten schickte er ein mutloses Lächeln voraus. In der Regel war er es, der den Theaterleitern die ministeriellen Verbote und Anweisungen überbrachte. Auch *Das Verhör* wurde meistens unter seiner Mitwirkung nicht genehmigt. »Es geht nicht«, sagte er traurig, oder: »Versteht doch, es ist unmöglich!«
Dieser Herr also trat zu mir, und zwar mit strahlendem Lächeln. »Wie ich mich freue, István«, sagte er, »herzlichen Glückwunsch!« Wir schüttelten uns lange die Hände, es war eine rührende Szene. Erschrocken bemerkte ich, daß er *jetzt* aufrichtig war. Er war nämlich das Opfer, denn was er sein Leben lang gemacht hatte, das hatte er ungern gemacht, vielleicht hatte er schon vergessen, daß er mich immer wieder verboten hatte. Schau an, dachte ich, der freut sich wirklich.

*Aus dem Ungarischen von Hans Skirecki*

# Marcin Król
# Neues Vaterland oder Vaterland der Enterbten?

## Die Krise der polnischen Identität

Es ist unmöglich, ohne Begriffe wie *Nation, Vaterland* oder *Tradition* auszukommen. Doch es ist einfacher, bei sich selber zu beginnen, im Sinne von Orwells bewährtem Rezept, beim Nachdenken über den Antisemitismus zuerst antisemitische Symptome im eigenen Denken aufzuspüren. Daher die Frage, worin denn *meine eigene* polnische Identität besteht?

Eine zweijährige Weide, die bis zum Fenster reicht, dahinter Linden, eine Wiese, Gerstenfelder, ein Kanal und an seinem Ufer eine hohe Erle. Im Hintergrund ein Wald und ein paar verstreute Häuser, die bereits zum nächsten Dorf gehören. Wir wohnen seit vier Jahren hier und sind ohne Zweifel hier zu Hause, dies ist unsere Heimat, jedenfalls die einzige Heimat, nach der ich Sehnsucht verspüre, wenn ich mich anderswo aufhalte. Doch meine Bekannten lächeln über meine Erzählungen vom Landleben, die Erzählungen eines angeblichen Bauern, denn dieser Ort ist, abgesehen von allen sentimentalen Empfindungen, nicht meine echte Heimat: Die polnische Intelligenz war immer an anderen Orten zu Hause. Verstoßen von den Orten unserer Herkunft, versuchen wir nun, hier unsere Heimat wiederzufinden, und das gelingt auch, weil wir diese Heimat errichten, sie uns schaffen, wenngleich nicht gerade aus dem Nichts. Wir befinden uns ja in einer realen Welt, die auch ohne uns existiert, die sich auch ohne uns zu behelfen weiß. Das ist ein Hinweis auf den spezifischen Charakter dieser Welt, auf den besonderen Platz, den wir in ihr einnehmen.

Diese Welt erscheint deshalb so geeignet für solche Verpflanzungen, weil sie immer nur auf lokaler Ebene existierte, weil sich alle Berichte von der Einbeziehung der Bauern ins öffentliche Leben, Gott sei Dank, stets als falsch erwiesen. Ich sage Gott sei Dank, denn wenn die Bauern, die im Dorf geblieben sind, zu ebensolchen Bürgern gemacht worden wären wie wir alle, dann wären auch sie der jahrzehntelangen Bearbeitung durch die Kommunisten ausgesetzt gewesen, und wir hätten nirgends mehr einen Ort, den wir Heimat nennen können. Wir sind also von draußen in diese lokale Welt gekommen, doch sie akzeptiert uns, weil wir ihre Regeln und Normen akzeptieren, die im übrigen die einzigen sind, die es in dieser Welt gibt.

Unsere Vorstellungen vom Vaterland wurden durch die romantische Tradition geprägt. Hinter oder besser über den Linden, den Weiden und den Wiesen sehen wir die Gestalt des Anhelli und den Geist-König[1], hören wir Schlachtenlärm, das Glockenläuten der Barockkirchen und die Rufe der Schnitter. Da ist etwas Phantasie dabei, aber auch eine Portion Wirklichkeit. Ein solches Vaterland, eine solche lokale Heimat garantiert die Erhaltung der polnischen Identität, sie bringt aber keinen Kontakt mit dem sogenannten nationalen Bewußtsein oder auch dem, was man gemeinhin das Vaterland im politischen Sinne nennt. Solche Heimaten gibt es in Polen gewiß mehrere, jede befindet sich anderswo, die Kontakte zwischen ihnen sind formlos, und die Bindungen bleiben auf die private Welt beschränkt.
Das Gefühl des Verstoßenseins ist einerseits alt, andererseits aber auch völlig neu. Alt daran ist, was auf die gesellschaftlichen Veränderungen und die zerstörerische Wirkung des Kommunismus zurückgeht. Ungeachtet unserer sogenannten gesellschaftlichen Herkunft bewirkte das unwiderrufliche Ende der polnischen Schlachta-Höfe[2], daß wir uns in der Situation von Menschen befanden, die nicht imstande sind, die einfachsten Straßenschilder zu lesen. Man kommt zwar vorwärts, kann sich aber leicht verirren. Dazu kommen die Tradition und die Genealogie der polnischen Intelligenz, einer Intelligenz, die sich im Absterben befindet, die es in ein paar Jahren gar nicht mehr geben wird. Aus diesem Grund erscheinen alle Bemühungen der Kritiker und Feinde sowohl der Kreise um die katholische Wochenzeitschrift *Tygodnik Powszechny* als auch der sogenannten »laizistischen Linken« völlig überflüssig. Diese beiden Welten werden so oder so unwiderbringlich verschwinden. Wir können nun über die traurige Tatsache des Verlöschens der polnischen geistigen Elite spotten, es wäre aber besser, darüber nachzudenken, was sie ersetzen und wann das erfolgen soll.
Mit anderen Worten: Wir stehen vor der Frage, was uns tatsächlich mit unseren Nachbarn verbindet, die jene regionale Heimat bewohnen, ob es hier andere Bindungen gibt als die gewöhnlichen menschlichen und nachbarschaftlichen. Müssen wir uns nicht den Vorwurf machen, daß wir uns durch unsere Isolierung in dieser regionalen Welt, in diesem Vaterland der Enterbten, mit einer Flucht begnügen, die zwar bequem sein mag, die aber in Wahrheit eine Flucht vor dem Ansturm der öffentlichen Welt darstellt, in der wir keinen Platz finden können? Und wählen wir, gezwungen zur Entscheidung zwischen dem Vaterland der polnischen Tradition und dem neuen Vaterland, nicht deshalb das Vaterland der Enterbten, weil wir das neue nicht akzeptieren können? Und schließlich die wichtigste Frage: Gibt es denn dieses neue Vaterland überhaupt? Wie schaut es aus?

## *Volk und Intelligenz*

Für ein paar Jahre schien es, daß das *Volk*, ganz wie die Romantiker und Stanislaw Wyspiański es erträumt hatten, den Platz der Intelligenz einnehmen würde. Als Johannes Paul II., ein Fortsetzer romantischen Denkens, den Heiligen Geist anrief, das Antlitz der polnischen Erde zu ändern, wurde das Wort Gestalt, und die *Solidarność* entstand. Diese Erscheinung rührte und verblüffte mich gleichermaßen. Man sagt mir nach, daß ich nur wenig Liebe für die *Solidarność* empfinde, doch mir erging es einfach wie einem Menschen, der einem Schauspiel beiwohnt, das von Dichtern und politischen Denkern geplant wurde, und der nun, da es in die Tat umgesetzt wird, seinen Augen nicht glauben kann. Wir wiederholen nun mit großer Überzeugung, daß uns in jenen Jahren eher der negative Einfluß des Antikommunismus miteinander verband als irgendwelche positiven Faktoren. Das stimmt aber nicht ganz. Da gab es eine viel stärkere Bindung zwischen uns, eine Bindung, die einer gewissen Form der nationalen Religion entsprang, einer ungewöhnlich stark empfundenen Gemeinsamkeit, die viel mehr schuf, als sie zerstörte. Doch welche Art von Heimat, von Vaterland entstand durch diese Bindung? War es ein Vaterland im Sinne einer Gemeinschaft der Bürger? Oder eher im Sinne einer Teilnahme an einer sechzehnmonatigen nationalen heiligen Messe, in die wir alle strömten: nicht so sehr, weil es tatsächlich eine Gemeinsamkeit zwischen uns gab, sondern vielmehr, weil sowohl die Kommunisten als auch der Westen und vielleicht auch die Vorsehung auf uns blickten.

Heute sind Skepsis und Sentimentalität gleichermaßen angebracht, aber die *Solidarność* war tatsächlich eine einmalige Bewegung. Sie schuf jedoch eine ganz spezifische Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die sich nicht behaupten konnte, weniger gegen die Angriffe der Kommunisten als gegen die zerstörerische Wirkung der Zeit. Diese Wirklichkeit war fast ausschließlich emotionell. Das wird heute am Beispiel der Gewerkschaftsbewegung *Solidarność* deutlich, zweifellos das wichtigste, ja, vielleicht das einzige institutionelle Produkt jener Periode, das dennoch keinen Bestand hatte.

Die Krise war unvermeidlich. Wichtig ist aber nicht, daß die Krise eintrat, sondern was die Bewegung im gesellschaftlichen Bewußtsein zurückließ. Und das ist nicht viel. Wie kam es, daß im gesellschaftlichen Bewußtsein heute nur die Trauer um das unwiederbringlich Verlorene geblieben ist, während die reale Geschichte der *Solidarność* fast vollständig in Vergessenheit geriet? Meiner Ansicht nach sind dafür vor allem die Intellektuellen verantwortlich, die Denker, die Seher und Propheten. In der Zeit des Kriegsrechts wurde versäumt, die Traditionen der *Solidarność* mit dem Erbe

der polnischen Identität zu verknüpfen. Der Triumph des Volkes erwies sich als lähmend für das Denken, der Kult des Volkes aber lieferte den Intellektuellen und Künstlern nicht den erwarteten Ansporn. In den Jahren 1980-1981 unterlag die traditionelle polnische Intelligenz einer blinden Faszination der Massen der *Solidarność*, und nach dem Kriegsrecht war sie vor allem mit sich selber beschäftigt.

Trotz aller Bewunderung für die moralische Haltung der polnischen Intelligenz in dieser Zeit, trotz der mutigen verlegerischen und erzieherischen Tätigkeit im Untergrund entstand nichts, was die Bindungen und die Gemeinschaft hätte festigen können. Die herausragenden intellektuellen und publizistischen Werke jener Zeit, so die zahlreichen Schriften von Adam Michnik oder Piotr Wierzbicki, wurden für die eigenen Kreise geschrieben, für diesen oder jenen Salon, für uns selber. Das Beispiel der paar Arbeiter, die in einen Salon eingeführt wurden, war nur eine Bestätigung, daß es eben die intellektuellen Salons waren, die damals den entscheidenden Einfluß ausübten. Die Idee der politischen Zusammenarbeit zwischen der Intelligenz und den Arbeitern war eine Mystifikation, an der beide Seiten jedoch hartnäckig festhielten, weil sie für beide einige Zeit lang vorteilhaft schien.

Ich möchte hier nicht als ein weiterer populistischer Kritiker des Elitarismus oder Ästhetizismus der polnischen Intelligenz mißverstanden werden. Ich bin ganz im Gegenteil der Ansicht, daß es in Polen eher zu wenig echten Elitarismus oder Ästhetizismus gab, daß es zu einer weitgehenden Vermischung der eigenen Aufgaben und der eigenen Arbeit mit einer gewissen Selbstresignation und Selbstrechtfertigung kam, die auf dem Gefühl beruhte, daß schon die moralische Haltung allein genügt, um seine Pflicht gegenüber der Gesellschaft zu erfüllen. Die Periode der *Solidarność* zwang uns weder zu einem Denken in gesellschaftlichen noch zu einem Denken in politischen Kategorien, und in der Zeit des Kriegsrechts änderte sich nichts daran. Die Frage erscheint daher berechtigt, welchen Nutzen die Massen in jenen Jahren aus dem weit gespannten Netz der Untergrundtätigkeiten tatsächlich zogen.

Wenn wir die intellektuellen und künstlerischen Ergebnisse dieser Tätigkeiten betrachten, stehen wir vor einer Fülle von Werken, die man zwei Richtungen zuordnen kann. Da sind einmal, ganz allgemein ausgedrückt, die Anleitungen für den wirtschaftlichen und politischen Liberalismus. Und dann die Handbücher des Antikommunismus, voran des Anti-Russentums oder des Antistalinismus (da geht es also um Katyn, um die sowjetischen Dissidenten, um die uns benachbarten nationalen Minderheiten). Es gab dann noch eine etwas schwächere dritte Richtung, die sich mit dem soge-

nannten Mitteleuropa beschäftigte – eine süße Illusion oder auch Utopie. Von der nationalen Martyrologie will ich hier gar nicht reden.
Die Zeit des Kriegsrechts wirkte sich daher auf die öffentliche Erziehung oder, mit anderen Worten, das Denken in Kategorien des Allgemeinwohls aller Polen eher hemmend aus, als es zu befördern. Die polnische Intelligenz nahm in dieser Periode unwillkürlich eine Haltung ein, die sich schon früher oftmals bewährt hatte. Nun aber erwies sich diese Haltung als anachronistisch. Sie hatte sich nämlich bewährt in der Zeit vor der *Solidarność*, das heißt vor jenem ungewöhnlichen Ereignis, das sie nun völlig außer acht ließ. Diese Haltung hatte sich im 19. Jahrhundert unter völlig unterschiedlichen Bedingungen bewährt. Und wenn die Vergleiche mit dem 19. Jahrhundert, die zahlreiche Publizisten (ich selber eingeschlossen) oft bemühten, in den siebziger Jahren noch irgendeine Berechtigung hatten, so war das in den achtziger Jahren ganz gewiß nicht mehr der Fall. Wir aber konnten uns nicht darüber klar werden, ob die gesellschaftliche Revolution nun tatsächlich stattgefunden hatte, oder ob sich eigentlich gar nichts verändert hat. Es war einfacher, zu glauben, daß alles beim Alten bleiben würde. Und das geschah denn auch. Das Volk wurde also sich selbst überlassen, wenn man von den traditionellen und ebenfalls anachronistischen Formen des Aktivismus der Intelligenz absieht, allen jenen Versammlungen in Kirchen, von denen die vortragenden Intellektuellen und die Künstler vermutlich mehr profitierten als die Zuhörer.
Das *Volk* jedoch änderte sich, es ließ seine barbarischen Seiten erkennen, und es zeigte sich, wie seicht alle Bindungen zwischen den Mitgliedern der *Solidarność* waren. Vielleicht hatte sich auch das Volk gar nicht so sehr verändert, sondern es erwies sich nur als Illusion, daß man einfache Menschen in Engel verwandeln kann. »Es wäre ein Wunder, stünden das polnische Volk und die polnische Schlachta zusammen«, schrieb der Romantiker Zygmunt Krasiński, und er hatte recht. Das Wunder geschah, doch es war nicht von langer Dauer. Alles, was nicht ins Gebiet der Metaphysik gehört, mußte früher oder später wieder zur Norm zurückkehren.

## *Das Volk und die* Solidarność

Doch um welche Norm handelte es sich dabei? Was macht dieses *Volk* aus, wenn man es mit der Nation gleichsetzt? Die Antwort, die sich mir aufdrängt, klingt beleidigend. Mir scheint nämlich, daß dieses Volk gar nicht existiert. Natürlich existiert es, das heißt, die einzelnen Menschen existieren; doch das Volk, verstanden als nationale Gemeinschaft, gibt es nicht.

Aus diesem Grund erscheinen alle nationalistischen Gruppierungen, die ihre ganze Existenz auf etwas stützen, was es gar nicht gibt, so lächerlich. Wer die polnische Identität verteidigt und sich dabei auf das Volk beruft, greift daher gern zu fremdenfeindlichen Argumenten etwa in Form der zuletzt oft gehörten Warnung davor, daß Polen »vom ausländischen Kapital aufgekauft wird«.

Worum geht es den Leuten, die sich solcher Argumente bedienen? Erstens ist das ausländische Kapital allem Anschein nach weit davon entfernt, in Polen irgendwelche größeren Investitionen zu tätigen, und zweitens ist es kaum vorstellbar, daß das ganze Land aufgekauft würde. Die Leute, die mit solchen Argumenten hantieren, befürchten wohl, daß sie der Konkurrenz der gut funktionierenden westlichen Unternehmen nicht gewachsen sein könnten. Im übrigen sind diese Argumente nichts anderes als ein Rückgriff auf alte Denkklischees und Phrasen der nationalistischen Publizistik der Zwischenkriegszeit und noch früherer Jahre.

Der polnische Nationalismus, der sich auf das *Volk* als Basis der nationalen Einheit beruft, ist nicht nur, wie im übrigen jeder Nationalismus, moralisch bedenklich, er lenkt auch unser Denken auf völlig falsche Bahnen, weil er seine Argumente aus der Zwischenkriegszeit bezieht und alle seit 1944 erfolgten Veränderungen ignoriert. Gesellschaftliche und politische Klischees spielen im heutigen Polen eine umso größere Rolle, je mehr Anspruch eine politische Gruppe darauf erhebt, das Volk zu repräsentieren.

Was will das Volk überhaupt? Das Volk will natürlich die Macht, und das ist ein weiterer Grund dafür, daß es zu dieser Krise der *Solidarność* kam. Es gibt viele Leute, die meinen, der Kommunismus in Polen sei von Anfang bis Ende ein Fremdelement gewesen. Das stimmt jedoch nicht. Der Kommunismus wurde zwar von außen hereingetragen, dann aber von polnischen Händen ausgebaut und an der Macht gehalten. Nach vorsichtigsten Schätzungen verdankten in Polen mindestens fünfzehn Millionen Menschen (im Verlauf von ein paar Generationen) dem Kommunismus ganz konkrete Vorteile. Im Verlauf der Jahre wurden diese Vorteile immer geringer, was eine einleuchtende Erklärung für den Sturz des Kommunismus ist, bis sie zuletzt überhaupt verschwanden.

Solange es in Polen keine gut funktionierende freie Marktwirtschaft gibt, wird es immer nur ein System der Elitenbildung und einen Weg der Bevorteilung geben, und das ist der Weg über die politische Macht. Wenn man daher dem Volk die Hoffnung macht, an der politischen Macht teilnehmen zu können, kann man leicht seine Aufmerksamkeit erringen. So gesehen setzt sich das Volk aus einer großen Anzahl von Individuen zusammen, die alle den gesellschaftlichen Aufstieg wollen und zahllose Beispiele dafür ken-

nen, daß dieser Aufstieg rasch und beinahe mühelos zu schaffen ist, wenn man nur Zugang zur politischen Macht erhält. Und da wird ihnen jetzt auf einmal erklärt, daß noch Jahre der Arbeit und Entbehrung vor ihnen liegen.

Unter diesem Gesichtspunkt wird die Staatsmacht, die 1989 entstand, von der Mehrheit der Polen zweifellos neuerlich als fremde Macht betrachtet, weil sie ihnen mit ihrer Philosophie der evolutionären Entwicklung neuerlich den Zugang zu einträglichen Positionen erschwert. Um eines klarzustellen: Ich habe nicht die geringste Absicht, mich in den Chor der intellektuellen Jammerer einzureihen, die das herannahende Ende der Welt verkünden und prophezeien, daß Polen von Chaos, Anarchie und wilden, kulturlosen Horden beherrscht werden wird. Die Vision des Volkes, wie Krasinski sie in der *Ungöttlichen Komödie* zeichnete, erscheint nur insofern nicht treffend, als die neue Mittelklasse durchaus auch schöpferisch sein kann. Sie kann dieses Land sowohl retten als auch verderben. Wovon hängt das ab?

Die Antwort ist eng verbunden mit der Antwort auf die Frage nach der Krise der polnischen Identität und ihrer Überwindung. Und mit der Antwort auf die Frage, ob es überhaupt möglich ist, in Polen eine zivile Gesellschaft oder, wie ich es lieber nennen würde: eine politische Gesellschaft zu errichten, die sich nicht auf die nationale Identität, auf alle jene Traditionen und Sitten, deren Träger die polnische Schlachta und die polnische Intelligenz waren, stützt.

Es gibt das oft diskutierte Problem der Beziehung zwischen dem Bau eines demokratischen Systems und der Tradition, einer Tradition der Beziehungen zum Staat und zum Recht, des politischen Denkens. In Polen stellt sich dieses Problem grundlegend anders dar als in Ländern, wo die Demokratie langsam aufgebaut wurde. Die romantische Tradition und die Tradition der Schlachta wurden in Polen von verschiedenen Gruppen für die unterschiedlichsten Ziele genutzt, sie konnten aber nie als Grundlage für die Errichtung eines modernen demokratischen Staates herangezogen werden.

Wir stellen eher die gegenteilige Tendenz fest: Die sogenannten Realisten, denen die romantische Tradition fremd war, waren es, die in der Geschichte des polnischen politischen Denkens angeblich für die Demokratie und die Beteiligung des Volkes am öffentlichen Leben nach westlichem Vorbild eintraten. Die Verbindung zwischen der Tradition und der zivilen Gesellschaft mündiger Bürger erscheint jedoch unerläßlich, und alle Vorschläge, die darauf abzielen, westliche Vorbilder zu übernehmen, ohne gleichzeitig die Tradition zu berücksichtigen, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ich bin natürlich dafür, westliche Vorbilder auf die polnische Situation

zu übertragen, allerdings muß das so erfolgen, daß die Resultate auch von Dauer sind.

Wir müssen also untersuchen, ob in der Ära der *Solidarność* oder dann in der Zeit ihrer Legende die Menschen tatsächlich am öffentlichen Leben beteiligt wurden. Die wenigen Arbeiten von Historikern, Soziologen und auch Journalisten über diese Jahre weisen eher darauf hin, daß es nicht dazu kam, daß es keine wesentlichen Schritte in Richtung einer parlamentarischen Demokratie, eines Mehrparteiensystems oder einer Marktwirtschaft gab. Ganz im Gegenteil. Wie schon so oft in der polnischen Geschichte der letzten zweihundert Jahre kam es zur Mobilisierung einer auf eine Richtung eingeschworenen Gesellschaft, nicht zu deren Diversifikation.

Die ersten Spuren der verschiedenen Lager – jene »echten Polen« und andere Gruppen, die damals als Randerscheinungen betrachtet wurden – kündigten sich jedoch bereits an. Ihre Vertreter orientierten sich dabei nicht an Vorbildern, die in der Tradition verankert waren, sondern an politischen Klischees aus der Zwischenkriegszeit oder aus den Nachkriegsjahren, die den Einfluß der »patriotischen Kommunisten« verrieten. Diese Klischees waren schließlich ein Nebenprodukt des kommunistischen Systems, das alle – auch die nationalen Kräfte – dazu zwang, ihre auch so schon reichlich simplen Ideologien noch weiter zu vereinfachen. Als sich Ende der siebziger Jahre eine politisch denkende Opposition zu bilden begann, stellte sich heraus, daß ihre ideologische und politische Diversifikation nur entlang der polnischen politischen Tradition erfolgen konnte, einer Tradition allerdings, die sich mit bestem Willen nicht auf die neue gesellschaftliche Situation anwenden ließ. Einige Zeit lang schien die Unterscheidung in eine »für das Gemeinwohl tätige« Haltung und eine »nationale« Haltung zu funktionieren, doch bald erkannten wir, daß wir den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen. Das heißt, wir sahen das Volk oder die Gesellschaft, ohne deren tatsächliche Gestalt zu erkennen.

Vielen war schon damals klar, daß die Idee des antikommunistischen Kollektivismus als Fundament für den politischen Pluralismus kaum genügen kann. Doch der Begriff »Pluralismus«, der heutzutage von allen im Mund geführt wird, ist von grundlegender Bedeutung. *Pluralismus* setzt nämlich Kriterien der Unterscheidung voraus, und nicht Kriterien, nach denen man alle erkennt, die dem eigenen Lager angehören. *Pluralismus*, das ist die Bereitschaft zur Parteilichkeit, gleichzeitig aber auch die Bereitschaft, anderen dasselbe Recht zuzugestehen, und schließlich die Bereitschaft, die eigenen Ideen dem freien Kampf der politischen Kräfte auszusetzen, in dem erst entschieden wird, welche Konzeption siegt, wobei die einmal getroffene Entscheidung von allen akzeptiert wird.

In dem im Jahre 1981 beschlossenen Programm der *Solidarność* war ein solcher Pluralismus nicht vorgesehen. Das war damals nicht unbedingt Ausdruck autoritären Denkens. Das Programm war ganz absichtlich so weit gefaßt, daß sich jeder damit identifizieren konnte. In einem Atemzug war dort von Gleichheit und Freiheit, Christentum und Sozialismus die Rede. Damals war das gar nicht anders möglich, dennoch waren die Folgen fatal. Gleich zu Beginn der *Solidarność*-Bewegung wurde nämlich die Möglichkeit ausgeschlossen, daß in der von der *Solidarność* lancierten Vision der künftigen Ordnung verschiedene politische Strömungen Platz fanden. Wir berufen uns immer wieder gern darauf, daß damals Menschen verschiedenster politischer Herkunft zum selben Lager gehörten und heute noch gehören, doch in Wahrheit hatten wir nie wirklich die Möglichkeit, uns tatsächlich voneinander zu unterscheiden.
Die Antwort auf diesen Vorwurf lautet bekanntlich immer, daß jegliche Spaltung angesichts der Übermacht des Feindes gefährlich wäre. Das war auch tatsächlich der Fall. Leider gingen aber im Feuer des Kampfes auch die Unterschiede zwischen einer taktischen Gemeinsamkeit und einer ideologisch-geistigen Gemeinsamkeit unter. Eine solche Einheit konnte aber auf lange Sicht nur die Intellektuellen umfassen. Das heißt, die *Solidarność* war und ist eine Konzeption nicht des Volkes, sondern der traditionellen polnischen Intelligenz, die auf diese Weise ein für allemal das in Polen immer brisante Problem der gesellschaftlichen und bürgerlichen Ungleichheiten überwinden wollte, indem sie die Vereinigung mit dem Volk propagierte. Diese Illusion kommt uns nun teuer zu stehen.

## *Durchschnittsmenschen und Engel*

Wir stehen hier vor der Suche nach einem Weg, wie die neue polnische Mittelklasse in die zivile Gesellschaft eingebunden werden könnte. Das Problem liegt darin, alle jene Elemente, die untrennbar mit der polnischen Identität verbunden sind, mit den einzigen uns zugänglichen Vorbildern, nämlich jenen der westlichen Demokratien, zu verbinden. Das ist aber der Versuch, Feuer und Wasser zu vereinen. Ein rascher Erfolg ist daher nicht in Sicht. Das heißt aber nicht, daß es keine Hoffnung gibt, denn schon zeichnen sich gewisse Tendenzen in diese Richtung ab: In den Köpfen und Herzen der Angehörigen der neuen polnischen Mittelschicht verbinden sich bereits westlicher Pragmatismus und traditioneller polnischer Sentimentalismus. Allerdings scheint diese Verbindung einstweilen nur zufällig stattzufinden.

Es geht nicht darum, die Menschen in Engel zu verwandeln. Das Problem liegt vielmehr darin, daß die Angehörigen dieser neuen Mittelschicht auf ihrem Weg zur zivilen Gesellschaft nicht unversehens ihre polnische Haut abstreifen, das heißt alles das, was für sie mit dem Begriff der lokalen Heimat verbunden ist, mit ihren Wurzeln. Andererseits darf es aber auch keinen allzu tiefen Widerspruch geben zwischen ihrem Polentum und ihrem prowestlichen Pragmatismus. Dafür gibt es zwei Lösungen: Entweder man paßt den Pragmatismus den polnischen Traditionen an oder umgekehrt die polnischen Traditionen dem Pragmatismus. Der erste Weg erscheint wenig erfolgversprechend. Es gibt keinen dritten Weg zwischen der Marktwirtschaft und der Planwirtschaft. Der zweite Weg ist hingegen eher gangbar.

Theoretisch muß es höchst riskant erscheinen, den polnischen Romantismus dem Denken des freien Marktes anpassen zu wollen. Oder besser: aus der polnischen Tradition – und die einzige europäische Tradition, die man in Polen kennt, ist nun einmal der Romantismus – jene Elemente schöpfen zu wollen, auf denen sich ein demokratisches System aufbauen läßt. Der Gegensatz zwischen *Revolution und Evolution*, der die gegenwärtige politische Situation kennzeichnet, war dem polnischen politischen Denken nie fremd.

Ein weiteres Problem ist unsere Obsession hinsichtlich des Staatswohles oder Allgemeinwohles. Es wird kaum jemand von sich behaupten, daß er *nicht* das Allgemeinwohl sucht. Daher erscheint mir dieser Begriff überflüssig. Es wäre besser, in diesem Zusammenhang den Begriff *nationales Interesse* zu verwenden, vorausgesetzt, wir gehen hier aus vom romantischen Begriff der Nation und verwerfen alle nationalistischen Inhalte dieses Begriffes, die in der heutigen Situation ohnehin völlig irreführend wären. Der romantische Dichter Cyprian Norwird schrieb, daß Polen als Nation groß ist, als Gesellschaft hingegen erbärmlich. Vielleicht sollten wir endlich beginnen, daraus die nötigen Schlußfolgerungen zu ziehen. Wir dürfen daher Begriffe wie Nationalstolz und Traditionspflege nicht über Bord werfen, ganz im Gegenteil, auf ihnen und nicht auf einem dürren Pragmatismus müssen wir die zivile Gesellschaft aufbauen.

Als Beispiel kann hier die Argumentation dienen, derer sich die Staatsmacht und die bestmeinenden Publizisten in der Diskussion mit den Bauern bedienen, die – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt – Straßen blockieren, Ministerien besetzen und anderen Unfrieden stiften. Es ist verlorene Liebesmühe, den Bauern erklären zu wollen, daß sie damit den Interessen des Staates schaden, denn was geht sie dieser Staat an? Was hat ihnen dieser Staat gegeben, welchen Vorteil hat ihnen der Zusammenbruch des kommu-

nistischen Systems gebracht? Bislang überhaupt keinen. Solange wir uns rein pragmatischer Begriffe bedienen und an die staatsbürgerlichen Gefühle appellieren, haben wir keine Chance, die Bauern zu versöhnen. Sie haben kaum Grund, sich als Staatsbürger zu fühlen, und wir sind nicht imstande, ihnen eine nationale Gemeinschaft anzubieten, in der wir uns alle frei fühlen könnten. Wenn wir als Enterbte zu ihnen kommen, werden wir von ihnen freundlich aufgenommen; wenn wir aber Anspruch darauf erheben, normale Bewohner ihres Landes zu werden, ist das eine andere Sache.
Entweder wir können ihnen zeigen, welchen materiellen Nutzen die politischen Veränderungen für sie bedeuten, und das erscheint einstweilen kaum möglich, oder wir berufen uns auf das Gefühl der nationalen Gemeinschaft. Doch dieses hat sich entweder noch nicht genügend entwickelt, oder es wurde so weit korrumpiert, daß man sich besser nicht darauf beruft. Wie läßt sich dieses Dilemma überwinden? Die Antwort liegt bei der traditionellen polnischen Intelligenz, die seit zweihundert Jahren in der Gesellschaft und in den einzelnen Menschen eben jene Werte zu entwickeln sucht, die sie zu Stützen des öffentlichen Lebens macht. In der Zwischenkriegszeit wurden große, wenn auch nicht ausreichende Anstrengungen in dieser Richtung unternommen, wie die talentierten und wirklich demokratischen Bauernführer jener Zeit beweisen. Das nationale Lager hingegen versuchte es mit Abkürzungen, doch auf dem Weg zur Demokratie sind diese nicht möglich.
Das nächste Beispiel betrifft unser Verhältnis zum Westen. Wir lassen hier stets das positive Beispiel unserer Romantiker, voran Mickiewicz, Slowacki und Krasinski, außer acht. Die geistigen Führer des polnischen Romantismus hatten keine Schwierigkeiten, sich in der westlichen Welt zurechtzufinden, sie fühlten sich den Bewohnern der Länder, in denen sie als Emigranten lebten, in keiner Hinsicht unterlegen. Sie fanden sich auch mit den *Techniken* des Westens ausgezeichnet zurecht, was aber nicht bedeutete, daß sie kritiklos westliches *Denken* akzeptierten. Unser Streit darüber, ob die Übernahme westlicher Techniken notwendig zu radikalen Veränderungen auf geistigem Gebiet führen müsse, erscheint daher überflüssig. Wenn man in Polen tatsächlich von einem echten geistigen Leben sprechen könnte, existierte dieses Problem gar nicht. Wir fühlen uns gefährdet, weil die einzige Form des geistigen Lebens, die wir zuletzt entwickelten, eng mit der *Solidarność* verknüpft war, und die ist dem Ansturm westlicher Technologie sicherlich nicht gewachsen.
Wie wenig diese Problematik hierzulande begriffen wurde, beweisen etwa die Aussagen hoher Kulturbeamter, die meinen, die Kultur müsse sich, wie alle anderen Gebiete, den Gesetzen der freien Marktwirtschaft unterwerfen.

Doch die Kultur ist nirgends auf der Welt diesen Gesetzen unterworfen – ich spreche hier nicht von der kommerziellen Massenkultur. Auch in den westlichen Demokratien werden große Anstrengungen unternommen, um alles das zu schützen, was man für die geistige und – das erscheint mir besonders wichtig – die nationale Entwicklung als unverzichtbar betrachtet.

*Identität und Geschichte*

Statt der anachronistischen Auseinandersetzungen zwischen jenen, die für Aufklärung, Toleranz und Europa eintreten, und jenen, die angeblich ein ursprüngliches und unverfälschtes Polen wollen, wäre es besser, den rein technischen Charakter der wirtschaftlichen Veränderungen anzuerkennen und sich über die künftige Gestalt des polnischen geistigen Lebens, das heißt der Identität, zu streiten. Diese Auseinandersetzung ist jedoch unmöglich, solange es keine Rückkehr zur Tradition, keine Erneuerung und Wiederbelebung der Geschichte gibt. Die Krise der Geschichte ist, allgemein gesehen, auch eine Krise der polnischen Identität, denn es waren vor allem die Historiker (Wissenschaftler, Publizisten, Dichter und auch Maler), die dieser Identität Ausdruck verliehen.

Die Krise der Historiker, der Geschichte und der Historiographie tauchte unvermutet auf. Es stellte sich von einem Tag auf den anderen heraus, daß der König nackt ist. Zweifellos hatten wir es jahrelang mit einem Verständnis der Vergangenheit zu tun, das eine normale Betrachtung der Gegenwart unmöglich machte. Ich habe an anderer Stelle von einem »abgestandenen Bild der Vergangenheit« gesprochen, davon, daß wir uns auf die Vergangenheit berufen, ohne die inzwischen vergangene Zeit und die bei einer mechanischen Evozierung der Vergangenheit unvermeidlichen Anachronismen in Betracht zu ziehen. Heute aber kann man nicht mehr von einem abgestandenen Bild der Geschichte sprechen, sondern eher von einem verwischten Bild der Geschichte. Die Rasanz, mit der die Vergangenheit in den Hintergrund tritt (wenn man einmal von besonders tragischen Ereignissen wie etwa den Morden von Katyn absieht), mit der Autoritäten und Gestalten, die eben noch unangreifbar schienen, beiseite geschoben werden, obwohl es in der jüngsten Geschichte keinen Ersatz für sie gibt, ist erschreckend. Der Bruch mit der geschichtlichen Kontinuität oder auch deren künstliche Konstruktion wird in Polen für alle möglichen Ziele mißbraucht.

Am Beispiel der Hilflosigkeit der Historiker gegenüber der Geschichte der achtziger Jahre (ich rede hier nicht von den Fronterinnerungen aus der Zeit

des Kriegsrechts) lassen sich deutlich die Folgen weniger des verderblichen Einflusses der kommunistischen Ideologie – über den braucht man gar nicht zu diskutieren –, sondern unseres Widerstandes gegen diese Ideologie ablesen, der sich in Wahrheit darauf reduzierte, die von der kommunistischen Ideologie verdeckte Wirklichkeit zu leugnen. Durch alle diese Jahre machte niemand den Versuch, eine *nationale* Geschichte oder eine *nationale* Literatur zu schreiben, oder auch Geschichte und Literatur, die die gesamte Gesellschaft erfassen und sich an sie wenden. Was verstehen wir hier unter dem Begriff *national*? In Polen bedeutet das Adjektiv *national*, so wie in vielen anderen europäischen Ländern, wo der Nationalismus zwar existierte, jedoch nicht zur tödlichen Bedrohung wurde, die Allgemeinheit betreffend, Ausdruck der elementaren Interessen und Bedürfnisse dieser Gesellschaft, die sich nicht zu schämen braucht, daß sie eine Nation ist, solange sie das als gegebene Tatsache hinnimmt und nicht als ständig neu zu stellende Frage betrachtet, solange sie sich ihres Nation-Seins sicher ist und nicht ständig neue Prothesen braucht, wie Xenophobie und Chauvinismus.

Die polnischen Historiker erklärten jahrelang, daß man die Geschichte der Nachkriegszeit nicht schreiben könne, weil die Quellen nicht zugänglich seien. Nun aber erkennen wir, daß es nicht darum ging, daß niemand imstande war, eine Wirklichkeit zu erfassen, die aus verständlichen Gründen als Nicht-Wirklichkeit angesehen wurde. Es gab sogar angesehene Autoren, die vielgelesene Bücher über unser Leben in dieser Nicht-Wirklichkeit schrieben. Und nun stellt sich heraus, daß das alles nicht stimmt. Die Menschen, die bislang vergessen und verdrängt wurden, existieren und fordern ihr Recht.

Dieses Vergessen und Verdrängen war nicht zufällig, wenn wir bedenken, daß die *Solidarność* tatsächlich eher eine Schöpfung der Vorstellung der Elite war als ein reales, in der Wirklichkeit verwurzeltes gesellschaftliches Phänomen. Dieses Vergessen ist nicht Ausdruck einer Geringschätzung, sondern der Tatsache, daß die Mechanismen, derer sich die polnische Intelligenz sowohl in der Zwischenkriegszeit als auch später bediente, stets versagt hatten. Das Volk wurde immer und ausnahmslos mit einem gewissen Paternalismus betrachtet. Meine Mutter, die vor dem Krieg erwachsene Arbeiter in Abendkursen Schreiben und Lesen lehrte, zwang auch nach dem Krieg ihre armen Haushälterinnen, ordentlich Polnisch zu lernen. An dieser Haltung der polnischen Intelligenz hat sich auch in der Zeit der *Solidarność* nicht viel geändert. Und ich fürchte, daß auch die Historiker sich von ganz ähnlichen Zielen leiten ließen.

Was läßt sich vor diesem Hintergrund über den politischen Kampf sagen, der seit einigen Monaten in Polen geführt wird? Welche Gründe stecken dahinter, welche Bedeutung hat dieser Kampf? Worum geht es den einander bekämpfenden Parteien, wenn man einmal von ihrem obersten Ziel absieht, nämlich die Macht zu erringen? Auf welche gesellschaftliche Gruppen berufen sich die beiden Lager, welche Form der zivilen Gesellschaft schlagen sie vor?

Im Lager von Tadeusz Mazowiecki herrscht offenbar Übereinstimmung darin, daß man in Polen, das sich in einer Übergangsphase und einer tiefen Krise befindet, die nötigen staatlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Mechanismen entwickeln muß, um eine evolutionäre Entwicklung in Richtung der Demokratie und des freien Marktes zu ermöglichen. Die zivile Gesellschaft würde also zunächst bedeuten, in möglichst breiten Kreisen so etwas wie ein Staatsbewußtsein zu wecken. Der Rationalismus dieser Haltung ist politisch ungemein verführerisch und gewinnt die Sympathie aller gemäßigten Menschen, die sich bewußt sind, daß der Weg zur Demokratie lang ist und man daher vermeiden muß, unnötig Energie zu vergeuden und Emotionen zu wecken. Dieser Rationalismus setzt allerdings, meiner Ansicht nach, ein höheres Niveau der politischen Kultur voraus, als man es kaum ein Jahr nach dem Zusammenbruch des destruktiven kommunistischen Systems erwarten kann.

Die Anhänger dieser politischen Philosophie gehörten in den letzten zehn Jahren oft ganz unterschiedlichen ideologischen Lagern an: sei es dem rechten, dem linken, dem liberalen, dem konservativen oder auch dem katholischen, was immer diese Einordnungen in der polnischen Realität auch bedeuten mögen. Heute eint sie die Überzeugung, daß sie mit ihrem gemeinsamen Auftreten eine Zivilisation verteidigen, die sich auf lateinische Wurzeln zurückführt, daß sie für Europa sind und, mehr noch, daß sie selber – oder besser: wir selber, denn die Mehrzahl der Leute um die Zeitschrift *Res Publika* zählt sich zu diesem Lager – in Wahrheit Europa sind, verbunden in allen ihren Werten mit jenem Europa, das sie als Norm begreifen. Doch ist es nicht so, daß dieses Europatum einen ganz anderen Geschmack hat als das mögliche oder vielleicht sogar tatsächliche Europatum weiter Kreise der polnischen Mittelklasse, der qualifizierten polnischen Arbeiter und Bauern? Ist es nicht so, daß man in diesem Europa der polnischen Intellektuellen eine ganz andere Sprache spricht als in jener Welt der *neuen Menschen*? Ist es nicht eine Illusion, daß diese beiden Europas: Europa als geistige Norm und Europa als Inbegriff des Wohlstandes, nur sehr

wenig miteinander gemein haben? Kann eine Philosophie des Staatsinteresses, die auf solchen Grundlagen aufbaut, überhaupt zur Philosophie einer breiten Mittelschicht werden? Es handelt sich hier um zwei grundverschiedene Wege, was nicht die intellektuellen Anstrengungen schmälern soll, in unserem Land wieder so etwas wie europäische Normen einzuführen. Fragt sich nur, ob es politisch sinnvoll ist.

Der zweite politische Weg, der uns letzthin angeboten wurde, steht angeblich dem populären Begriff von Vaterland und Heimat näher. Da aber niemand recht zu wissen scheint, was diese patriotischen Vorstellungen überhaupt bedeuten, erschöpfen sich alle Versuche, sich darauf zu berufen, unausweichlich in allgemeinen, nichtssagenden Phrasen. Auch dieser Weg beruft sich auf einen gewissen Pragmatismus, allerdings ist dieser reich verbrämt mit vaterländischen Phrasen und egalitaristischen und populistischen Argumenten.

Ich bin ehrlich davon überzeugt, daß keiner der beiden Wege geeignet ist, eine geistige Kontinuität des polnischen öffentlichen Lebens zu schaffen. Als Intellektueller ist mir die erste, rationale Option näher, doch ich bin mir bewußt, daß sie uns dem Ziel, der Schaffung eines politischen Vaterlandes, einer Gemeinschaft von Individuen, die sich ihres Schicksals bewußt und stolz auf ihre Identität sind, nicht näher bringt. Ich meine auch nicht, daß die Wiederherstellung einer individuellen und kollektiven Identität Aufgabe der Politiker ist. Das ist Aufgabe der Intelligenz. Zuerst aber muß die traditionelle polnische Intelligenz selber ihre Identität wiederfinden.

Diese Aufgabe kann ihr niemand abnehmen. Weder die *Solidarność* noch das Volk noch auch der freie Markt, und auch nicht das demokratische politische System. Wenn die traditionelle polnische Intelligenz sich auflöst, sind alle polnischen Reformen in Frage gestellt. Denn sie legt fest, was das Vaterland bedeutet, welche Werte es sind, die uns die langjährige, oft genug tragische Geschichte ertragen ließen. Und sie war es auch, die immer wieder ein Bild eines über-regionalen Vaterlandes entwarf, das keiner politischen Definitionen bedurfte. Das ist überall so, in Polen aber ganz besonders, weil das Vaterland hier immer viel eher ein kultureller als ein geographischer Begriff war. Eine effektive Politik muß in Polen daher eine Politik für die Intelligenz sein, obwohl sich die gesellschaftliche Zusammensetzung der Intelligenz ständig verändert.

Wenn die Kontinuität der Tradition abreißt, bleibt nichts anderes übrig, als in mühevoller Kleinarbeit zahlreiche Fäden wieder zusammenzuknüpfen. Die Politik aber, und das scheinen wir in Polen vergessen zu haben, gehört nicht zu den Aufgabengebieten der Intelligenz. Es ist ein Mißverständnis, daß fast alle Intellektuellen, deren Aufgabe eigentlich darin besteht, geistige

Vorbilder zu liefern, sich der Politik zuwenden. Vielleicht war das unausweichlich, solange wir gegen das totalitäre System kämpften, obwohl auch da Zweifel durchaus angebracht erscheinen; doch beim Übergang zur Demokratie ist dieses Drängen in die Politik fehl am Platz. Demokratie kann nämlich nur entstehen, wenn sie kulturellen und sittlichen Rückhalt besitzt. Sie kann nicht entstehen, wenn nicht die Mittelklasse das Gefühl ihrer Identität wiederfindet, und das ist unmöglich ohne eine generelle Wiederfindung der polnischen Identität.

Wenn wir uns also alle von unseren Aufgaben entfernen, wenn wir sie mit der Politik vertauschen, wenn die polnische Intelligenz das Urteil akzeptiert, daß sie zu den Enterbten zählt, dann erscheint das Chaos im polnischen öffentlichen Leben tatsächlich unausweichlich. Wenn wir nichts anderes zuwege bringen, als mehr oder weniger unnötige politische Parteien zu gründen, wenn wir uns der Illusion hingeben, daß der freie Markt und das politische System allein eine politische und gesellschaftliche Kultur zu schaffen imstande sind, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn unser Land von einer Welle der Barbarei heimgesucht wird. Und wenn wir uns dann noch mit Aufrufen zur Toleranz, Anständigkeit und Einheit begnügen, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß uns keiner zuhören will. Wenn aber die polnische Intelligenz nichts unternimmt, um die polnische Identität wiederzufinden, und wenn sie es vor allem verabsäumt, uns ein Gefühl der Einheit in einem Vaterland, verstanden als geistige und materielle Kategorie zugleich, zu geben, dann bedeutet das nicht nur den Triumph der Barbarei. Das bedeutet den Selbstmord der polnischen Intelligenz.

*Aus dem Polnischen von Martin Pollack*

*Anmerkungen*

1 Anhelli – Titelheld eines Werkes des romantischen Dichters Juliusz Slowacki. Der Jüngling Anhelli durchwandert, nach dem Vorbild Dantes, die Hölle Sibiriens und soll durch Opferung seines Lebens die nach Sibirien verbannten Polen erretten.
Geist-König – Fragment gebliebenes Epos Slowackis, in dem er mit einem sich stufenweise reinigenden Geist die gesamte polnische Geschichte zeichnen wollte.

2 Schlachta – der niedere Adel in Polen.

# Wir wollen Ihnen reinen Tee einschenken

## TEEKAMPAGNE

**DARJEELING**
Ernte 1990
First Flush
Finest Tippy Golden Flowery
Orange Pekoe

**Extrem preiswert**
durch Großeinkauf

**Wir veröffentlichen die Ergebnisse unserer detaillierten Rückstandsanalysen**

DARJEELING

**Wir verkaufen nur**
**100% reinen Darjeeling**

Eine Idee der
an der Freien Universität Berlin
PROJEKTWERKSTATT

Hiermit bestelle ich Darjeeling, First Flush, FTGFOP1, Ernte '90 bei der

Projektwerkstatt GmbH
Patschkauer Weg 5
1000 Berlin 33

Tel: 030-831 56 46/47

| | Anzahl | DM |
|---|---|---|
| 250g à DM 9,50 | | |
| 500g à DM 18,– | | |
| 1.000g à DM 35,– | | |
| Versandkostenpauschale | | 5.– |
| Gesamtsumme DM | | |

Meine Anschrift:

KU

Über die Gesamtsumme füge ich einen Verrechnungsscheck bei

Telefon

Datum

Unterschrift

# Neuerscheinungen Herbst '90

## Eine Auswahl aus unserem Sachbuch-Programm.

544 Seiten, zahlreiche Abb.,
Linson, 44,– DM / öS 343,–
ISBN 3-608-95678-6

Betty Jean Liftons historisch genaue, distanzierte und doch menschlich-warme und humorvolle Schilderung zeigt keinen Märtyrer oder Heiligen. Sie zeigt einen Menschen – körperlich klein und zart, witzig und selbstironisch, brilliant-störrisch und schwierig –, der sein Leben bis zur letzten Konsequenz lebte.

1972 wurde Janusz Korczak posthum der Friedenspreis des deutschen Buchhandels verliehen.

Der polnische Arzt, Erzieher und Reformpädagoge Janusz Korczak lebte und starb für die Kinder. In diesem Buch wird sein bewegtes und faszinierendes Leben geschildert: von der Kindheit bis zum Ende, als er 200 »seiner« Waisenkinder freiwillig ins Konzentrationslager Treblinka begleitete.

276 Seiten, Linson,
36,– DM / öS 280,–
ISBN 3-608-93133-3

Gibt es eine Gesetzmäßigkeit, nach der Kulturen entstehen und vergehen? Ja, meint Marvin Harris, und unsere eigene ist davon nicht ausgenommen. Drei Faktoren sind es, die die kulturelle Evolution bestimmen: Produktion, Reproduktion, Ressourcen. Harris' überzeugende Darstellung der kulturellen Evolution beweist, daß bislang noch jede Zivilisation, die ihre Produktion stetig ausweitete, in eine nicht mehr zu schließende »Schere« von jeweils zwei dieser drei Faktoren geriet und so zusammenbrechen mußte. Aber die Kenntnis der Zusammenhänge bietet uns zum ersten Mal die Chance, den Übergang in eine nächste Phase bewußt zu gestalten.

249 Seiten, 1 Karte, Linson,
36,– DM / öS 280,–
ISBN 3-608-93125-2

Zwei Jahre verbringt Nigel Barley bei den Dowayos in Kamerun, obwohl seine erste Bekanntschaft mit Afrika beinahe seine letzte geworden wäre. Groß ist die Kluft zwischen ethnologischer Fachliteratur und afrikanischer Wirklichkeit, und so tritt Barley zunächst einmal in alle Fettnäpfchen, die in der fremden Kultur für ihn bereit stehen. Die »teilnehmende Beobachtung« setzt schließlich voraus, daß man teilzunehmen versteht…
Trotz vielfältiger Widrigkeiten kommt endlich doch einiges »Forschungsmaterial« zusammen, und erste Umrisse des Verstehens zeichnen sich bei Barley ab. Er kann die Heimreise antreten, die natürlich auch nicht komplikationslos bleibt…

Klett-Cotta
*Postfach 106016, 7000 Stuttgart 10*

# Jan Tabor
# Die Bat'a-Welt

Eine tschechische Komödie

Der Zeitgeist erreicht die Provinz manchmal früher als die Metropole. Die leger-elegant gewandeten Herren, die im Juli 1933 in Athen an Bord des Luxusdampfers Patris gingen, waren – man erkannte es an den Brillen mit schwarzen, dicken, runden Fassungen, die viele von ihnen trugen – die Crème de la Crème der europäischen Architektur-Avantgarde. Mit Le Corbusier als Anführer. Als sie Ende August in Marseille wieder an Land gingen, wußten sie, wie die urbanistischen Probleme gelöst werden könnten: durch die »funktionelle Stadt«. Mit beeindruckendem rhetorischen Aufwand legten sie in der »Charta von Athen« die Grundzüge der idealen Stadt der Zukunft fest. Was die sonnengebräunten Demiurgen nicht wußten: eine solche funktionalistische Stadt stand bereits kurz vor der Vollendung. Und sie funktionierte, anders als die Stadt-Experimente nach der »Charta von Athen«, vorzüglich.
Abseits der zeitgenössischen Welt, zwischen den sanften Hügeln von Mähren, im flachen Tal des trägen Baches Dřevnice, entstand im Weichbild des alten Landstädtchens Zlín die Stadt für Menschen mit modernen Nerven und mit Körpern zäh wie Leder und flink wie Maschinen. Eine sonderbare Stadt. Eine Stadt, in der jeder wußte, wer Henry Ford, Frederick Winslow Taylor und Tomáš Alva Edison waren und daß der Tag nur 84 600 Sekunden hat. Es ist die einzige ideale Industriestadt auf der Welt, die verwirklicht wurde. Verwirklicht, bewundert, verworfen, neu beschworen.

Kein Zaun umfriedet den prachtvoll gedeihenden Mischwald, dennoch steht hier ein Tor, und dieses Tor ist offen. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen, es ist Sonntag früh, die Stadt unten im Tal der Dřevnice schlummert noch. Nachdem ich etwa dreihundert Meter zurückgelegt habe, tritt aus dem Dickicht eine ältere Frau hervor und fragt mich, seltsamerweise auf Deutsch, ob ich zu Herrn Bat'a wolle. Das überrascht mich, und ich überrasche sie, indem ich ihre Frage tschechisch verneine. Dann suchen Sie, sagt sie erfreut, das Grab von Karel Zeman. Ich muß mir das Grab zeigen lassen, es liegt gleich neben dem asphaltierten Weg. Sie erzählt mir, wer Zeman

war, und vor allem, daß sie mit der Frau dieses weltberühmten Regisseurs von Trickfilmen befreundet sei. Als sie mich fragt, woher ich denn komme, antworte ich, wie ich seit Jahren diese Frage zu beantworten pflege: aus Patagonien. In Wien habe ich mir das angewöhnt, weil die Frage meistens die Aufforderung enthält, wieder dorthin zurückzukehren, woher ich gekommen bin. Das Wort Patagonien bringt die Menschen in die Verlegenheit, in die sie mich bringen wollten, die meisten wissen nicht, was sie von Patagonien halten sollen. »Batagonie? Batagonie?« wiederholt die Dame kurz und fragt, ob das dort sei, wohin uns Jan Antonín und Göring umsiedeln wollten. Genau! Mir ist in dem Moment aufgegangen, über welche verschlungenen Wege im Unterbewußtsein mir der Patagonien-Einfall gekommen ist. Nein, antworte ich verlegen, das ist bei Wien. Eben, sagt sie, Ihr Auto hat ja die Wiener Nummer. Zum Bat'a-Grabmal solle ich dennoch gehen, Tschechen aus der ganzen Welt kämen jetzt her, um das Grab zu besuchen, und nicht nur Tschechen. Das sei immer schon so gewesen, die Menschen hätten Bat'a nicht vergessen, das zu erreichen sei den Kommunisten nicht gelungen. Gelungen sei es ihnen dagegen, und das gründlich, die Betriebe zu ruinieren. Früher sei das Grab in dem dichten Wald schwer zu finden gewesen, jetzt befinde sich dort eine Hinweistafel, ich könne das Grab gar nicht verfehlen.

Trotz der Tafel ist es nicht leicht zu finden. Der »Šéf« (Chef), wie Tomáš Bat'a genannt wurde und wie er seine betriebsinternen Anweisungen zu unterfertigen pflegte, einer der reichsten und mächtigsten Unternehmer in der Vorkriegs-Tschechoslowakei, hat ein Grab, in dem sich mancher Kleinstadt-Hotelier peinlich armselig vorgekommen wäre. Bat'a ruht unter einer flachen Platte aus schwarzem Granit, die mit drei Reihen von Quadraten aus rötlichem Granit umrahmt ist. Auf der Platte vorne ist die Aufschrift in etwa fünf Zentimeter hoch ragenden bronzenen Buchstaben angebracht: »TOMÁŠ BAT'A 3. 4. 1876 12. 7. 1932«. Mehr nicht. Kein Kreuz, keine Angabe über den Berufsstand, kein Wort des Trostes, des Erinnerns. Schlicht und edel, ein Meisterwerk seines Chefarchitekten František Lydia Gahura.

Gleich nebenan und doch auf Distanz und im Dickicht der seit Jahrzehnten nicht gepflegten Sträucher – die Kommunisten, so hat es mir die Dame vorher erzählt, hätten die Umgebung des Bat'a-Grabes absichtlich so zuwachsen und alle, die das Grab besuchten, von der Geheimpolizei registrieren lassen – befindet sich noch ein Grab, das dem von Bat'a gleich zu sein scheint. Die schwarze Platte ist aber kleiner, und statt drei Reihen mit roten Quadraten sind es nur zwei. »JINDŘICH BROUČEK 16. 11. 1889 12. 7. 1932«. Sonst nichts. Weiter abseits entdecke ich ein merkwürdiges

Grabmal, das wie eine Anhäufung von neolithischen Dolmen aussieht, der Name ist auffallend urtümlich in einen der Steine eingeritzt, »Dr. Gerbec«. Mehr nicht, auch kein Geburts- und Todesdatum. Gerbec, der Leiter des Sozialwerks der Bat'a-Werke und glühender Sozialreformer, übte als enger Freund des Šéfs erheblichen Einfluß aus auf die Sozialpolitik der Firma und die Entwicklung der Industriestadt zu einer Fabrik-Kommune im Sinne der Owenschen »New Harmony«. Den Waldfriedhof mußte Tomáš Bat'a, der sich zum Bürgermeister von Zlín hatte wählen lassen, gegen die Widerstände der in dieser Gegend strenggläubigen Katholiken durchsetzen. Er wurde 1931 gegründet. Das Grab von Gerbec, das erste auf dem neuen Friedhof, war in seiner heidnisch-romantischen Kargheit als Prototyp gedacht: so sollten alle folgenden Gräber aussehen. Die Verstorbenen sollten einfach in die Erde gebettet und die Begräbnisstellen mit schlichten Steinen gekennzeichnet werden. Bat'a verteidigte vor dem Zlíner Gemeinderat den sonderbaren Waldfriedhof mit dem Argument, er sei vernünftig und nützlich. Wie alles auf der Welt, sagte er, solle auch der Friedhof dem Leben dienen. Auf einem Friedhof, der zugleich ein Waldpark ist, werden die Hinterbliebenen mit ihren Kindern spazierengehen, spielen, essen, sich erinnern, im Gras sitzen, frische Luft atmen. Wie bei einem Picknick. Kann der Mensch sich etwas Schöneres vorstellen, als nach dem Tod zum Baum zu werden und so weiter der Welt zu dienen? Das Gerbec-Grab war das erste, aber auch das letzte dieser Art. Obwohl schlicht, sind bereits die Grabmäler des Šéfs und seines Piloten Monumente, die für ein Frühstück im Grünen gänzlich ungeeignet erscheinen.

»Die Werktätigen sind sterblich – die Arbeit ist unsterblich« war einer der zahlreichen Sprüche des futuristisch veranlagten Schusters, die seine »Mitarbeiter«, wie er sie alle, ob Arbeiter am Fließband oder Direktoren in den Großbüros, zu nennen pflegte, auswendig lernten. En passant sozusagen, jede der 84 600 Sekunden des Tages nutzend: Die Bat'a-Sprüche waren überall im Bat'a-Reich zu lesen, an den Wänden der Werkstätten wie in den Firmenzeitungen oder an den funktionalistischen Fassaden von Bat'as neuen und neuartigen Schuh- und Servicehäuser, die von den besten tschechoslowakischen Architekten überall dort errichtet wurden oder werden sollten, wo, so Bat'as Ausspruch, eine Kirche und eine Polizeistation standen.
Der Körper, auch der eines Genies, das Tomáš Bat'a zweifellos war, ist sterblich, der Geist eines Genies natürlich nicht. Der schöne und gesunde Körper – 175 Zentimeter groß, 76 Kilogramm schwer, Kopf-Umfang 57 Zentimeter, darin ein Gehirn »mit reichen, schön geformten Windungen«,

wie es aus Band X der Bat'a-Edition hervorgeht – wurde oben auf dem Waldfriedhof begraben, sein Geist aber kam in ein Kenotaph, in ein leeres Grabmal, das »Memorial Tomáš Bat'a«, auch »Mausoleum« genannt wurde. Ein wahrhaft futuristisches Grabmal für einen futuristischen Tod. Wie ein riesiger Bergkristall, ein gläserner Würfel, steht das Bauwerk ganz oben am Waldrand auf dem Hang, so, daß es aus allen Winkeln der Stadt und der Fabrik gut sichtbar ist. Das Gebäude besteht nur aus einer Halle mit einer Galerie, und dort hing das Wrack jener als Eigentum der »Deutschen Schuh AG Bata« in Berlin registrierten Junkers D 1608, mit der Bat'a am 12. Juli 1932 um 5 Uhr 56 Minuten abgestürzt war. Oder besser, wie die Zeitschrift *Zlín* 1942, zum zehnten Todestag, schrieb: gefallen. »Gefallen, weil er nicht eine einzige Stunde vergeuden wollte.« Bat'a wollte damals nach Möhling in der Schweiz fliegen, wo sein 18jähriger Sohn Tomáš – »Tomík« – den Bau einer Bat'a-Fabrik leitete. Als er um vier in der Früh zu seinem Flughafen in Otrokovice-Bat'ov, einem Vorort von Zlín, kam, lag über dem March-Tal dichter Nebel. Obwohl sein Chefpilot Jindřich Broucek es abgelehnt hatte, unter diesen Bedingungen zu fliegen, erzwang Bat'a den Start. Nach sieben Minuten stieß das Flugzeug an einen Fabrikschornstein.

Auf den Ruf, ein harter Mann zu sein, ein Kämpfer, legte Bat'a großen Wert. In dem im August 1932 erschienenen Buch »Bat'a. Ein Schuster, der die Welt eroberte«, einer der unzähligen Bat'a-Hagiographien, kann man lesen, wie der junge Bat'a zu seinem ersten, einem Kriegsauftrag kam, 1914: »Es war eine Fahrt um Leben und Tod. Der Zug hatte bereits den Bahnhof in Otrokovice verlassen, als Bat'a mit der Droschke ankam. Er kaufte dem Fuhrmann sofort die Pferde ab und befahl ihm, den Schnellzug nach Wien einzuholen. Die Pferde hielten die Irrsinnsfahrt nur zwei, drei Dörfer weit aus, dann brachen sie zusammen.« Bat'a kaufte neue Pferde und verfolgte den Schnellzug weiter. Mit Erfolg, selbstredend. Gleich nachdem er, der beim Kriegsministerium in Wien völlig unbekannt war, den Vertrag über die Lieferung von mehreren Tausend Paar Schuhen abgeschlossen hatte, mußte er wieder zurückrasen. Es galt jetzt, seine Arbeiter in Zlín vor der Einberufung zum Kriegsdienst zu bewahren. Um den Zug rechtzeitig zu erreichen, hetzte er wieder zwei Pferde zu Tode.

Das Mausoleum, das innen durch den Einbau von Zwischendecken völlig verändert wurde, heißt jetzt »Haus der Kunst« und dient als Kunstgalerie. Die Galerie ist bereits offen. An das Flugzeug könne sie sich noch erinnern, sagt mir die Frau, die im Foyer aufpaßt. Wohin es die Kommunisten gebracht hätten, wisse sie auch nicht. Sie habe aber gehört, daß das Flugzeug auf dem Flughafen in Otrokovice, in einem Hangar, von treuen Bat'a-

Männern versteckt worden sei und daß es jetzt herausgeholt werden solle. Und wenn es dann so weit sei, dann werde auch Tomík aus Kanada zurückkommen und diesen Saustall, den die Kommunisten angerichtet haben, wieder in Ordnung bringen. Dann werde die Elite dort nach Hause geschickt werden, sagt die liebenswürdige Frau und zeigt auf die länglichen dreigeschossigen Häuser, die schräg zu dem breiten Wiesenstreifen so gestellt sind, daß sie die Aufmerksamkeit auf das Mausoleum, jetzt das »Haus der Kunst«, lenken und es perspektivisch erhöhen. In einigen der Gebäude, von denen schwer zu sagen ist, ob sie Büro-, Wohn- oder Fabrikhäuser sind, wohnen jetzt die Gastarbeiter aus Vietnam, der Mongolei und Kuba, die geholt wurden, um die Schuhproduktion auf den veralteten, zum großen Teil noch aus der Bat'a-Zeit stammenden Maschinen aufrecht zu erhalten. Höchste Zeit, daß sie wieder verschwinden, sagt die Frau. Jetzt, wo für unsere Menschen die Arbeit knapp wird. Früher, sagt sie, früher wohnte hier die wirkliche Elite, »Bat'as Junge Männer« und »Bat'as Junge Frauen«. Die seien streng ausgewählt gewesen. Den Tag über arbeiteten sie in der Fabrik, am Abend gingen sie in die Schule. Sie hatten hübsche Uniformen, fast wie Olympiachampions haben sie ausgesehn, blaue Zweireiher-Sakkos mit dem goldenen Firmenemblem und der Aufschrift »Bat'as Junger Mann«, dazu weiße Hosen, die Mädchen natürlich weiße Röcke, und alle trugen die sogenannte Masaryk-Mütze, weißes Käppi mit blauem Schild, wie Masaryk sie zu seiner weißen Legionärsuniform zu tragen pflegte. Es sei wunderschön gewesen, wenn sie am 1. Mai zum »Platz der Arbeit« marschierten. An der Spitze des Festzugs sei stets der Šéf gegangen, manchmal auch gefahren im offenen Ford mit einem Lorbeerkranz um den Hals wie ein Sieger. Wir sind eine Familie, wir haben ein Ziel, war sein Ausspruch. Sie selbst habe nicht zu den »Jungen Frauen« gehört, es seien nur wenige Frauen bei Bat'a beschäftigt gewesen, der Šéf wollte es nicht, sie hätten ja auch das Tempo nicht durchgehalten. Aber ihr Mann, der war ein Bat'ovec, ein Bat'a-Mann. Und das Gebäude dort oben, am Waldrand, jetzt ist dort das Betriebskrankenhaus, war früher eine Managerschule, »Tomášov« genannt.

»Tomášov«, also etwa Thomaseum, war die Internatsschule für künftige Direktoren. Sie wurde erst unter dem neuen Šéf Jan Antonín Bat'a, dem um 22 Jahre jüngeren Halbbruder von Tomáš Bat'a, errichtet. Etwa 50 der Absolventen von »Bat'as Schulen der Arbeit«, die ausschließlich Internate waren und deren Schüler »Bat'as Junge Männer« hießen, wurden für die weitere Ausbildung ausgewählt. Neben Fachkenntnissen eigneten sie sich auch Fremdsprachen an, Rhetorik, Umgangsformen wie Tafeln, Tanzen, Tennisspielen. Sie mußten so, wie sie im Tomášov gekleidet waren, in die

Fabrik gehen, mit Frack, Zylinder, weißen Handschuhen und Spazierstock; dann zogen sie sich um und arbeiteten, wie andere, an ihren Arbeitsplätzen. Weil das Interesse an Bat'a-Lehrstellen besonders während der Wirtschaftskrise außerordentlich groß war, mußte die Auslese entsprechend streng sein, gleichsam sozialdarwinistisch hart. Von den jährlich 15 000 bis 20 000 Bewerbern wurden rund 2700 aufgenommen. Bevorzugt waren Kinder aus Schusterfamilien, weil Bat'a zu seiner Herkunft und seinem Beruf eine beinahe mystische Beziehung hatte; außerdem wollte er dem durchaus berechtigten Vorwurf entgegentreten, die Bat'a-Massenproduktion ruiniere seinen Berufsstand. Bevorzugt waren weiter Kinder aus armen Familien, hauptsächlich von Landarbeitern und Kleinbauern, und zwar möglichst aus der näheren Umgebung Zlíns, das stärkte seine lokalpolitische Macht. Bat'a hielt diese Kinder für fügsam und unverdorben. Chancenlos waren Kinder von Intellektuellen, Beamten oder politisch aktiven Eltern. Der Drill bei »Bat'as Jungen Männern« zeitigte viele spektakuläre Erfolge. Emil Zátopek, genannt »die Lokomotive«, wurde mehrfacher Olympiasieger. Ludvík Vaculík ist einer der besten und genauesten tschechischen Schriftsteller; seine Tagebuchnotizen aus dem Bat'a-Internat ließ er Anfang der achtziger Jahre im Underground-Verlag »Edice Petlice« erscheinen. Václav Jakeš, der letzte und wohl dümmste unter den kommunistischen Herrschern in der Tschechoslowakei, war ebenfalls Bat'a-Zögling. Getestet wurde für die Auslese nicht die Intelligenz, sondern physische Fähigkeiten. Intelligenz hielt Bat'a für eine in seinem System herstellbare Fertigkeit, sie war nur eine Frage des Willens.

Der Verschleiß an Menschen war groß, unter den rund 25 000 Bat'a-Arbeitern in Zlín gab es nur wenige, die über 40 Jahre alt waren, das Durchschnittsalter betrug 25 Jahre. Die Fließbänder und Automaten waren nach dem Herzpuls und auf 75 Prozent der maximalen Leistungsfähigkeit des Arbeiters eingestellt. Andererseits sorgte Bat'a dafür, daß das Essen in den Betriebskantinen erstklassig und nach den neuesten Erkenntnissen der Ernährungswissenschaft zubereitet war. Ein großer Teil der Lebensmittel wurde in eigenen Betrieben produziert.

Bat'a war der Auffassung, daß die Arbeiter bei ihm genug verdienten, um sich ein eigenes Haus bauen und für ihr Alter vorsorgen zu können. Die Arbeiter wurden sanft gezwungen zu sparen, ihre Einlagen in der Bat'a-Bank allerdings mit dem damals hohen Zinssatz von 10 Prozent verzinst. Der Wochenlohn der Arbeiter bewegte sich zwischen 280 und 400 Kronen (der ČS-Durchschnitt lag zwischen 150 und 270 Kronen). Ein Großteil der Belegschaft wohnte in den betriebseigenen Wohnhäusern, überwiegend Ein- oder Zweifamilienhäuser, die mit außerordentlichem Komfort ausge-

stattet waren, mit Bad, Klo, Boiler für Warmwasser, viele mit Fernwärme oder Stromkonverter. Die Miete betrug, je nach Typus, 15 bis 35 Kronen pro Woche. Mehrfamilienhäuser lehnte Bat'a aus ideologischen Gründen ab; die sozialen Kontakte sollten über die – kontrollierbaren – Werkstattgemeinschaften laufen. (Einer der Gründe, weshalb es zu keiner Zusammenarbeit mit Le Corbusier kam, der 1935 für längere Zeit in Zlín weilte, war, daß er mehrgeschossige Kollektivhäuser errichten wollte, wie das »Habitat« in Marseille von 1950.) Das Mittagessen im firmeneigenen Restaurant kostete 2 bis 4 Kronen. Es gab auch das firmeneigene »Kaufhaus«, dort kosteten 1 kg Brot und 1 Liter Milch 1,80 Kronen, 1 kg Rindfleisch 6 Kronen. Ein Paar Schuhe Marke Bat'a kam 1935 auf durchschnittlich 33 Kronen (1922 waren es noch 220 Kronen). Das Bat'a-Kleinflugzeug »Zlín XII« kostete lediglich 29 000 Kronen.

Die Entlohnung erfolgte nach einem ausgeklügelten System der Erfolgsbeteiligung und Selbstverwaltung der Werkstätten. Die Firmenstruktur war so beschaffen, daß die einzelnen Abteilungen und Werkstätten untereinander abrechnen mußten, als wären es Fremdbetriebe. So zahlte es sich für die Belegschaft einer Werkstätte aus, mangelhafte Vorprodukte abzuweisen; für die Abteilung, die sie geliefert hatte, bedeutete das oft eine erhebliche Geldeinbuße. Das gleiche galt bei verspäteter Lieferung, so daß es trotz der komplizierten Struktur zu keinen Material-Engpässen oder Verzögerungen kam. Bat'a sah es so: »Unser Betrieb ist, wiewohl ich in den Büchern als Eigentümer geführt werde, in Wirklichkeit ein Genossenschaftsbetrieb ... Bereits jetzt sind unsere Angestellten die größten Gläubiger des Betriebs. Bald wird die Mehrheit der Angestellten zu stillen Teilhabern werden.« Tomáš Bat'a, der einige Monate in Amerika gearbeitet und dort das Fordsche und Taylorsche System studiert hatte, modelte nach diesem System ganz Zlín. Stets war er bestrebt, die neuesten Technologien einzuführen. So wurden etwa alle führenden Angestellten mit dem sogenannten »autocall« ausgestattet, einem Ur-Pipser, mit dem sie zum telefonischen Rückruf aufgefordert werden konnten, dies bereits Ende der zwanziger Jahre. Auf dem Gelände der Fabrik verkehrten speziell umgebaute Trolleybusse, die zum Ein- und Aussteigen nicht anhalten mußten, die Nichtbenutzung war strafbar.

Das Gefühl der Zugehörigkeit zur Firma, deren Name längst für eine Weltanschauung stand, förderte Bat'a durch viele Maßnahmen und Veranstaltungen. Es gab zahlreiche Feste, das größte war der 1. Mai mit 80 000 bis 90 000 Teilnehmern und kostenlosen Jausen in den für jedermann zugänglichen Werkstätten. Es gab vor allem Sportveranstaltungen, die beliebteste war der Massenlauf durch Zlín. In dem Kino, mit 2400 Plätzen einem der größten in Europa, waren stets die neuesten und plattesten, vor allem ame-

rikanischen Filme zu sehen, noch lange bevor sie in die anderen Kinos kamen. Der Bat'a-Mitarbeiter wurde »Bat'amann« genannt, bar jeder Ironie, denn die Figur des »Batman« ist erst in den vierziger Jahren entstanden. Vielmehr war es Ausdruck des Stolzes, ein Mann-Bat'as zu sein.
Der abgründige Haß, mit dem die Kommunisten nach ihrer Machtübernahme gegen den Batismus gekämpft haben, läßt sich auch daraus erklären, daß sie wußten, sie würden nie ein so perfektes und für die Arbeiter so bekömmliches Manipulations- und Herrschaftssystem zustande bringen. Besonders wütend waren sie, als Bat'a erklärte, die Bolschewiken hätten seinen Fünfjahresplan übernommen.

Ich fahre nach Otrokovice, zum Flughafen, dem ehemaligen »Bat'a-Aerodrom Zlín«, dort soll der von den Kommunisten zerstörte Obelisk mit der Erinnerungstafel für das Flugzeugunglück kürzlich wieder errichtet worden sein. Auf beiden Seiten der breiten, noch von Bat'a gebauten Straße ist eine perfekte Bandstadt entstanden, fast wie nach Miljutins Idealplan für Magnitoborsk aus den zwanziger Jahren. Die Straße heißt seit wenigen Monaten nicht mehr Avenue der Revolution, sondern wieder Tomáš-Bat'a-Avenue. Es sind noch immer kaum Menschen zu sehen, nur wenige Autos sind unterwegs. Der Portier am Tor der von Bat'a gegründeten Flugzeugwerke sagt mir, die Tafel sei draußen auf dem Flugfeld, am Ende der Rollbahn, angebracht worden. Ein pensionierter Fluglehrer, der zufällig vorbeigekommen ist, erklärt sich bereit, mich dorthin zu führen. Die Flugzeuge, die hier gebaut werden, seien aus dem Typus »Zlín« entwickelt worden, sie würden sich besonders für Luftakrobatik und Flugschulen eignen. Jetzt laufe ein Prüfverfahren, ob die Maschinen den kanadischen Normen entsprechen; wenn ja, dann gebe es noch Hoffnung für die Fabrik. Bisher seien sie fast ausschließlich an die Flugschulen in den Oststaaten, größtenteils in der DDR, geliefert worden, das aber sei jetzt vorbei. Man werde die Fabrik wohl schließen müssen, auch andere Betriebe in Zlín hätten mit ernsten Absatzschwierigkeiten zu kämpfen, die Reifenfabrik »Barum« etwa oder die Maschinenbau-Werke. Und Tomík, von dem man sich hier die Rettung verspreche, wolle den ganzen verrotteten Fabrikenklumpatsch nicht mehr zurückhaben. Ihm, dem pensionierten Fluglehrer, könne es egal sein, er kriege ja seine Pension. Aber es sei alles so bedrückend. Alles breche zusammen. Die Tafel finden wir nicht. Ob die Leute das nicht verwechselt hätten, meint er, am Bat'a-Krankenhaus in Zlín sei vor ein paar Tagen eine Bat'a-Tafel angebracht worden, das sei sicher.
Das Krankenhaus befindet sich am anderen Ende von Zlín, dort, wo einst das erste Bat'a-Aerodrom war. Das Spital ist ähnlich wie die Stadt angelegt,

eine regelmäßige, aber lockere Anordnung von getrennt stehenden Gebäuden mit großen Grünräumen dazwischen, die Häuser sind in der »Bat'a-Bauweise« errichtet, schlichte Kubusbauten mit unverputzten Ziegelmauern. Die neue Ehrentafel ist nicht zu übersehen, eine große Granitplatte mit einem auskragenden Sockel, auf dem die bronzene Büste von Tomáš Bat'a ruht. Er sieht Ceaușescu zum Verwechseln ähnlich. Darunter steht in großen bronzenen Buchstaben ein Zitat aus seiner Einweihungsrede von 1926: »Es ist nicht möglich, dauerhaft gesund zu bleiben unter Kranken, so wie es nicht möglich ist, glücklich zu sein unter Unglücklichen. Ich bin glücklich, daß die Ergebnisse unserer Arbeit es uns ermöglicht haben, dieses Institut zu gründen, um der Gesundheit unserer Mitarbeiter und Mitbürger zu dienen.« Der sieht tatsächlich wie Ceaușescu aus, sage ich zu einem Mann, der neben mir steht und die Inschrift liest. Er blickt mich prüfend und zugleich strafend an. Bat'a mit Ceaușescu zu vergleichen hier in Zlín, ist entweder eine kommunistische Provokation oder bodenlose Dummheit. Der Mann hält mich für einen Kommunisten, das merke ich ihm an. Dann sagt er düster: »Murzin war es, der hat die Tafel damals beseitigen lassen, und Gott hat ihn dafür bestraft, den Scheißkommunisten, er ist im Auto umgekommen.« Vilém Murzin, finde ich später heraus, hat nach 1948 die Stadtübernahme durch die Kommunisten organisiert.

Das fällt schon auf: Nirgends in der Tschechoslowakei werden die Kommunisten so verachtet, so gehaßt wie in dieser Stadt, die bis November 1989 den Namen ihres »ersten Arbeiter-Staatspräsidenten Klement Gottwald« trug. Dem Gottwald-Denkmal, das symbolisch ausgerechnet am Ende der Prachtachse gegenüber dem einstigen Bat'a-Mausoleum steht, wurden auch hier, in Gottwaldov, im November 1989 die Hände mit roter Farbe wie mit Blut angemalt. Übrig geblieben ist nur der Sockel. Der Platz hier heißt auch nicht mehr »Platz der Roten Armee«, sondern nach dem Gründungspräsidenten der tschechoslowakischen Republik »Tomáš G. Masaryk-Platz«. Unweit des Haupttores der Schuhwerke SVIT, auf dem Parkplatz vor dem Straßencafé Ryo, einem Jugendtreffpunkt, wo sich kürzlich eine wilde Schlägerei zwischen Vietnamesen und Einheimischen abgespielt hat, begegne ich dem ersten und bislang einzigen Zeichen des wiederbelebten Unternehmergeistes: In einem luftgetragenen Rundzelt werden stark abgenutzte 180-Grad-Panoramafilme von Autorennen und Feuerwehrfahrten vorgeführt. Der Kassierer, Angestellter einer in Wien registrierten Firma, behauptet ständig und mit unglücklicher Miene, kein Kleingeld zu haben. So wie ich sagen viele, daß er es nicht zu suchen brauche. Sonst ist hier, in der 85 000-Einwohner-Stadt, am späten Sonntagnachmittag im Oktober 1990 nicht viel los.

Es ist Zeit, an die Übernachtung zu denken. Ich gehe zum Hotel Moskva, das mit seinen zehn Stockwerken wie drei aufeinander gestapelte Internate von nebenan aussieht. Ein Skelettbau nach dem in Zlín bei fast allen Gebäuden verwendeten Bat'a-Modul 6,15 mal 6,15 Meter (20 Fuß, die Bauweise geht tatsächlich auf eine Idee von Bat'a zurück), die Stahlbeton-Säulen sind zur Hälfte sichtbar, die Mauern sind aus unverputzten Ziegeln, die Fenster groß, der Eindruck großartig: zweckmäßig und elegant, einheitlich und variationsreich. Und vor allem: die innere Kohärenz und Logik einer vortrefflich durchorganisierten Industriestadt symbolisierend. Ob Fabrik oder Schule, ob Kaufhaus oder Internat, Büro oder Hotel – es gibt keine zweite im 20. Jahrhundert errichtete Stadt, in der Form und Inhalt, Ästhetik und Ideologie so übereinstimmen wie in Zlín. A little America, wurde sie genannt.

Egonek hat damals, vor zweiunddreißig Jahren, den gleichen Einfall gehabt wie ich. Auch ich wollte in Zlín im Hotel »Společenský dům«, das jetzt staatlich ist und »Hotel Moskva Interkontinental« heißt, absteigen und ein Zimmer ganz oben nehmen, von wo ich hinunter zum Fabriktor hätte schauen können. Ich wollte mich am Montag um halb sechs wecken lassen, um das Spektakel eines Arbeitstagsbeginns am Tor eines Großbetriebs aus der Höhe, aus einem Abstand, einer intellektuellen Distanz beobachten und in futuristischer Perspektive beschreiben zu können: das Pathos der Arbeit, die Industrie als moderne Verheißung, die Masse als Ornament, der graue Alltag als expressionistisches Ereignis. Etwa so wie Egonek, wie ich später – weshalb es leugnen? – verstimmt feststellen mußte. Er beginnt so: »Ein Aufschrei reißt mich aus dem Schlaf, und er klingt auch dann noch eindringlich weiter, als ich mich schon aufgerichtet habe und überlege, wo ich eigentlich bin. Unten, darüber gibt es keinen Zweifel, liegt Amerika.« Es gebe viel Grün überall, wundert sich Egon Erwin Kisch, der in der Nacht angekommen ist, über die unamerikanische Platzverschwendung in dieser so amerikanisch anmutenden Stadt in Mähren. »Es ist aber weder New York noch Chicago, eher Kalifornien oder Florida, oder so etwas. Denn obwohl ich Wolkenkratzer sehe und auch das Fenster, aus dem ich blicke, offenbar ein Wolkenkratzerfenster ist, sieht es nicht so aus, als würde es hier an horizontalem Raum mangeln ...« Herrlich, wie Egonek es hinkriegt, wie eindringlich er seine Bat'a-Geschichte beginnt, fast futuristisch, wie in einem Fritz-Lang-Film oder einem alten Werbefilm der Firma Bat'a.
Wir hatten den gleichen Einfall, Egonek aber hatte einen Staatsauftrag, ich nicht. Ich ging über den riesigen Parkplatz, den Kisch noch als eine Wiese gesehen hat, hinauf zum Hotel Moskva, in dem er abgestiegen war. Auf

dem Hotelparkplatz standen etwa zwanzig Autos, fast ausschließlich Ausländer, vor allem Italiener, die meisten aus Bologna und Verona, nach den Automarken eher die Unter- und Mittelklasse, die in Böhmen und Mähren noch immer als Superklasse gilt. Wenige Hotelgäste, dachte ich. Leider nein, alles belegt, sagte die Rezeptionsdame. Morgen auch nicht? Auch nicht, alles vorausbestellt, vor Wochen, Monaten. Ich ging ins Hotel-Café und überlegte, wie ich den schönen Einfall mit dem Blick aus dem Hotelfenster retten könnte. Ein Kellner sprach mich auf Deutsch an und schien sich zu freuen, als ich auf Tschechisch antwortete. Aussichtslos, meinte er, als ich ihm mein Problem mit dem Zimmer schilderte. Das Hotel werde umgebaut, die Hälfte der Zimmer sei außer Betrieb, nur merke man von dem Umbau nichts, weil die alte gute Bat'a-Architektur so flexibel sei. Und die Italiener, es sind lauter Italiener da, was machen die in Zlín? fragte ich den Kellner. Dienstreisen? Nein, die seien gekommen, weil es ihnen hier so gut gefällt, alles. Alles? Ja, alles sei so billig für sie, das Fressen, das Saufen und auch das Vögeln, alles fast umsonst. Das seien ihre Geschäftsreisen, ansonsten seien sie Habenichtse wie wir hier in der Tschechoslowakei. Hätten die Kommunisten Bat'a nicht vertrieben, so könnten wir, sagte der Kellner, indem er mit seiner Hand einen Kreis umschrieb, der das ganze mährischböhmischslowakische Land umschloß, so könnten wir heute nach Bologna fahren wegen Mädln. Gegen die da, sagte er, auf jene Tische zeigend, an denen schön sauber nach Rassen getrennt die Gastarbeiter aus Vietnam, Kuba und der Mongolei still und möglichst unauffällig saßen, gegen die habe er nichts, aber die Italiener, die erniedrigten uns. Offensichtlich entdeckte er in meinem Gesicht ein Unbehagen. »Sie glauben es nicht?« sagte er. »Sie können sich das nicht mehr vorstellen, weil Sie einer von denen geworden sind. Sie können sich nicht mehr vorstellen, wie beleidigend Geld sein kann. Da muß ich Ihnen was erzählen«, es sei noch unter den Kommunisten gewesen, vor zwei Jahren vielleicht, so eine Schweinerei: Immer wenn hier in Zlín die »Barum«-Autoralley stattfinde, kämen viele Ausländer als Zuschauer und Teilnehmer her, und dann reisten auch die Dirnen aus der ganzen Republik mit ihren Luden an. Eine Anfängerin sei dabei gewesen, aus dem Jugendheim abgehauen, die habe es zum erstenmal für Geld gemacht, und zwar mit einem Italiener. Sie sei mit dem Freier auf dessen Zimmer gegangen, und als sie zurückkam, habe sie den anderen Mädchen hier an der Bar mit dem Geld in der Hand zugewunken und glücklich gerufen: Stellt euch vor, er hat mir zweitausend Lire gegeben. »Stellen Sie sich das vor: zweitausend Lire!« Das Schwein hätte er auf der Stelle umbringen können. Daß die hiesigen Idioten etwas gegen die Kubaner oder Vietnamesen haben, das könne er nicht verstehen. Er mag nur die

Westler nicht, das seien Schweine, die uns beleidigen. Unter Bat'a, da seien wir noch wer gewesen. Ich aber, meinte er, ich sei doch ein normaler Tscheche, ich solle es in der Wohnsiedlung Otrokovice-Bat'ov versuchen, im Hotel »Společenský dům«, vielleicht hätte ich dort Glück.

Ich habe Glück. In der Rezeption arbeitet eine auffallend elegant gekleidete Dame, die den Eindruck macht, als wäre sie soeben aus Paris angekommen. Das Hotel sei zwar voll, aber sie sehe, auch ich gehörte zu den komischen Inländern, die eigentlich Ausländer sind. Sie selbst sei erst vor einem halben Jahr zurückgekehrt, aus dem Libanon, wo sie zwanzig Jahre gelebt habe. Bis sie etwas Besseres finde, arbeite sie hier in der Rezeption.
In dem kleinen Zimmer im ehemaligen Bat'a-Hotel »Společenský dům« finde ich das merkwürdige, für Osthotels so typische Gleichgewicht zwischen Schäbigkeit und Sauberkeit vor, und auch das Telefon aus der Bat'a-Zeit ist tatsächlich da, wie mir die Dame in der Rezeption gesagt hat, ein Apparat der Marke »Tesla« aus den dreißiger Jahren, aus echtem Bakelit, mittlerweile ein begehrtes Sammelstück. Immerhin. Ich liege auf dem Bett und verschlinge das dünne Buch »Die Schuhfabrik« mit dem Untertitel »Der vergesellschaftete Bat'a« von Egon Erwin Kisch, das zu bekommen ich nicht mehr gehofft hatte. Erst vor wenigen Stunden habe ich es erhalten, es wurde für mich auf Protektionsumwegen aus der Nationalbibliothek in Prag ausgeliehen. Der Band ist nämlich eine Rarität, das Fragment des ersten Kapitels für ein Buch über die Bat'a-Stadt Zlín unter der kommunistischen Verwaltung. Der Prager Kommunist Kisch habe es, so liest man im Vorwort, den Zlíner Kommunisten versprochen. Dort steht auch, daß Kisch während der Niederschrift gestorben sei, mitten in einem Gespräch mit den Schuharbeitern, die er ob ihrer Bildung bewundert. Der allerletzte Kisch-Satz blieb ohne Punkt, er lautet: »Sogar theoretische, hochwissenschaftliche Lehrsätze« und will sagen, daß die Arbeiter imstande seien, diese Lehrsätze zu erklären. Damit aber lobt der Kommunist Kisch die Arbeit des Antikommunisten Bat'a, der in der Tat bestrebt war, das Bildungsniveau seiner Arbeiter zu heben, vor allem dann, wenn es der Produktivitätssteigerung dienlich war. Gut möglich, daß das »anläßlich der Umbenennung des Nationalbetriebs Bat'a in SVIT, Nationalbetrieb« am 3. Jänner 1949 in Gottwaldov erschienene, ins Tschechische übersetzte Fragment auf deutsch gar nicht veröffentlicht wurde. SVIT übrigens, der neue Firmenname, bedeutet »Schimmer«, in diesem Fall »Schimmer der neuen Zeit«. Daß das Bat'a-Modell, das die Kommunisten für ein sozialfaschistisches, nach damaliger Diktion also sozialdemokratisches hielten, für sie eine unbewußte Sehnsucht und ein heimlicher Maßstab war, bezeugt die 1949 er-

folgte Umbenennung Zlíns in »Gottwaldov«. In der Tat strengten sich die Kommunisten am Anfang ungemein an, die Bat'a-Tradition in einigen Aspekten wie in der Qualität der Architektur fortzusetzen. Vergeblich, wie man sieht. Auf dem Klo des Autobus-Bahnhofs lese ich: »Verhurtes Zlín! Nicht einmal ordentliche Schuhe bringt ihr zustande, ihr Schweine! 22. 9. 1990«. Im Pförtnerhaus der Fabrik SVIT hängen am Schwarzen Brett des Betriebsrates Zeitungsausschnitte zur derzeit heiß diskutierten Frage, ob man Herrn Bat'a nachgeben und ihm seine Beteiligungsbedingung, 51 Prozent der Aktien geschenkt zu bekommen, erfüllen solle. Ich lese hier das gleiche wie im Klo, nur anders formuliert. Ein Herr Mala wird zitiert, der bei einer Betriebsversammlung gesagt hat: »Uns bleibt ohnehin nichts anderes übrig. Unsere Schuhe sind unverkäuflich, nicht einmal umsonst würde ich sie nehmen.«
Auf dem Kisch-Büchlein ist vorne ein Foto aufgeklebt, das Egonek zeigt, wie er vor einem Fließband steht und prüfend einen Schuh betrachtet. Er scheint mit der Qualität des Produktes höchst zufrieden zu sein.

Für Egonek also – so vertraulich hat man in Böhmen Egon Erwin Kisch immer genannt – gab es ein Zimmer im Hotel Moskva, für mich nicht. Das einstige »Gesellschaftshaus« ist längst kein Gemeinschaftshaus mehr, nur noch ein sogenanntes Interkontinental-Hotel mit fünf Sternen, was lediglich heißt, daß die West-Ausländer, Devisen-Ausländer genannt, die Hotelrechnung in Devisen begleichen müssen. Das Hotel steht oben auf einem Hang, vor ihm das flache Bat'a-Kino und das ebenfalls niedrige Kauf- und Dienstleistungshaus. Durch diese urbanistische Konzeption sieht das Gebäude mit seinen zehn Geschossen (Egonek freilich übertreibt, er schreibt 15) höher aus, als es tatsächlich ist. Es bringt so zum Ausdruck, daß es einst viel mehr war als nur ein Hotel: ein Mehrzweckhaus zur Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens, ein Symbol weltmännischer Modernität, ein Aussichtsturm, das eigentliche Stadt-Zentrum. Und auch das Wohnhaus des neuen Šéfs: Jan Antonín Bat'a ließ sich im Hotel eine Luxuswohnung einrichten. Die Suiten für Gäste der Firma befanden sich in den obersten Stockwerken, auch Kisch dürfte eine solche bezogen haben. Die Gäste, oft Staatsmänner, dann Geschäftspartner aus aller Welt und mindestens einmal jährlich die Leiter aller 150 Bat'a-Schuhkaufhäuser in der Tschechoslowakei, konnten aus der Höhe, aus der Distanz erfassen, wie vortrefflich und vernünftig die Produktion in den tayloristischen Betrieben und das Leben in der funktionalistischen Stadt organisiert waren.
Der Arena-Eindruck, der Kisch so entzückte, war, wie alles in Zlín, von dem Fabrikanten und seinen Architekten, die allesamt begeisterte Anhänger

der Moderne waren, gemeinsam erfunden worden. Den Architekten Vladimír Karfík hatte Bat'a aus dem Atelier Frank Lloyd Wrights in Chicago nach Zlín geholt, damit er, der Šéf, zwei Šéfarchitekten gegeneinander ausspielen und so zu noch besseren Leistungen anspornen konnte. Denn, wie Bat'a einmal einer Delegation sowjetischer Planer sagte, er gründete sein System nicht auf Solidarität, sondern auf Konkurrenz, auf »Neid und Gewinnsucht«. Als das Stahlbetonskelett des Hotels fertig war, ließ er Karfík und Gahura je ein Zimmer vollständig einrichten. Karfík, der mit der Raumökonomie auf einem Passagierschiff und dem amerikanischen Standard vertraut war, gewann und baute das Hotel nach seinem Entwurf fertig. Wie alle sozialistischen Utopisten (und Tomáš Bat'a war gewiß einer) und alle mächtig gewordenen Kleinbürger mit diktatorischen und megalomanischen Neigungen (die er vortrefflich zu tarnen wußte) war Bat'a bestrebt, seinen Erfolg durch Bauten zu demonstrieren und zu verewigen. Die Bat'a-Mutterstadt Zlín kriegte bald viele Junge: Bata-Ville in Frankreich, Bata-Town in England, Bat'ovany in der Slowakei, Bat'ov bei Zlín, Batanagar in Indien oder Batawa bei Montreal in Kanada waren die geplanten oder erfolgten Schuhstadtgründungen. Die funktionalistische Architektur war das Bat'a-Image. In allen größeren Städten der Tschechoslowakei und in vielen im Ausland wurden an der prominentesten Stelle, in Prag zum Beispiel am Wenzelsplatz, auffallend moderne »Bat'a-Häuser der Dienste« (Baubeginn März, Eröffnung September) mit der obligatorischen Aufschrift »Unser Kunde – unser Herr« errichtet. Das »Společenský dům« in Zlín, das spätere Hotel Moskva, war also so entworfen, daß Kisch seine Reportage gar nicht anders hätte beginnen können als mit einem Blick auf die Fabrikstadt in Grünem.

Herrlich. Genauso habe ich mir das vorgestellt, den Blick aus dem Fenster am Montag früh. Kisch schildert, wie unten, auf dem geräumigen Platz zwischen der Fabrik und dem Hotel, viele Autobusse halten, aus denen unzählige Menschen aussteigen, die sich in die vorbeiziehenden Marschkolonnen einreihen. Zuerst langsam, bewegt sich der Menschenstrom dann immer schneller, »vom Largo zum Andante und endlich vom Prestissimo zum wilden Galopp«. Die Fabriksirene treibt die Menschen dort unten so an, jene Sirene, die Kisch geweckt und in den Wahn versetzt hat, er befände sich in Amerika. Wie die endlose breite Menschenmasse durch das enge Fabriktor zusammengepreßt wird, um dann gleich wieder auseinanderzustreben, das erinnert Kisch an den Sand in einer Sanduhr. Dann aber, schreibt er, auf einmal, Punkt sieben, »geht der Sirene der Atem aus. Wenn sie zu Ende geröchelt hat, sieht man wieder den Rasen und den Platz mit den neun Eingängen im Hintergrund vor sich hinstarren, als wäre nichts

geschehen, leer und verschlafen. Was? Hier sollen sich noch vor einer Minute Zehntausende gedrängt haben? Hatten Sie, mein Herr, vielleicht eine Halluzination?« Die Arbeiter müssen wie die Irren zu ihren Arbeitsplätzen rennen, damit die Arbeit am Fließband beginnen kann; würde jemand fehlen, könnten auch die anderen nicht anfangen, so klärt das Zimmermädchen den im Dienste seiner Leser Ahnungslosigkeit vortäuschenden Intellektuellen aus Prag auf. Früher, beantwortet das Zimmermädchen die Frage des, wie man merkt, vom expressionistischen zum sozialistisch-realistischen Schreibstil überwechselnden Reporters, früher sei jedem Verspäteten ein Strafgeld vom Gehalt abgezogen worden, auch wenn er sich nur um eine Minute verspätet hatte. Jetzt sei es nicht mehr so hart.
Früher, unter Bat'a, war jede Minute, jede Sekunde unbezahlbar, wird mir Herr Jadernička sagen, der damals in der Propaganda-Abteilung gearbeitet hat, früher gab es an den Wänden in den Werkstätten Aufschriften wie DER TAG HAT 84 600 SEKUNDEN. Herr Jadernička wird zum Fenster gehen, in die Tiefe schauen und sagen: »Wie sich die Menschen da herumschleppen, so etwas wäre unter dem Šéf nicht möglich gewesen.«

Kisch glückte etwas, das mir versagt geblieben ist: im Bat'a-Archiv zu recherchieren. Totalsperre, sagten mir meine Begleiter vom Bürger-Forum beim Fabrikrundgang. Im Archiv hat Kisch die graphologischen Expertisen entdeckt, die Tomáš Bat'a über seine engsten Mitarbeiter bei dem Londoner Graphologen Robert Saudek hatte erstellen lassen. Für die Nummer 10 heißt die Beurteilung etwa so: unverläßlich, jähzornig, unbeherrscht, erpresserisch, unkreativ, kriecherisch, heuchlerisch. Die Empfehlung des Graphologen: »Sollten Sie ihn frei handeln lassen, wird er sich negativ entwickeln.« Kurzum, so Kisch: »eine direkte Aufforderung, den Mann wortlos zu entlassen«. Und diesen Mann, seinen 22 Jahre jüngeren Halbbruder Jan Antonín Bat'a, hatte Tomáš Bat'a zu seinem Erben und Nachfolger bestimmt. Einen Menschen, den er verachtete, den er, sagt Kisch, vor der Belegschaft beschimpfte und mit Fußtritten traktierte. Wie immer die Umgangsformen in der Familie Bat'a gewesen sein mögen, gleichgültig auch, ob Kisch weniger berichtet als dichtet: Der neue Šéf war bei der Belegschaft nicht beliebt, ihm fehlte die Direktheit und Volkstümlichkeit des »Bahnbrechers« Tomáš Bat'a. Er war kein mährischer Schuster mehr, er war bereits der kühn kalkulierende Weltunternehmer.
Jan Antonín erwies sich als ein überaus tüchtiger Geschäftsmann, unter dem die Bat'a-Werke erheblich expandierten. Nicht zuletzt deshalb, weil die Firma Bat'a die Wehrmacht beschuhen durfte. Jan Antonín verheimlichte seine Bewunderung für das Dritte Reich nicht, auch seinen Besuch bei

Hermann Göring in Karinhall nützte er propagandistisch aus. Ob er tatsächlich im Auftrag Görings 1939 in die Vereinigten Staaten ging, um von dort über das weltweite Netz von Firmenfilialen und Geschäftsverbindungen die Lieferung von kriegswichtigen Rohstoffen für Deutschland und für die mittlerweile unter deutsche Verwaltung gestellten Bat'a-Werke zu organisieren, wie nach dem Krieg behauptet, wird mittlerweile bezweifelt. Sicher ist, daß Jan Antonín als Hitler-Sympathisant aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen wurde. Er ging nach Brasilien, wo er 1965 starb. Unbestritten selbst bei den unkritischen Bewunderern des Batismus in der Tschechoslowakei ist, daß sein Verhalten vor dem und während des Krieges als Kollaboration gelten kann. Die Bat'a-Werke wurden bereits 1945 verstaatlicht, im Sommer 1947 wurde Jan Antonín in Abwesenheit zu 15 Jahren schwerem Kerker, verschärft durch Dunkelhaft am 15. März, dem Jahrestag der deutschen Okkupation, verurteilt. 1941 hatte die ČS-Exilregierung in London die geheim angefertigte Abschrift eines Memorandums erhalten, in dem Jan A. Bat'a den NS-Machthabern die Umsiedlung der Tschechen aus Böhmen nach Patagonien vorschlug. Diese Aktion sollte zehn Jahre und 500 Schiffe in Anspruch nehmen, die Kosten schätzte er auf 40 Milliarden Reichsmark. Der Tschechenstaat in Argentinien war bis ins Detail geplant, er sollte nach dem Vorbild von Bat'as Groß-Zlín organisiert werden und Batagonien heißen. Die Kommunisten nutzten diese Geschichte aus, um auch Tomáš Bat'a II., den damals 25jährigen Sohn von Tomáš Bat'a I., des Verrats zu bezichtigen. Auch er verließ 1939 die Tschechoslowakei, ging nach Kanada, wo er eine neue Schuhstadt, Batawa, gründete. Er meldete sich freiwillig zum Dienst in der kanadischen Armee und nahm als Pilot am Krieg gegen Deutschland teil. 1950 prozessierten er und seine Mutter Marie Bat'a in New York gegen Jan Antonín Bat'a um ihren Erbschaftsanteil. Gegenwärtig besitzt die »Bata shoe organization«, deren Sitz in Batawa ist, 110 Fabriken in 90 Ländern sowie 6000 eigene Bata-Geschäfte. Die Firma hat 80 000 Beschäftigte und erzeugt 350 Millionen Paar Schuhe jährlich. Thomas J. Bata, wie er sich jetzt nennt, ist Vorsitzender des Verwaltungsrates, sein Sohn Thomas G. Bata Präsident der Gesellschaft, so steht es in der kürzlich in Prag erschienenen Broschüre »Bat'as Industrie-Demokratie«.

Mein Zimmer befindet sich im dritten Stock, dem obersten. Ich schaue aus dem Fenster. Von unten höre ich Discomusik, das »Společenský dům« ist nicht nur Hotel, sondern auch, so wie Bat'a es gewollt hatte, ein Kulturhaus, das gesellschaftliche Zentrum der um 1935 errichteten Stadt Bat'ov. Plötzlich hört die Musik auf, das Discoprogramm endet pünktlich, wie es auf dem Plakat unten angekündigt ist: um 22 Uhr. Der riesige Platz, der

eigentlich eine Wiese ist, seitlich umrahmt von je einem langgestreckten, zweigeschossigen Wohn- und Bürohaus und dem dreigeschossigen Hotel, alles von Karfík 1935 errichtet, bleibt weiterhin leer. Nur vor dem Eingang versammeln sich die Jugendlichen, die entweder das Kino oder die Disco oder das Café besucht haben. Um halb elf kommen drei Autobusse der städtischen Verkehrsbetriebe, die wartenden Jugendlichen steigen ein. Vier Mopeds drehen ein paar Runden und verschwinden. Jetzt ist der Platz gänzlich leer, jetzt ist der Eindruck, ich befände mich in einer Wohnsiedlung irgendwo in Holland, vollkommen. Die Fabrik, nur etwa fünf Minuten zu Fuß entfernt, ist hinter der Baumkulisse kaum zu sehen. Ich gehe hinüber, um zu fragen, wann morgen die Arbeit beginnt. Über dem Tor hängt ein Transparent mit der Aufschrift: »Es gibt Menschen, die es zustande bringen, an der Stelle vorwärtszuschreiten.« Die Pförtnerin, eine Frau um die sechzig, kann mir nicht sagen, ob es ein Ausspruch von Tomáš Bat'a ist, wahrscheinlich nicht, dafür sei der Satz zu kompliziert. Bat'a liebte einfache und starke Sprüche wie »Arbeit – eine sittliche Verpflichtung« oder »Der Menschheit fehlt eine Milliarde Schuhe«. Auch wisse sie eigentlich nicht, wie jener Satz zu verstehen sei. »Wie verstehen Sie ihn?« fragt sie mich. »Wahrscheinlich will jemand sagen, daß zwar viel geredet wird, aber nichts weitergeht«, antworte ich. »Das ist ja klar«, sagt sie, »wer aber sind diese Menschen? Wenn wir alle, dann ergibt es keinen Sinn. Wenn nur bestimmte Menschen gemeint sind, hat die Botschaft keinen Adressaten.« Dann sprachen wir über die Aussichtslosigkeit der Verwandlung des Sozialismus in den Batismus, den die Menschen hier wollen, und über die Begrüßung von Tomáš Bat'a in Zlín im Dezember 1989. Die Menschen seien wie Kinder, die eine Vaterfigur brauchen, einen strengen, gerechten und gütigen Vater. Das sei Stalin noch gewesen, und auch Gottwald, aber Jakeš? Jetzt also Bat'a. Aber sein Besuch hier sei keine Dienstreise gewesen, nur ein Ausflug.
Ich sei aus Wien, habe ich ihr ungefragt gesagt, weil mir schien, sie würde es gern wissen; früher sei ich in Děčín zu Hause gewesen. Sie habe früher am Gymnasium unterrichtet, russisch, bis 1969, das Übliche, so hat sie, ebenfalls ungefragt, geantwortet.

Montag früh um halb sechs liegt ein dichter Nebel über dem March- und Dřevnice-Tal. Die Busse, die die vor dem Hotel wartenden Menschen aufnehmen, fahren nur im Schrittempo. Bat'a wäre sogar geflogen, also fahre ich. Vor Zlín lichtet sich der Nebel, die quadratischen Werksgebäude mit den riesigen Fenstern leuchten wie Laternen, sie scheinen die Menschen magisch anzuziehen – wie Lampen die Nachtfalter. Man sieht hinein wie in

ein Schaufenster. »Handeln wir stets so, als ob uns alle sehen würden«, war eine der Chef-Weisheiten. Zehn Minuten vor sechs bin ich vorm Haupttor. Der Zustrom ist stetig, es herrscht aber kein Gedränge. Einige Minuten vor sechs steigt die Frequenz der Trommelgeräusche, die von den altmodischen Stechuhren ausgehen, um sechs hört die Trommelmusik fast auf. Gegen halb sieben steigt die Frequenz wieder an, dann nochmals um sieben. Keine Sirene heult, um die Werktätigen anzutreiben, Edith Piaf singt ihnen »Non, je ne regrette rien« und »Je sais comment« entgegen, dann kommt das tschechische Volkslied »Wassermann, Tatermann, wie machen wir es miteinander, im Wasser ist es zu kalt, im Schilfrohr sticht es zu sehr«. Mit der vorrückenden Uhrzeit verringert sich das Alter der Eintreffenden. In ihren Gesichtern versuche ich zu lesen, ob sie müde sind oder frisch, ob sie heiter sind oder sauer, ob sie sorgenvoll oder zuversichtlich oder gleichgültig sind – etwas über den Lauf ihres Lebens. Nichts. Sie gehen bloß hinein, geradeaus. Ich trete ins Portierhaus, um zu fragen, wieso nicht alle Beschäftigten auf einmal gekommen sind und was passiert, wenn jemand zu spät kommt. In verschiedenen Abteilungen gebe es verschiedene Anfangszeiten, einige Abteilungen könnten erst beginnen, wenn andere voll in Gang seien. Und wenn jemand ohne einen wichtigen Grund zu spät komme, dann werde er vermahnt. Als ich wissen will, wieviel die Menschen verdienen, sieht die Frau mich an, als hätte ich eine witzige Bemerkung machen wollen, die aber mißlungen ist. Sie fragt mich schroff, woher ich denn komme. Aus Prag.
Ich schlendere durch die Stadt mit den zwei Zentren nebeneinander, dem altstädtischen und dem funktionalistischen, gehe runter zum Busbahnhof und zum Freibad, das Bat'a gleich neben der Fabrik errichten ließ, damit seine Mitarbeiter in der Mittagspause sich sportlich betätigen konnten, es riecht nach Chlor. Der Stadthygieniker, ich erinnere mich an die entsetzliche Geschichte, die man mir gestern erzählt hat, soll im Sommer den kubanischen Gastarbeitern verboten haben, dieses öffentliche Bad zu betreten. Als ich das nicht glauben wollte, zeigte man mir einen der spanisch geschriebenen Zettel, die an den Eingängen der Badeanstalt hingen. In Zlín ging nämlich das Gerücht um, daß die Kubaner eine ansteckende Geschlechtskrankheit hätten. Ich gehe hinauf zum Hotel Moskva, die Italiener von gestern sind noch alle da, hoffentlich haben sie gut gebumst für das Fastumsonst. Ich rieche Kaffee, und mir fällt Frühstück ein. Keine Tafel weist auf den Eingang hin. Dennoch ist er nicht zu verfehlen, weil er nach altem Gulasch riecht. In Böhmen braucht man keine Augen. In Böhmen blühen Tausende von Gerüchen: Unterführungen, Damen- und Herrenklos, Gaststätten je nach der Preislage, Hauseingänge und Mülltonnen, Abfallkörbe und Kanäle, PKWs, LKWs, Busse und Mopeds, Zentralheizungen

und Kohleöfen, Ämter und Supermärkte, Altbauten und Neubauten, Jahreszeiten und Tagesstunden. In dem ziemlich heruntergekommenen Kaufhaus, das einmal einer der Speisesäle der Firma Bat'a war, als ich bezahlen will und das Gefühl nicht loswerden kann, die Kassiererin irgendwie beleidigt zu haben, fällt mir ein, daß ich mittlerweile völlig verlernt habe, das Gesichter-Tschechisch zu lesen. Das Gerüche-Tschechisch dagegen nicht. Es ist eigentlich gar kein Gerüche-Tschechisch, sondern ein Ostgeruch-Esperanto. Kürzlich war ich in Leipzig, dort ist es mir ähnlich gegangen, ich habe das Gesichter-Deutsch nicht verstanden, dafür die Geruchssprache.

Ich gehe ins Bürohaus der Firma SVIT, dort habe ich eine Verabredung mit jemand von der Werbeabteilung. Meine Wünsche, die Fabrik zu besichtigen und mit dem legendären Chef-Lift zu fahren, erweisen sich als sofort erfüllbar. Diesbezüglich geht es mir wie Egonek vor zweiunddreißig Jahren. 20 000 Beschäftigte, davon 56 Prozent Frauen, und rund 2000 Vietnamesen, Kubaner und Mongolen. Völlig unverzichtbar, überdies gute Arbeiter, sagen meine zwei Begleiter; ich nenne sie nicht, wer weiß, wie es in Böhmen weitergeht. Sie seien erst seit kurzem bei SVIT, erst nach dem November-Umsturz gekommen. Es wird schwer, aber es wird gehen, antworten sie auf meine Frage, wie es mit den Veränderungen bestellt sei. Und was ich meine? Es wird gehen, aber es wird schwer, antworte ich. Bat'a kommt, tröste ich. Er war schon da, sagen sie. Und? Sie haben es ja gesehen, würden Sie es nehmen?
Jan Antonín Bat'a, der neue Šéf, hatte 1935 eine originelle Idee, die die Geschichte des Kapitalismus bereichert. Er ließ sich sein Direktionszimmer in einem Aufzug errichten. Der Schacht ist an der zur Stadt gewendeten Fassade angebracht und völlig transparent mit Glas verkleidet. Die Aufzugskabine ist, wie fast alles für Bat'a in der Bat'a-Stadt, 20 mal 20 Fuß groß. Gegenüber der automatischen Schiebetür, die die ganze Wand einnimmt, steht ein geräumiger Schreibtisch aus Holz, zur linken Hand findet sich ein Schaltpult zum Bedienen des Aufzugs. An der Seitenwand des Tisches ist eine herunterklappbare Sitzplatte angebracht. Wenn der Šéf der Stenographin diktierte, durfte sie den Sitz verwenden; sonst mußte man offenbar stehen, wenn man beim Šéf vorsprach. Pultartige Ablageflächen mit Schubladen bilden die restliche Möblierung. An den Wänden über den Ablagen hingen früher Weltkarten, auf denen alle Fabriken, Städte, Niederlassungen, Filialen und Rohstoffquellen der Firma Bat'a eingetragen waren. Jetzt sind dort Großaufnahmen von Original-Zlín zu sehen – diese Verlegenheitslösung wurde gefunden, als Tomíks Besuch angesagt war. Vorher hingen dort die Urkunden der zahlreichen Auszeichnungen für hervorra-

gende Leistungen des Nationalbetriebs SVIT, Gottwaldov, beim Aufbau des Sozialismus. Jetzt wird der Aufzug nur für Ehrenfahrten mit besonders honorigen Gästen des Betriebs benutzt. Jan Antonín Bat'a residierte in diesem einzigartigen Aufzug. Wie ein Deus ex machina pflegte er zu erscheinen. Die Büroangestellten, die in den Großbüros saßen, wußten nicht, wann der Šéf in welchem Stockwerk anzuhalten gedachte. Das muß man sich vorstellen: Plötzlich gehen die Nirosta-Türen des Aufzugs auf, und der Šéf (auf bat'aisch: Gott) ist da samt seinem Schreibtisch und dem Teppich davor. Vor seinem Tisch lag (und liegt noch immer) ein kleiner Perserteppich, der einzige Teppich in den ganzen Bat'a-Werken. Seither gibt es im Tschechischen die Wendung »auf das Teppichlein gehen«, was soviel bedeutet wie »zum Rapport gehen«. Genau um ein Uhr, als ich im Begriff bin, das Bürohaus zu verlassen, röchelt es ein wenig in den Lautsprechern, die Menschen bleiben stehen, und eine leicht zitternde junge Frauenstimme liest die Resolution der Betriebsleitung vor, in der scharf dagegen protestiert wird, daß die Arbeit des Betriebes in der Vergangenheit grob verzerrt dargestellt werde; trotz Fehlern, die man, gewiß, hätte vermeiden sollen, seien doch bemerkenswerte Resultate erzielt worden. Dies bezeuge auch die Tatsache, daß kein Mitarbeiter der Firma seinen Arbeitsplatz verloren habe. Jetzt hören Sie, wie es wirklich mit uns steht, sagen meine Begleiter. Wie früher.

Ich muß gehen, ich habe einen Termin, bei dem ich der wundersamen Rückkehr des Schuhkönigs Tomáš J. Bat'a nach Zlín beiwohnen kann. Ich fahre hinauf auf den Hügel, wo auch der Waldfriedhof ist, dort befindet sich das Trickfilmstudio. In den ehemaligen Bat'a-Ateliers wurden einerseits Unterrichtsfilme für die T. G. Masaryk-Versuchsschulen in Zlín hergestellt, die von Bat'a initiiert, errichtet und zum Teil auch unterhalten wurden. Zum anderen entstanden hier die berühmten Bat'a-Werbefilme wie die »Wolgaschlepper«: Die Burlaken stöhnen und versinken im Morast, nachdem sie aber mit Bat'a-Gummistiefeln ausgestattet sind, läuft an der Wolga alles wie geschmiert. Oder »Die Nacht deckt ein Verbrechen zu«: Eine blutige Spur geht durch die Wohnung, blutbefleckte Messer und Scheren liegen herum, man sieht Abdrücke von blutigen Händen – das Ausschneiden von Hühneraugen soll man Fachleuten überlassen, jenen in den »Häusern der Dienste« der Firma Bat'a: »Unser Kunde – unser Herr«. Ich sitze in dem Vorführungssaal und schaue mir zuerst einen Film über das Werk von Karel Zeman an, wie er seine Trickfilme, die nach Jules Verne etwa, gemacht hat. Dann folgt ein Dokumentarfilm über die November-Revolution in Zlín und einer darüber, wie die Statue Gottwalds von einem Kran

am Hals gepackt und weggetragen wurde. Und dann erlebe ich mit, was in Mähren geschieht, wenn ein wirklicher Gott erscheint. Zlín, 15.-17. Dezember 1989. Die Straßen sind voll. Jetzt kommen sie an, die schwarzen Dienstlimousinen Marke Tatra aus Prag. Die Legende in der Gestalt eines weißhaarigen Mannes steigt aus, begleitet von einer liebenswürdigen, auffallend kultivierten Dame. Es ist Frau Sonia Bata, die Gattin des Gottes. Jubel bricht aus. Batabatabatabatatbatabatabatabata. Die heimischen Staatsmänner in schlecht sitzenden Konfektionsanzügen tun so, als hätten sie Ihn gemacht und wollten jetzt testen, wie Er funktioniert. Blendend, freuen sie sich. Er besucht Das Grab. Er trifft sich mit Bat'as alten »Jungen Männern« und scheint sich zu freuen, sich an sie erinnern zu können. Gerührtheit beiderseits. Am Abend eine Kundgebung in Alt-Zlín vor dem Rathaus. Es ist voll, Kopf an Kopf, manche weinen. Dann erscheinen sie, auf dem Balkon des Rathauses, das Architekt Gahura für Tomáš I. errichtete. Glück, Jubel, Tränen – Tomík ist da, wir sind gerettet! Tomáš II. spricht ein paar Worte, aber er verspricht nichts. Nicht einmal andeutungsweise. Seine Gattin scheint ein wenig irritiert von so viel Sprache, die sie nicht versteht. Wie sie da oben so steht und die Huldigungen an die weiße Gottheit aus der Neuen Welt mit entgegennimmt, läuft ihr ein Hauch des Bedauerns übers Antlitz. Unmißverständlich: Bedauern darüber, für die netten Eingeborenen dort unten keine Glasperlen mitgebracht zu haben.

Gilles Perrault

**Auf den Spuren der Roten Kapelle**

Paperback, 556 Seiten,
DM 44,–
ISBN 3-203-51104-5

Das Buch über die legendäre Nachrichtenorganisation *Rote Kapelle.*

*Eine der besten Reportagen über ein Spionagenetz seit sehr langer Zeit.*
New York Times Book Review

Alberto Franceschini

**»Das Herz des Staates treffen«**

Paperback, ca. 220 Seiten,
DM 32,–
ISBN 3-203-51103-7

Der autobiographische Bericht des Gründers und ehemaligen Mitglieds der Roten Brigaden, Franceschini, der in ganz Europa für Aufsehen sorgte.

**Europaverlag**

*Tschingis Aitmatow*

**Die Klage des Zugvogels**

**Erzählungen aus den Jahren 1953 bis 1965 zeigen, wie Aitmatow seinen Ton und seine Motive fand und zum Erneuerer einer erstarrten Literatur wurde.**

234 Seiten, DM 28.-

*Nagib Machfus*

**Die Kinder unseres Viertels**

**Menschheitsroman, Heilsgeschichte und dramatisches Epos eines Stadtteils von Kairo zugleich: Seit Jahrzehnten hoch geschätzt, heiss umstritten und immer noch verboten.**

576 Seiten, DM 44.-

*Assia Djebar*

**Fantasia**

**»Ein Roman wie eine Partitur, erzählt in großartiger Sprache durch eine großartige Schriftstellerin.«**
**Tahar Ben Jelloun**

330 Seiten, DM 34.-

**Unionsverlag**

Postfach, CH-8034 Zürich

# Hans-Georg Behr
# Wiener Wirrungen

Was war das für ein Staat! Wie betäubt trippeln die Tschechen hinter den Führern durch die Hofburg, während draußen die Wiener ihre Weihnachtseinkäufe '89 erledigen. Vielleicht würden sie das auch lieber, aber da's an Geld fehlt, nutzen sie die Gelegenheit, sich umsonst durch die Pracht des alten Kaiserreiches zu schieben. Die beamtlichen Führer bemühen sich, englisch, französisch und sogar italienisch können sie alle, doch für die einstigen Untertanen dieser Hofburg bleibt ihnen nur ein stammelndes Andeutungsdeutsch, das den Sprachkundigen seinen eigenen Gedanken überläßt.

Ja, da, an diesem Schreibtisch saß Er, der alte Kaiser Franz Joseph, König von Ungarn und Böhmen, Markgraf von Mähren und Inhaber vieler anderer Titel, zu denen auch die des Königs von Jerusalem und des Herzogs von Auschwitz zählten. Jerusalem hat Er nie gesehen, aber als Er einmal durch den zweiten Wiener Gemeindebezirk fuhr, fand Er diesen Titel völlig berechtigt. Zufällig machte dort zu gleicher Zeit ein junger Mann aus Braunau seine ersten Erfahrungen in Antisemitismus, und unter dessen Ägide sollte das vergessene polnische Herzogtum schreckliche Popularität erhalten. Da sehe man, sagen österreichische Historiker gerne, was die Zerschlagung der Monarchie für schreckliche Folgen gehabt habe. Nun gut, daß der alte Kaiser Juden nicht mochte, ist hinfällig bekannt, und Tschechen konnte Er auch nicht leiden, nicht einmal die aus Mähren, obwohl Er gerne Znaimer Gurken aß. Zu den Ungarn hatte nur seine Frau, die Sisi, ein gutes Verhältnis, und als die sich um so etwas nicht mehr kümmerte, saß der gute alte Kaiser ziemlich einsam in der Hofburg und grollte den meisten seiner Völker. Genauer: zwölf der dreizehn von Ihm beherrschten Nationalitäten, denn Er fühlte sich als »Deutschösterreicher«, obwohl er »die Preußen«, nicht nur wegen Königgrätz, genauso wenig ausstehen konnte wie die Juden. Aber Amtsdeutsch konnte Er wenigstens lesen, Er, dem die Welt nur aus Akten bestand, weshalb in allen Winkeln der Monarchie Seine sprachverwandten Beamten für Ordnung und damit leider auch für die diversen Nationalismen sorgten. Hier las Er, daß dennoch im Grunde alles in Ord-

nung sei, und vielleicht glaubte Er dies auch, da er doch noch von Gottes Gnaden herrschte. Den berühmten Aufruf »An meine Völker« unterzeichnete er allerdings nicht hier, sondern am 28. Juli 1914 in Bad Ischl, wo man Ihm das Wild vors Gewehr treiben mußte. Jaja, von Gottes Gnaden hätten sich lieber »Werken des Friedens« geweiht, doch »im Rate der Vorsehung ward es anders beschlossen«. Das war das Ende des Vielvölkerstaates, und Österreicher berufen sich seither gerne auf die Vorsehung.
Nein, daran will niemand erinnert werden, erst recht nicht jetzt, wo doch wie durch einen Zauberschlag alle Grenzen offen sind und die Untertanen dem weiland sozialistischen Realismus in die Hauptstadt ihrer Vorväter ausbüchsen. Die Führer erklären, Österreich sei jetzt ein freies, demokratisches Land, wobei sich vor allem die Wiener ihrer diversen Vorfahren gerne erinnerten und auch sonst international seien, was schon die Ansiedlung einiger UNO-Abteilungen beweise. Ähnliches sagt auch der Bundeskanzler, Vranitzky heißt er, und der Bundespräsident, auch er ursprünglich mit tschechischem Namen geschlagen, dessen -czik er durch -heim germanisierte. Derlei, wissen die Österreicher, war vor allem Ende der Dreißiger Mode, weshalb man unter Brüdern häufig auf einen Sedlinger und einen Sedlaczek oder einen Czerny und einen Schwarz trifft. Das aber war, nicht wahr, und jetzt ist doch alles anders. Schön, ehemalige Landsleute, daß ihr hier seid, und der Rundfunk spielt mindestens einmal täglich den letzten Satz von Beethovens Neunter, wegen: Alle Völker werden Brüder.
Natürlich gehört zu jedem Freudenbecher ein bitterer Tropfen, und der sind die Polen, die schon seit einiger Zeit in die Residenzstadt des Herzogs von Auschwitz geströmt kommen und auch Wien einen Polenmarkt beschert haben. Aber Polen ist ja weit weg, und man wird sich auch die Polen wieder vom Hals halten können. Die Produkte von dort sind doch nur halb so interessant wie die der Ungarn, die ihre Transaktionen vorwiegend in Mariahilf abwickeln, weshalb der Stadtteil gelegentlich Magyarhilf genannt wird. Der Kanzler bastelt an seiner Weihnachtsbotschaft, die diesmal besonders schön werden soll und von »der Öffnung des alten Lebensraumes« handelt. Krakau und Galizien läßt er bei der Nennung der vielen Provinzen lieber aus, auch das alte Siebenbürgen. Ceauşescu lebt ja noch, doch davon abgesehen »hatten wir noch nie soviel Grund, optimistisch in die gemeinsame Zukunft Mitteleuropas zu blicken«.

Auch die späte Januarsonne über Prag verleitet zu Optimismus, gedüngt mit süßem Becherovka, und der ehemalige Dramatiker und nunmehrige Präsident verstrahlt ihn über die versammelten »Freunde aus dunklen Zeiten«. Allesamt ehrenwerte Leute, Romantiker auch, und die meisten trafen

sich in den letzten Jahren immer häufiger bei Kongressen über Mitteleuropa, worunter sie den Osten des Kalten Krieges verstanden. Noch können sie allesamt nicht fassen, was seither alles geschah, auch der Präsident nicht, aber man blickt gemeinsam und geschichtsbewußt nach vorn. War nicht immer schon Prag das goldene Herz Mitteleuropas? Nun ja, wendet ein aus der BRD angereister Österreicher ein, doch wohl nur vom luxemburgischen Karl bis zum Dreißigjährigen Krieg, und auch da gab's schon nationalistisches Geknirsche. Vielleicht muß man sich bei der Suche nach der guten alten Zeit auf die späte Maria Theresia und den guten Kaiser Joseph beschränken, und an die tschechoslowakische Republik Masaryks will gerade jetzt niemand denken. »Im alten ungarischen System hatte die Slowakei größere Freiheiten«, meint ein Herr aus Preßburg, und obwohl das die meisten lieber anders sähen, widerspricht niemand, denn im Zeichen der neuen Freiheit sind derzeit auch die slowakischen Klerikalfaschisten dabei, sich selbstbewußt ihrer Unterdrückungsgeschichte zu erinnern. Nein, die letzten zwei Jahrhunderte haben nur Wunden geschlagen. Darauf kann man sich einigen.

»Wir können sie nur als Persönlichkeiten überwinden und als Persönlichkeiten Keimzellen des neuen Mitteleuropa werden«, sagt der Dramatiker und schaut nicht zufällig auf den sympathischen Herrn Schwarzenberg. Der kommt aus uraltem böhmischen Adel und mußte seinen Namen nicht eindeutschen, denn dies besorgte ein ferner Vorfahr, der seinen Hauptwohnsitz nach Wien verlegte. Dank des hotelgeeigneten Wiener Palais konnte der Nachfahr die Miseren des sozialistischen Realismus komfortabel überleben, auch auf neuerliche Ansprüche auf den alten Besitzstand verzichten, und dazwischen liegt viel Geschichte. Ein Ahne erwarb sich die Liebe der Wiener und den Haß der Böhmen, weil er für den Kaiser und König die böhmischen Landstände zur Raison prügelte, dessen Enkel die umgekehrte Gunstverteilung, weil er 1848 Wiens Demokraten niederkartätschte. Nun ja, auch die Kneipe Bonaparte auf halbem Weg zur Burg ist nur deshalb so beliebt, weil's der Korse den Österreichern gezeigt hatte. Nun ist Herr Schwarzenberg, der österreichischen Republik wegen ohne Titel, für die Träume des Dramatikers zuständig. Auf metadiplomatischen Wegen soll er den alten Großraum in neuem Geiste wiederfinden helfen.

»Wir müssen vorsichtig das Positive aus unserer Geschichte heben«, sagt er leise und scheint daran zu glauben.

Die alte Dame lehnt sich zurück und genießt die Frühlingstriebe auf den Bäumen der Praterstraße. Sie hat noch in Krone und Heller rechnen gelernt und weiß plötzlich wieder, warum manche Wiener Straßen seit alter Zeit so

überdimensionierte Gehwege haben. Am Vorgarten des Cafés schieben sich in zwanzig Metern Breite die Massen aus Prag, Brünn und Preßburg vorbei, Richtung Innenstadt. Sie sind bunter geworden und die Plastiktüten, mit denen sie am Abend zum Bahnhof Praterstern zurückströmen, voluminöser.

»Seltsam, aber die Geschäftsleute mögen den Betrieb gar nicht mehr. Manche sperren schon zu, wenn die Tschechen kommen, und dann lassen sie höchstens fünf auf einmal hinein. Angeblich wird zuviel gestohlen. Und es sei überhaupt nicht das Geschäft, das sie sich vorgestellt hätten. Was da kommt, ist überwiegend kein Publikum.«

Die Dame erinnert sich der feinen Damen der Brünner Gesellschaft. »Die waren so vornehm, daß sie den Kuchen nicht aßen, sondern nur zerbröselten.« Sie fuhren nach Wien zum Einkaufen und nach Prag ins Café, was ihnen die Prager Geschäftsleute übler nahmen als die Wiener Cafetiers, doch das ist ja schon so lange her. »Achtunddreißig war das endgültig vorbei«, und die alte Dame glaubt nicht, daß sich die abgebrochenen Brükken je wieder flicken lassen. »Österreich ist zu lange ein Kleinstaat mit Minderwertigkeitskomplexen gewesen, und wenn es sich nun als weltoffen gibt, ist das ja nur der dazugehörige Größenwahn. Österreich ist ein deutschnationales, ach was, ein deutschnationalistisches Neuroticum, das sieht man schon am Umgang mit den Minderheiten in Kärnten und im Burgenland. Kein dahergelaufener Böhm' will sich in deutschösterreichischem Rassismus übertreffen lassen. Das wird nicht gutgehen. Gottseidank bin ich alt. Vielleicht erlebe ich deshalb nicht mehr, wenn der ganze Nationalitätenstreit wieder losgeht.«

Franz, Arzt und so alt wie das Jahrhundert, hängt ähnlichen Gedanken nach. Er ist Österreicher und alter Internationalist, was eine schöne Portion Patriotismus nicht ausschließt, zumal Franz seit seiner Jugend auch Kommunist ist. Während des Austrofaschismus saß er mit Nazis im selben österreichischen KZ und inspirierte sie, die in Sachen Verfolgtwerden weniger Erfahrung hatten, zu Widerstandsaktionen und Hungerstreiks, flüchtete dann kurz vor dem Anschluß in die Sowjetunion, wo er stets mit einem Bein im Gulag stand, und als Stalin die Westalliierten in Jalta darauf festlegte, daß Österreich wiederherzustellen sei, sofern es Formen von Widerstand gegen Hitler präsentieren könne, organisierte Franz auch diesen. Im neuen Österreich reformierte er dann das Gesundheitswesen, und als man die verhaßten »Kummerln« endlich los war, wurde er ein vaterlandsloser Gesell.

Nein, Franz nimmt nicht übel, aber Franz hat ein gutes Gedächtnis. Die Österreicher stellten in jener Zeit, an die sich hier niemand gerne erinnert,

6,5 Prozent der Reichsbevölkerung und über 80 der KZ-Kommandanten. Heydrich, Kaltenbrunner und Eichmann machten sich an höchster Stelle verdient, Seyss-Inquart, Rauter und Fischböck in den Niederlanden, Stangl in Treblinka, Fritsch in Flossenbürg, Gerbing in Prag, Girzick und Goecke in Mauthausen, Martin, Hrosinek, Maurer und Mildenstein in Auschwitz, Roerich in Lemberg, Murer in Wilna, Wächter in Galizien, Sammern-Frankenegg im Ghetto Warschau, Roschmann in dem von Riga, Seidl und Burger in Theresienstadt und Höfle, Novak, Rajakowitsch und viele bis hin zu Globocnik bei der »Aktion Reinhardt«. Nur wenige hatten Unannehmlichkeiten, denn nach dem *furor Austriacus* war Österreich ein befreites Land und Hitlers erstes Opfer. Hinterblieben waren 35 Prozent registrierte PGs, und die Volksparteien bemühten sich, aus diesem Potential demokratische Legitimation zu saugen. Die paar Hartgesottenen, die sie nicht erreichten, taten sich zur »Vereinigung der Unabhängigen«, VdU, zusammen und versuchten später, als FPÖ das Zünglein an der Waage zu spielen. So kam es, daß der Jude Kreisky eine Weile mit einem Obersturmbannführer a. D. als Koalitionspartner leben mußte.
»Österreichs jüngere Geschichte ist zu stark, als daß sich an ältere Traditionen anknüpfen ließe«, meint der alte Herr. »Die einzigen, die von der neuen Offenheit profitieren werden, sind die alten und jungen Nazis.«
Die hatten die letzten Jahre ohnedies kräftig zugelegt, angefeuert von der Stammtischmüdigkeit an den großen Parteien und ihren immerwährenden Skandalen, und nun setzte ihr Haider auf die Angst vor »Überfremdung« und »Unterwanderung«.
Die Kommunisten legten in einer Art lieblichem Trotz Stalins Schrift *Zur Nationalitätenfrage* in das Schaufenster ihres Buchladens. Sie entstand im Wiener Exil und enthält die These, da der Marxismus keinen Nationalismus, aber ökonomische Grundlagen kenne, sei die k. u. k. Monarchie im fortschrittlichen Sinne als eine Nation anzusehen. Dergleichen träumen nun auch die im Osten an die Macht gekommenen Antikommunisten, aber Österreicher sehen das nicht gerne, wegen Kommunismus und überhaupt.

Das Motto der diesjährigen Festwochen hieß »Offene Grenzen«, und das Eröffnungsfest wurde von Friedrich Gulda gestaltet, der musikalische Glanzlichter aus dem gesamten Osten anreisen ließ, Russen inclusive. Eine kunterbunte, wunderbare Mischung aus Klassik, Schnulze, Folklore und Jazz, die einfach begeistern mußte. Alle, die's erleben durften, waren sich einig: Auf so hohem Niveau hatte sich Wien noch nie gefeiert.
Derweil brütete Vranz, wie seine Fans Franz Vranitzky nennen, auf einem anderen. Spät in der Nacht, Gulda jazzte sich bereits durch die Zugaben,

verließ er sein Amt auf dem vom Fest gut beschallten Ballhausplatz und sah mit seinem Aktenköfferchen aus wie ein unglücklicher Buchhalter. Ohne die in Österreich ohnedies obsoleten, weil bekannt ineffektiven Leibwächter bummelte er zum Kohlmarkt, auf dem Karl Kraus einige der bösesten Dialoge seiner *Letzten Tage der Menschheit* angesiedelt hatte, vorbei am Demel, dessen Udo Proksch seiner Partei den wohl hinreißendsten Skandal beschert hatte, und zum Graben, dem Herz der Stadt mit seiner berühmten Pestsäule. Ein Passant rief ihm nach: »Geh doch zu deine Tschuschen!«, doch weiter wurde er nicht belästigt.

Geschmackvollerweise zum Fest hatte sein Koalitionspartner entdeckt, daß man den österreichischen Spezialrassismus keinesfalls den Nazis allein überlassen dürfe, wo doch im Oktober Wahlen anstünden. Mit dem Kampfruf »Tschuschen« brachen die Christen tief in die Stammwählerschaft der SPÖ ein. Ursprünglich galt diese schöne Diskrimination nur Jugoslawen, doch nun galt sie auch für Tschechen, Slowaken, Ungarn und ganz besonders für Polen und Rumänen, deren viele nun mit Autos ankamen und um Asyl baten. Das sei doch völlig klar, wer da nun sich politisch verfolgt fühle, zeterten FPÖ und ÖVP unisono, und das Volk samt Gewerkschaften war derselben Meinung.

Aber nicht nur Koalitionspartner und Opposition saßen Vranz im Nacken, sondern mehr noch die *Kronen-Zeitung*, das nach Kopf und Verbreitung weltweit meistgelesene Blatt, für österreichische Verhältnisse natürlich. Gegründet in der kältesten Zeit des Kalten Kriegs mit Hilfe dubioser Gewerkschaftsgelder, hatte sich das Blättchen mit den vielen, vielen Kolumnen in den letzten Jahren wüst rechts entwickelt, doch da drei von vier österreichischen Wählern aus diesem Kleinformat ihre Meinung saugen, ist eine Opposition gegen diese Dummheit selbstmörderisch. Ausgerechnet der meistgelesene Spaltenfüller, Nimmerrichter alias Staberl, hatte »die Ausländer« als Quelle allen Übels von Diebstahl bis zu Aids ausgemacht, und ausgerechnet in der Nacht des Festes offener Grenzen hatten die Demoskopen Vranz die seinen gezeigt.

»Der Kreisky hätte mit sowas leben können. Der war kein Demokrat, sondern souverän. Der hätte sich über sowas einfach hinweggesetzt, und die Leute wären ihm schon gefolgt, über kurz oder lang. Die spürten einfach die starke Hand. Aber jetzt...«

Das kleine Österreich, dem Kreisky ein weit über die Realität hinauswucherndes Selbstbewußtsein aufstülpte, das von diversen Katzenjammern danach unangekratzt blieb, bezieht sein politisches Vokabular gerne aus dem Altreich. Also muß nun auch Vranz mit der Eisenbahn spielen, neue Weichen stellen, Fahrpläne wälzen und Züge abfahren lassen. Nein, da soll

niemand Bahnhof verstehen – daß der Zug Richtung EG geht, weiß ohnedies jeder. Die ÖVP hat einen schnellen Beitritt gefordert, »um endlich gleichberechtigt in Straßburg und Brüssel mitreden zu können«, und »ohne Rücksicht auf Verluste«, da sie fest mit dem Masochismus ihrer bäuerlichen Klientel rechnet. Vranz, der sich auf die Traditionsdummheit seiner Wähler nicht mehr so sehr verlassen kann, hätte den Zug »lieber erst durch den Donauraum fahren lassen, mit leichten Ankoppelungen der CSFR, Ungarns und vielleicht der Kroatischen Republik, und dann hätten wir mehr Gewicht für die EG gehabt«. Daraus wird wohl nichts mehr, und das wird er in ein paar Tagen auch den netten Herren aus Prag und Budapest sagen müssen, die für den Herbst von einer Konferenz der Donauländer geträumt hatten. »Das wäre ja schön gewesen, aber die Stimmung hier ist anders. Da kann man nix machen – gewählt werden muß ich hier.«

Der Septemberhimmel strahlt mild über Wien, doch die Stadt scheint mit Blei ausgegossen. In zwei Wochen wählt Österreich, aber niemand hat Lust. Der neue Volksheld heißt Waldheim, seit er in einer Blitzaktion in Bagdad antichambrierte und dafür ein Flugzeug voller Österreicher mitnehmen durfte. Aber selbst die ÖVP-Führung möchte damit nicht triumphieren, aus Angst, sie müsse den Peinlichen dann wieder als Präsidentschaftskandidaten aufstellen. Vranz möchte das Land »zu neuer politischer Qualität« führen – auf den meisten Plakaten geht es um Qualität –, und die ÖVP verheißt den Aufschwung. »Und nicht einmal den Davis-Cup haben wir gewonnen«, klagt ein Taxifahrer. Auf den schorfigen Asphalt des Naschmarkts hat jemand alle zehn Meter weit »Tschuschen raus!« geschmiert. Tagsüber wird das schnell weggetrampelt und dann fast jede Nacht erneuert. Dabei ist der Gästestrom aus dem Osten dünn geworden.
Polen dürfen seit einer Weile ohnedies nur noch mit Visum nach Österreich, und für die Tschechen überlegt das Innenministerium bereits ähnliches. »Seit wir durch die neuen Visa die Rumänen losgeworden sind, wissen wir, wie wir weitermachen müssen«, sagt ein Beamter des Außenministeriums. »Wenn die aufmachen, müssen wir eben zudrehen. Und diese ganzen sogenannten Asylanten müssen wir jetzt auch schnell loswerden.«
Der originelle Satz des Monats wurde zuerst von Herrn Kukacka (sprich: Kukatschka) ausgesprochen, dem Zentralsekretär der ÖVP, tags darauf wortgleich von Herrn Cap (sprich: Tschap), seinem Amtskollegen von der SPÖ. Natürlich hieß er: »Das Boot ist voll.« Er wurde gebührend gewürdigt, und nun werben die Grünen mit »Das Brot ist voll« für Solidarität mit den Armen, Österreichs Casinos mit »Der Pot ist voll« für sich selbst, und die FPÖ hat entdeckt, daß auch das Maß voll sei.

Der freundliche Herr Schwarzenberg ist nun offizieller Berater des Dramatikers in Prag, wo man immer noch den Träumen vom Frühling nachhängt, doch in Wien bekommt er keinen Termin. Ähnlich ging's letzte Woche einer hochkarätigen Regierungsdelegation aus Budapest.
Bruno hält sich für einen aufrechten Sozialdemokraten, und zu den österreichischen Wundern gehört, daß die meisten Medien diese Selbsteinschätzung teilen. »Es ist natürlich völlig idiotisch, was hier läuft, aber es geht eben nicht anders. Sicher wäre es vernünftiger gewesen, eine Donauföderation zu bilden und die dann in die EG einzufahren. Aber das ist mit den Österreichern nicht zu machen.«
Ernst, ebenfalls Sozialdemokrat und angeblich auch links, klärt auf: »Schau, wir sind doch nach der Statistik das zehntreichste Land der Welt.« Nach welcher, ist ihm entfallen. »Aber deshalb können wir uns auf keinen Fall leisten, mit solchen Armenhäuslern irgendwie zusammenzugehen. Wir müssen uns abschotten, sonst haben wir die alle am Hals, und dann geht's auch mit uns bergab. Die würden uns doch einfach in ihren Strudel ziehen.«
Die Stadt Wien hat eine Kampagne gegen Fremdenfeindlichkeit gestartet. »Was täten wir ohne den Zilk?« steht auf einem Plakat, und Bürgermeister Zilk ist stolz darauf, diese Idee gehabt zu haben. Gemeint ist aber diesmal ein Kioskbesitzer slawischer Abstammung, und die Botschaft soll sein, daß Wien ein Herz habe.
»Schon Karl Kraus hat gemeint, die Wiener würden aus ihrem Herzen jederzeit und mit Begeisterung eine Mördergrube machen«, sagt die alte Dame im Café und genießt die sanfte Sonne. »Zwei Drittel aller Wiener haben böhmische oder slowakische Vorfahren. Die kamen oft barfuß hierher, und wenn sie's zu Zimmer-Kuchl-Kabinett gebracht hatten, schimpften sie auf die Böhmen. Der Lueger hat ihnen die Juden zum Beißen angeboten, und dafür haben sie ihn gewählt oder gleich die Deutschnationalen. Die Nazis mit den böhmischen und tschuschischen Namen waren die hundertfünfzigprozentigen, und schau dir an, wie die heißen, die jetzt einen österreichischen Rassismus predigen. Ich bin froh, daß ich so alt bin. So werden sie mir bald erspart bleiben, diese nicht einmal Kleinbürger, mit denen nicht einmal Kleinstaat zu machen ist. Vergeßt sie doch einfach, wenn ihr an Europa denkt, und laßt an ihrer Stelle ein Loch.«

# Ivo Banac
# Die Nationalitätenfalle

> »Die Geschichte hat gezeigt, daß der Föderalismus in Amerika oder der Schweiz nur eine vorübergehende Selbständigkeit der Staaten oder Kantone vor ihrer vollständigen Vereinigung war. Der Föderalismus erwies sich als sehr zweckdienliche Übergangsstufe zwischen der Unabhängigkeit und dem imperialistischen Unitarismus, aber er veraltete und wurde verworfen, sobald die Bedingungen für die Vereinigung der Staaten oder Kantone zu einem einzigen integralen Staat herangereift waren ... Wie in Amerika und der Schweiz, schloß Genosse *Stalin*, ist der Föderalismus in Rußland dazu bestimmt, als Instrument des Übergangs zu dienen – des Übergangs zum *sozialistischen* Unitarismus der Zukunft.« *Prawda*, 4. April 1918

Für die modernen Verfechter nationaler Homogenisierung – ob sie nun im Dienste des Kapitals oder der sozialen Revolution standen – war Osteuropa immer eine herausfordernde Mischung von locker zueinander gruppierten, gegen Verschmelzung und Assimilation jedoch resistenten Ländern und Völkern. Das Ableben des leninistischen Unternehmens hat deutlich werden lassen, in welchem Ausmaß Osteuropa eine Region kultureller und nationaler Vielfalt bleibt. Alles, was das Gebiet betrifft, ist weiterhin umstritten, selbst der Name. Ist es Ost-Zentraleuropa, wie es die genauen Gelehrten gern hätten? Oder könnte es statt dessen Teil eines größeren Mitteleuropas sein, das die beiden Deutschlands und Österreich, nicht jedoch die vorherrschend griechisch-orthodoxen Länder umfassen soll? Ist es schlicht das östliche Europa, ein Gebiet, das gelegentlich den westlichen Rand der Sowjetunion, vielleicht sogar das ganze europäische Rußland mit umfaßt? Oder ist *Osteuropa* lediglich ein Synonym für sowjetische Satelliten, eine Kategorie, in die Jugoslawien und Albanien trotz ihrer dem sowjetischen Sozialismus ähnlichen Systeme nicht passen?

Die Sache wird nicht klarer, wenn wir uns jedes der alten Länder der Region einzeln vornehmen. Ist Polen mit Schlesien vollständiger als mit seinen verlorenen östlichen Territorien? Ist, was Böhmen und Mähren auszeichnet, das tschechische Element? Wie ungarisch ist das Ungarn in den Grenzen von Trianon (1920)? Was bedeutet Serbien als Gebiet – die raszisch-makedonischen Länder von Stephan Urosch II Milutin (Reg. 1282-1321) oder die Donauländereien Stephan Lazarevics (Reg. 1402-1427)? Was sind die Auswirkungen der bessarabischen Moldau-Erbschaft? Wo liegen die Grenzen des italienischen Territoriums? Beginnt die jugoslawische Geschichte 1918, oder stellt 1918 ihren Höhepunkt dar? Die Fragen stellen

sich immer historisch und territorial, ihre Bedeutung aber erhalten sie durch die schwierigen Beziehungen zwischen Volksgruppen, zwischen Slawen und Nicht-Slawen, Magyaren und Rumänen und, nicht weniger, zwischen den verschiedenen slawischen Nationalitäten, zwischen Polen und Russen, Tschechen und Slowaken, Serben und Kroaten, Serben und Bulgaren.
Alle diese Fragen zusammen betreffen Angelegenheiten der Nationalität. Im Kontext des Marxismus-Leninismus, der Ideologie, die 1945 zum politischen Hauptfaktor in Osteuropa wurde, wirken sie merkwürdig deplaziert, sie sind jedoch den Verhältnissen in der Region angemessen. Sie passen in ein schlecht definiertes, umstrittenes Gebiet, wo bis 1912-1918 verschiedene Großreiche ihre Macht ausübten und so den Prozeß der nationalen Unabhängigkeit und Staatenbildung verzögerten. Sie entsprechen nationalistischen Ideologien und Auseinandersetzungen über Fragen nationaler Identität, die die politischen und kulturellen Interessen der osteuropäischen Völker beherrschten, lange nachdem sich für Westeuropa derartige Probleme erledigt hatten. Sie sind Ausdruck des andauernden Streites um die Homogenisierung oder Vielfalt der Völker, um Assimilation oder Pluralismus. Sie sind die Summe des Nationalitätenproblems.
Seit dem Mittelalter ist die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der osteuropäischen Länder, genauer gesagt, der Länder der ungaro-kroatischen und polnischen Kronen, hinter der Westeuropas zurückgeblieben. Die bäuerliche, unstädtische Weite des Ostens, die, wie der renaissancezeitliche Lateiner Janus Pannonius bemerkte, »viele Dörfer, aber nicht eine einzige Stadt hervorbrachte« *(pagos complures, oppida nulla gerit)*, eignete sich zum konzentrierten Getreideanbau für den Export. Dieses lukrative Geschäft brachte die verspätete Erscheinung einer »zweiten Leibeigenschaft« mit sich, die im 17. Jahrhundert, als sich für die Bauern im Westen die Fesseln der Leibeigenschaft bereits lockerten, ihren Höhepunkt erreichte. Die Getreideexportwirtschaft, die zunehmend in gesellschaftliche und politische Bereiche hineinwirkte, verzögerte den Urbanisierungsprozeß, die Produktionszunahme und die Entstehung einer Mittelschicht. Statt dessen bestärkte sie das ständische Selbstbewußtsein des Adels, vor allem unter den hochadeligen Magnaten, genau zu einem Zeitpunkt, als für die (gewöhnlich fremden) königlichen Regierungen der Absolutismus geltender Maßstab wurde.
Das Tauziehen zwischen dem absolutistischen Staat und seinen adeligen Gegnern fand in den Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts neuen Ausdruck. Diese Bewegungen wurden nicht nur häufig vom Adel ausgelöst und geführt, sie trugen eine demokratisierte Ausgabe des Standesbewußtseins der Oberschicht auch in verschiedener anderer Hinsicht weiter. Zunächst

stellten sie eine Interessenkoalition dar, in der die gesellschaftliche Harmonie als maßgeblich für das Überleben der Nation galt. Zweitens bewahrten sie die politische Kultur des Adels innerhalb einer neuen Elite, der spezifisch osteuropäischen Intelligenzija, die zunehmend als moderne Einkleidung des rechtmäßigen politischen Führungsanspruchs des Adels angesehen wurde. Drittens hatten diese Nationalbewegungen selten mehr im Sinn, als für einen eigenständigen Staat zu kämpfen. Soziale Reformen, auch die, die der überwältigenden Bauernmehrheit hätten nutzen können, wurden folglich zurückgedrängt. Viertens verwandelte sich der Klassengeist in einen nationalen Kollektivismus, der seinerseits häufig ungewollt die demokratischen Ziele der Nationalbewegungen unterminierte. In den dramatischsten historischen Krisen des 19. und 20. Jahrhunderts lief das auf eine Wahl zwischen einer Allianz mit gleichberechtigten Nachbarn und der Vorherrschaft über Vasallen (gewöhnlich in Partnerschaft mit einer äußeren Macht) hinaus. Von Franz v. Deák und Graf Julius Andrássy 1866 bis zu den Gestaltern des »unabhängigen« Osteuropa 1918 entschieden sich die meisten osteuropäischen Führer für die letztere Möglichkeit. Diese Option überwog im gesamten politischen Spektrum, nicht weniger unter Béla Kuns Kommunarden 1918 als bei der nationalistischen Rechten.

Auf der orthodoxen Balkanhalbinsel, wo die Ottomanen die christliche Elite der Grundbesitzer vernichtet hatten, wurde die einheimische Führerschaft ausschließlich von der orthodoxen Kirche gestellt. Orthodoxe Prälaten ersetzten den Adel nicht nur, sondern übernahmen auch seine Aufgaben hinsichtlich der Nationalkultur und der Bewahrung der Geschichte. Die antitürkischen Aufstände im 19. Jahrhundert (in Serbien, Griechenland und Bulgarien) waren folglich von vornherein konfessionell und national, was sich in einem bleibenden Mißtrauen gegenüber religiöser und nationaler Vielfalt niederschlug. Sie waren auch sozial orientiert und führten eine kleinbäuerliche Wirtschaft herbei, die Klassenunterschiede nivellierte. Es verwundert wenig, daß das goldene Zeitalter nationaler Eigenstaatlichkeit auf dem Balkan (vom Berliner Kongreß bis zum Ersten Weltkrieg) auch eine Periode extremer nationaler Spannungen war, eine Zeit, in der versucht wurde, die Geschichte nicht nur auf dem Papier, sondern auch durch Staatspolitik zu korrigieren. Vertreibung und Exodus ganzer Bevölkerungsgruppen, die 1912/13 in den Balkankriegen kulminierten, waren der traurige Abgesang zur Aufhebung des türkischen Jochs.

Hatte das Ende der Macht der Ottomanen keine Lösung der Nationalitätenspannungen auf der Balkanhalbinsel gebracht, so bewirkte die nationale Frage in der Zwischenkriegszeit in ganz Osteuropa die Umkehrung früherer Rollen. Die dominanten Magyaren wurden unter verschiedene »Folge-

staaten« aufgeteilt, in denen es ihnen nicht besser erging als den Slowaken und Rumänen in Kálmán Tiszas dualistischem Großungarn (1875-90). Vorherrschend im wiederbelebten Polen und in der auf dem Reißbrett entstandenen Tschechoslowakei waren die früher untergeordneten Polen bzw. Tschechen. In Jugoslawien, dessen enorme Nationalitätenprobleme sinnbildlich für die gesamte Region wurden, übten die Serben die Hegemonie aus. Hitlers Neue Ordnung machte einige der Umkehrungen rückgängig und »beglückte« damit die Slowaken, Ungarn, Kroaten, Bulgaren und Albaner. Wie bei den russischen Matrioschka-Puppen gab es immer ein nächst-kleineres Puppenkind in der Reihe. Für die Kommunisten ging es nicht darum, den Sinn miteinander wetteifernder Nationalideologien nachzuvollziehen, sondern den Teufelskreis von Völkerunterdrückung und Revanchismus zu durchbrechen.

Das, so dachten die Kommunisten, taten sie 1945. Die Schrecknisse der Kriegszeit, in der der Chauvinismus seine besonders häßliche faschistische Fratze zeigte, brachten sie an die Macht. Tatsächlich haben sowohl der Völkermord unter der deutschen Herrschaft, der im Naziplan zur Ausrottung der Juden die deutlichste Gestalt annahm, als auch die Bevölkerungsverluste, die direkt auf den Krieg zurückzuführen sind, sowie die Zwangsumsiedlungen nach dem Krieg und das Ausmaß der politischen Emigration das Gesicht Osteuropas verändert. Polen, das buchstäblich westwärts verlagert wurde, verlor im Laufe des Krieges etwa 4,5 bis 6 Millionen Menschen, ungefähr die Hälfte von ihnen Juden. Hinzu kommen etwa zwei Millionen Menschen, die zwischen Polen und der UdSSR wechselseitig repatriiert wurden. Zirka 2,3 Millionen Deutsche wurden nach dem Krieg aus Polen ausgewiesen. Die Bevölkerung des gegenwärtigen polnischen Gebietes nahm zwischen 1939 und 1950 um sieben Millionen bzw. zwölf Prozent ab.[1] Zählt man den Verlust der Karpaten-Ukraine (die 1945 von der Sowjetunion annektiert wurde) mit einer Bevölkerung von 800 000 nicht, verlor die Tschechoslowakei 250 000 Menschen, von denen 138 000 Juden waren. Zusätzlich wurden nach dem Krieg etwa drei Millionen Deutsche und Ungarn aus der Tschechoslowakei vertrieben.[2] Ungeachtet der Veränderung des ungarischen Territoriums von 1939 bis 1945 wird der unmittelbare ungarische Kriegsverlust auf 420 000 Menschen geschätzt, fast die Hälfte davon Juden.[3] Überdies verließen etwa 250 000 Deutsche nach dem Krieg das Land, während 228 000 Ungarn aus der Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien repatriiert wurden.

Die demographische Auswirkung des Krieges ist für die Balkanländer sehr schwer zu schätzen. Die Bevölkerung des gegenwärtigen Gebiets von Rumänien betrug im Dezember 1939 14,281 Millionen und 15,873 Millionen

im Januar 1948. Nach manchen Schätzungen hatte Rumänien Mitte 1943 mehr als 300 000 Menschen verloren.[4] Etwa 400 000 rumänische Juden kamen während des Krieges um, und etwa 175 000 Deutsche starben oder verließen das rumänische Gebiet.[5] Bulgarien scheint die geringsten Verluste erlitten zu haben, wahrscheinlich nicht wesentlich mehr als etwa 30 000 Kriegstote. Eine große Zahl bulgarischer Türken wurde nach dem Krieg in die Türkei ausgewiesen.[6] Die Schätzungen der albanischen Verluste sind äußerst unzuverlässig und reichen von 9000 bis 30 000 Opfern.[7] Am umstrittensten aber ist die statistische Erfassung der Kriegsverluste im Falle Jugoslawiens. Die offizielle Zahl von 1,7 Millionen wird mehr und mehr in Frage gestellt. Jüngeren statistischen Analysen zufolge verlor Jugoslawien 1,014 Millionen Menschen (bzw. 5,9 Prozent seiner Bevölkerung). Die Serben verloren 487 000 (6,9 Prozent), die Kroaten 207 000 (5,4 Prozent), die bosnischen Moslems 86 000 (6,8 Prozent) und die Juden 60 000 (77,9 Prozent) ihrer Volksangehörigen.[8] Die meisten dieser Verluste gehen auf die mörderischen Konflikte unter den Südslawen zurück, zu denen weitverbreitete Massaker und einzelne, national begründete Terroraktionen gehörten. Unter diesen Umständen war es für die Kommunisten in Jugoslawien und anderen Ländern einfach, den »bürgerlichen Nationalismus« als eines der Hauptübel der osteuropäischen Geschichte anzuprangern. Ihre Neigung aber, der Homogenisierung ihrer osteuropäischen Satellitenstaaten durch Ausschluß und Manipulation von Volksgruppen voranzuhelfen, könnte ebensogut aus der alten nationalistischen Waffenkammer stammen.

Die Kommunisten kamen auch im Gefolge des sowjetischen Sieges und (außer in Jugoslawien und Albanien) der militärischen Besatzung an die Macht. Die internationalistische Politik der Sowjetunion war am Konto des sowjetischen Imperialismus zu messen. Von 1939 bis 1945 erwarben die UdSSR nicht nur die baltischen Republiken und beträchtliche Teile Ostpolens, sondern auch Rumäniens Nord-Bukowina und Bessarabien, die tschechoslowakische Karpaten-Ukraine, ansehnliche Flügel längs der finnischen Grenze und den nördlichen Teil des ehemals deutschen Ostpreußen, also etwa 461 000 qkm oder ein bißchen mehr als die beiden Deutschlands und Österreich zusammen. Zusätzlich betrieben die Sowjets in den osteuropäischen Ländern wirtschaftlichen und kulturellen Imperialismus. Fortschrittliche Sozialreformer, die die Sowjetunion als ein Land betrachteten, das die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme, die Osteuropa in der Zwischenkriegszeit bedrängten, gelöst hatte, mußten bald entdecken, daß die Ressourcen ihrer Länder von den Sowjets ebenso abgezogen wurden wie von den Nazis oder den früheren westlichen Kapitalisten. Sie bemerk-

ten auch, daß der Ehrenplatz, den Stalin in der Sowjetunion den Russen als *naibolee vydajuščajasja nacija* (der hervorragendsten Nation) und *rukovodjaščij narod* (dem führenden Volk) vorbehielt, ihnen ebenso innerhalb des jungen Sowjetblocks zustand. Darüber hinaus begünstigten die Sowjets nicht nur die Verehrung alles Russischen, sie ermunterten auch zur Reproduktion ihrer eigenen Nationalitätenhierarchien in den Blockstaaten. Kurz nach dem Krieg, berichtete Milovan Djilas, reizte Stalins Botschafter in Jugoslawien »die serbischen Funktionäre wie zum Spaß damit, daß sie die ›Führungsrolle‹ des serbischen Volkes vernachlässigten«.[9]

Einer der Grundwidersprüche des Sowjetsystems in Osteuropa war, daß Moskau seinen ideologischen Angriff nicht mit voller Wucht führen konnte. Der Kampf gegen den »bürgerlichen Nationalismus« konnte sich nur gegen die Gegner der Russifizierung richten, nicht gegen ihre Anhänger. Es ist daher wenig erstaunlich, daß der Widerstand sowohl bei der Elite als auch an der Basis in Osteuropa für lange Zeit im wesentlichen national war. Der Unterschied bestand darin, daß Elemente des »nationalen Kommunismus« (nationale, jedoch nicht gegen das System gerichtete Opposition) häufiger im Widerstand der Elite zu finden waren. Jugoslawien bereitete 1948 den Weg, gefolgt von Polen und Ungarn 1956, Albanien und Rumänien in den sechziger Jahren und der Tschechoslowakei 1968. In ganz Osteuropa, nicht nur in den Ländern, die sich gegen die Sowjetunion stellten oder mit ihr brachen, waren sich die Eliten des Legitimationspotentials sorgfältig ausgearbeiteter nationaler Programme sehr bewußt. Diese Programme waren nicht immer als Herausforderung an Moskau gemeint; ein »nationaleres« Regime konnte ein leistungsfähigerer Verbündeter sein. Meistens jedoch sollten sie die Demokratisierung ersetzen oder vorwegnehmen. Sie waren Beispiele eines vielleicht bürokratisch zu nennenden Nationalismus.

Die Krise des osteuropäischen Sozialismus, die seit Mitte der fünfziger Jahre offenkundig war, half also der nationalen Erneuerung in zweierlei Hinsicht. Vom Zeitpunkt der Eingliederung in den Sowjetblock an war die Wiederherstellung der nationalen Eigenständigkeit für die Volksopposition vor allem außerhalb, aber auch innerhalb der regierenden Parteien Bestandteil ihres unabdingbaren – wenngleich nicht immer offen formulierten – Programms. Derartige defensiv-nationale Programme richteten sich stets gegen die sowjetische Oberhoheit, jedoch auch gegen verschiedene lokale Zielgruppen. In der Tschechoslowakei richteten sie sich gegen die überragende Stellung der Tschechen, in Jugoslawien gegen die dominante Position der Serben und bei den Minoritäten in allen Ländern gegen die Privilegien der Volksgruppen, die die Majorität bildeten. Perioden der Demokratisie-

rung waren immer von nationalen Unruhen und Bewegungen an der Basis begleitet, die gewöhnlich jedoch die Veranlagung in sich trugen, die vorsozialistischen Nationalideologien in allen Grundzügen und mit allen dazugehörigen Merkmalen wiederaufleben zu lassen – einschließlich eines ausschließlichen, lupenreinen Nationalismus. Im Gegensatz dazu tendierten die Nationalprogramme der Eliten mehr zum »bürokratischen Nationalismus«. Je tiefer allerdings die offizielle Ideologie in die Krise geriet, desto mehr nahm auch der bürokratische Nationalismus Züge der alten Nationalideologie an. Die nationale Frage der Vorkriegszeit stellte sich erneut unter den Bedingungen des Krisensozialismus, hatte jedoch eine Wendung erfahren: Die Fähigkeit des Parteistaates zur territorialen Einigung übertraf die Möglichkeiten der bürgerlichen Nationalisten vor dem Krieg.

Die Entwicklung des bürokratischen Nationalismus in Osteuropa, die mit der Stagnation der Breschnew-Ära zusammenfiel, hatte viele bizarre Aspekte, bis hin zu Kulten um große Lokaldespoten wie den Walachen-Fürsten Vlad Tepeš (Vlad der Pfähler, Reg. 1456-1462) und den albanischen Monarchen Ali Pashë Tepelena (1741-1822), den Ali Pashaw von Jannina in Byrons »Childe Harold«.[10] Natürlich gab es auch positivere Helden. Anläßlich Ceauşescus Besuch in Spanien 1979 wurde Kaiser Trajan, der den Römern zu Anfang des 2. Jahrhunderts Dakien erobert und somit die Grundlage für die rumänische Latinität geschaffen hatte, als Symbolfigur der spanisch-rumänischen Freundschaft beschrieben: »Die tief verwurzelte und dauerhafte Bindung durch den lateinischen Ursprung, die Sprache und Kultur verkörperte der auf iberischem Boden geborene Kaiser Trajan in so glänzender, symbolischer Weise...«[11] Und der traditionelle albanische Held Skanderbeg (1405-1468) hat, »obwohl er ein Feudalfürst war..., besser als andere Vertreter seiner Klasse in Albanien und anderen Ländern begriffen, daß nicht seine engen persönlichen Feudal- oder Klasseninteressen, sondern die Interessen der gesamten albanischen Gesellschaft an erster Stelle stehen mußten, solange der ottomanische Feind an den Pforten des Landes stand«. Er war offenbar das Vorbild der modernen albanischen Führung als Verteidiger der Heimat »nicht nur gegen die wilden Feinde aus dem Osten, sondern auch gegen die verschlagenen Räuber aus dem Westen« und als »Gründer des Vereinten albanischen Staates«.[12] Auch in der DDR feierte man zunehmend Luther (der längst kein simpler »Verfechter der Ideologie des deutschen Bürgertums« und Gegner der Bauern im Bauernkrieg von 1525 mehr war), Friedrich den Großen (längst nicht mehr nur Friedrich II.) und sogar Otto von Bismarck. Ein hybrider sozialistischer und nationalistischer Kollektivismus wurde die herrschende osteuropäische Ideologie.

Der bürokratische Nationalismus bot nicht nur einen Zugang zur Legitimität, sondern auch zur Überlegenheit, insbesondere über die Russen. Der Staat Dakien, dessen 2500jähriger Geburtstag 1980 gefeiert wurde, war Rumäniens direkter Vorfahre. Hinzu kommt, daß »das unter kaiserlicher Herrschaft eingeführte staatliche Sklavenhaltertum vollständig aus Dakien verschwand«, nachdem die Römer das Land zwischen 271 und 275 verlassen hatten, »das Leben wurde verländlicht, und die einzige Organisationsform des ganzen dako-romanischen Volkes nördlich der Donau blieb die Kommune, was der uralten dakischen Tradition entsprach ... Als die Slawen auf rumänisches Gebiet vordrangen, gerieten sie zum ersten Mal in Kontakt mit Formen der Gemeindeorganisation, die sie später übernahmen, und mit staatlichen Organisationsformen.«[13] Zum 1300. Geburtsjahr des bulgarischen Staates (1981) verkündete die bulgarische Partei- und Staatsführung: »Wir sind mit Recht stolz auf die Tatsache, daß Bulgarien die Heimstatt des slawischen (kyrillischen) Alphabets und der slawischen Kultur ist, daß wir Nachfahren und Nachfolger der Brüder Kyrillos und Methodios sowie ihrer Schüler sind.«[14] Im Verlauf der Feierlichkeiten stellte das Politbüromitglied Liudmila Schiwkowa fest, daß der Aufstand Ivailos, jene im 13. Jahrhundert von dem später zum Zar gekrönten Schweinehirten Ivailo angeführte Bauernrevolte, »Europas erster antifeudaler Aufstand war und einer der wenigen Bauernaufstände der Welt, die siegreich endeten und ihren Führer zur obersten Staatsmacht erhoben«.[15] Ein weiterer Anspruch auf Vorrang wurde während des Gedenkjahres gestellt, indem man betonte, daß Dimiter Blagoew, der Gründer der kommunistischen Partei Bulgariens, »in Petersburg studierte, wo er 1883 die erste sozialdemokratische Organisation Rußlands gründete«.[16] Und während einer Rede zur offiziellen Gedenkfeier bemerkte Partei- und Staatschef Todor Schiwkow, daß »ein ehemaliger Drucker, Georgi Dimitrow, gemeinsam mit Vasil Kolarow an der Spitze des ersten antifaschistischen Aufstandes der Welt stand, des Septemberaufstands (1923); beim Leipziger Prozeß (1933) versetzte er dem Faschismus den ersten vernichtenden ideologisch-politischen und moralischen Schlag«. Schiwkow beendete seine Rede mit dem für einen kommunistischen Führer ungewöhnlichen Ausruf: »Möge unsere Mutter Bulgarien gesegnet sein!«[17]

Tatsächlich waren die Beispiele des bürokratischen Nationalismus in den am wenigsten demokratischen Staaten, den Staaten mit einer Geschichte der nationalen Homogenisierung, am auffälligsten. Die langwährende, gegen die Minderheiten gerichtete Politik in Albanien, Rumänien und Bulgarien und in jüngerer Zeit die Unterdrückung der Ungarn in Rumänien sowie der Hinauswurf der Türken aus Bulgarien waren nicht einfach Beispiele jener

drastischen Chirurgie, an der sich die Kommunisten häufiger delektierten (und die im Zusammenhang mit der Umsiedlung ganzer Völker, dem Erbe Stalins, möglich wurden). Diese Politik stellte die praktische Anwendung einer neuen Ideologie dar, der des desillusionierten »Realsozialismus«, der bereit ist, in direktem Widerstand gegen die Demokratisierung mit dem Nationalismus zusammenzugehen. Das war nicht mehr der altbekannte Stalinismus mit seinem revolutionären Voluntarismus, extremistischen Eifer und grenzenlosen Optimismus. Das war der Versuch einer Synthese von nationaler Legitimität und postutopischem Staatssozialismus, in welcher der Kollektivismus seine Klassenkomponente verlor und nationalisiert wurde.

Perioden der Demokratisierung zeichneten sich immer durch zunehmende Rechte der Nationalitäten, die Entwicklung von föderalistischen und autonomistischen Regierungsformen und Kreativität der Volkskultur aus. Jugoslawiens Bundesreform begann ernstlich Mitte der sechziger Jahre, die Tschechoslowakei wurde 1968 ein Bund, und Ungarn fing in den achtziger Jahren an, seinen slawischen Minderheiten ernsthaft Beachtung zu schenken. Parallel dazu stehen die Unterdrückung massiver Volksbewegungen wie auch Angriffe gegen institutionalisierte Vielfalt, beispielsweise die Abschaffung der selbstverwalteten Mureş-Magyar-Region in Rumänien 1968 und die Unterminierung des autonomen Status der Wojwodina und des Kosovo innerhalb Serbiens 1989, für eine Politik, die sich von der Demokratisierung entfernt. Jugoslawien, das kulturell und national das vielgestaltigste Land Osteuropas ist und das sich gegenwärtig in einer äußerst weitgehenden Struktur- und Nationalitätenkrise befindet, dient weiterhin als gewaltsame Versuchsanstalt für nationale Vielfalt in der Region. Die Beziehungen zwischen den Nationalitäten in Jugoslawien, die Gegenstand des restlichen Artikels sind, machen die Verbindung zwischen nationaler Homogenisierung und politischem Monismus deutlich. Sie zeigen auch, in welchem Ausmaß die alten Nationalideologien wiederbelebt wurden.

Die politische Legitimation der jugoslawischen Kommunisten ist untrennbar an ihre Bemühungen um die Lösung der schon lange bestehenden Nationalitätenfrage geknüpft. Bereits im Dezember 1942 verband Tito die Aussichten seiner Nationalen Befreiungsbewegung (NOP) mit der Lösung des Nationalitätenproblems:

»Unser nationaler Befreiungskampf wäre nicht so entschlossen und erfolgreich, wenn die Völker Jugoslawiens heute in diesem Kampf nur den Sieg über den Faschismus sähen und nicht auch den Sieg über alles, was die alten Regime kennzeichnete, den Sieg über diejenigen, die die Völker Jugoslawiens unterdrückten und deren Ziel es ist, sie auch weiterhin zu unterdrücken.

Der Begriff ›nationaler Befreiungskrieg‹ wäre nicht mehr als eine Phrase, ja sogar Täuschung, wenn er nicht – zusätzlich zu seiner gesamt-jugoslawischen Bedeutung – eine nationale Bedeutung für jedes einzelne Volk hätte, wenn er also nicht – zusätzlich zu der Befreiung Jugoslawiens – auch die Befreiung der Kroaten, Slowenen, Serben, Makedonier, Albaner, Moslems etc. bedeutete, wenn der nationale Befreiungskampf nicht die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller jugoslawischen Völker zum Ziel hätte.«[18]

Titos Nationalitätenpolitik bestand im wesentlichen in einem Föderalismus sowjetischen Stils. Die Folge war, daß sich die jugoslawische Nationalitätenfrage, die sich vor dem Krieg als ein Konflikt rivalisierender Nationalideologien dargestellt hatte, nach dem Krieg in einen Konflikt um Struktur und Zusammensetzung des jugoslawischen Bundes verwandelte. Seitdem Tito in der Endphase des Krieges die Aufmerksamkeit von den Interessen der einzelnen Nationalitäten, aus denen sich Jugoslawien zusammensetzte, auf die des größeren Bundesganzen verschob, wurde das Nationalitätenproblem hauptsächlich innerhalb des konstitutionell-strukturellen Rahmens ausgetragen. Vor 1944 hatten sich Tito und die Führung der Kommunistischen Partei Jugoslawiens (KPJ) bemüht, auf die individuellen Bedürfnisse jedes einzelnen Volkes einzugehen. Im Laufe des Jahres 1944 und in der Zeit direkt nach dem Krieg verlagerte sich der Blickpunkt auf den neuen Staat und seine Bedürfnisse. Diese Verlagerung wurde in einen pragmatischen Föderalismus umgesetzt.

Vor Kriegsende zählte Titos entstehende Föderation acht »Länder«, wie die zukünftigen Republiken während dieser Zeit, in der Jugoslawien formell noch immer eine Monarchie war, genannt wurden. Neben den regulären Mitgliedern der Nachkriegs-Föderation (in der hierarchischen, nicht alphabetischen Reihenfolge, die seit November 1943 in Gebrauch war: Serbien, Kroatien, Makedonien, Montenegro und Bosnien-Herzegowina) gab es zwei zusätzliche Bundesglieder, den Sandžak und die Wojwodina, die 1945 ihren gleichberechtigten Status verloren. In der ersten Jahreshälfte teilte die Führung unter Tito den Sandžak zwischen Serbien und Montenegro auf und entschied, daß sich die Wojwodina als autonome *pokrajina* (Provinz) in die Grundstruktur eines zusammengesetzten Serbien einzufügen hatte. Hinsichtlich des Kosovo beabsichtigte die Kommunistische Partei Jugoslawiens nie, ihn als Bundesglied zu behandeln. Er wurde Serbien als autonomer *oblast* (Distrikt) zugeordnet, ein Status unterhalb des der Wojwodina. Bestehen blieb das Problem der Grenzen der sechs Bundesglieder, die häufig umstritten waren, beispielsweise in der Auseinandersetzung zwischen Serbien und Kroatien um die Zugehörigkeit von Srem (Srijem).

Die Konflikte von 1945 entblößten alle Widersprüche der Nationalitätenpolitik Titos. Im Prinzip bedeutete Titos Föderalismus die Negation der

Hegemonie Serbiens vor dem Krieg und des serbischen Chauvinismus während des Kriegs. Doch Titos Vorgehen befand sich in Übereinstimmung mit dem sowjetischen Bundesmodell, das nicht nur mehr Schein als Wirklichkeit war, sondern in dem im Grunde auch die Zentralgewalt sehr hoch bewertet wurde. Kein Wunder also, daß Tito den Sinn der Versuche vieler Genossen, Jugoslawiens Nationalitätenproblem durch formale Grundstrukturen wie nationale Parteien, Regionalkomitees, Landtage, Bundeseinheiten und Grenzen zu lösen, nicht erkannte. Die Bildung nationaler Einrichtungen mochte für Nicht-Kommunisten von Bedeutung sein, die Führung Jugoslawiens jedoch sollte sich in keiner Hinsicht von der Führung der herrschenden Partei unterscheiden.

Wenn allerdings nationale Empfindlichkeiten besänftigt werden mußten, dann zunächst die serbischen. Die Unterstützung der Partisanen war in Serbien am schwächsten; dort hatten sich die von den Četniks, den antikommunistischen serbischen Guerillas, propagierten Vorstellungen, daß die Partisanenbewegung nicht nur eine aggressive kommunistische, sondern auch eine kroatisch-nationalistische Organisation sei, weitgehend durchgesetzt. Tatsächlich lehnte die serbische öffentliche Meinung die Kommunisten weniger wegen deren Intoleranz ab, sondern aus Furcht, daß die serbische Identität in einem föderalistischen Jugoslawien verlorengehe. Tito dämpfte daher von 1944 an die föderalistischen Erwartungen der nichtserbischen Teile der Partisanenbewegung immer mehr. Mit der Zeit erlernte er die jugoslawische Variante der Hegelschen *Aufhebung*. Der Föderalismus konnte so eingesetzt werden, daß er die Substanz des Zentralismus bewahren half.

Titos zunehmende Unterstützung des Zentralismus und sein Eintreten für einen jugoslawischen Unitarismus, also für die Politik der Verschmelzung der südslawischen Nationalitäten zu einer jugoslawischen Übernation, stellte nach dem Bruch mit Stalin 1948 eines der Hindernisse auf dem Weg zu Reformen dar. Auf dem Höhepunkt des jugoslawischen Antistalinismus Ende Dezember 1952 hielt Tito noch immer daran fest, daß die Macht der Religion dem Ziel eines »gefestigten, monolithischen Staates und der Verschmelzung der Nationalitäten« im Wege stand. Im Gespräch mit einer Gruppe von Auslandskorrespondenten bemerkte er, daß es ein Fehler wäre, wenn die sechs jugoslawischen Republiken jeweils ihre eigenen Interessen verfolgten:

»Ich möchte gern den Tag erleben, an dem Jugoslawien zu einer festen Gemeinschaft verschmolzen ist, wenn es nicht länger eine formale Gemeinschaft sein wird, sondern die Gemeinschaft einer einzigen jugoslawischen Nation, in der unsere fünf Völker ein einziges Volk bilden... Das ist mein größter Wunsch. In Amerika, wo aus dem englischen und anderen

Völkern ein einziges Volk geschaffen wurde, gab es einen ähnlichen Prozeß der Herausbildung einer geeinten Nation.«[19]

Der sozialistische Unitarismus der Zukunft, den Tito aus dem sowjetischen Nationalitätenprogramm beibehalten hatte, blieb selbst innerhalb seiner nächsten Umgebung, der Parteiführung, nicht unangefochten. 1957 schrieb Edvard Kardelj, der zweite Mann des jugoslawischen Politbüros, eine neue Einleitung zur ersten Nachkriegsauflage seiner umfassenden Untersuchung *Razvoj slovenskega narodnega vprašanja* (Die Entwicklung der slowenischen Nationalfrage), die erstmals 1939 erschienen war. Fast zwei Jahrzehnte nach der Veröffentlichung seines Werkes warnte Kardelj, daß der »bürokratische Zentralismus« in Verbindung mit seiner »politischen Manifestation des Großreich-Hegemonismus« in Jugoslawien noch immer lebendig sei. Vor dem Hintergrund dieser bürokratisch-zentralistischen Tendenzen gebe es ferner Versuche zur Wiederbelebung »des alt-chauvinistischen ›reinen Jugoslawentums‹ als einer Neigung, die Existenz der südslawischen Völker zu negieren, und mit dem Ziel, eine wie immer geartete neue ›jugoslawische Nation‹ zu festigen«. Kardelj prangerte die »Absurdität derartiger Tendenzen« an, die »zwangsläufig die aufrichtig brüderlichen Beziehungen der unabhängigen Völker Jugoslawiens untergraben«, und warnte davor, daß die »Reste des großserbischen Nationalismus« unter dem Deckmantel des Jugoslawentums versuchen könnten, sich mit dem Unitarismus kurzzuschließen.[20]

Kardelj verpflichtete sich dem Nationalitätenaspekt des Kampfes um die jugoslawische Reform, als der Titoismus sich in einer Talsohle befand. Von 1945 bis zum Bruch mit Stalin 1948 praktizierte Jugoslawien eine Form des sowjetischen Verwaltungszentralismus, der nach 1950 auf theoretischer Ebene nach und nach abgeschafft wurde. Der Sechste Parteikongreß (1952), bei dem die Partei in »Bund der Kommunisten Jugoslawiens« (SKJ) umbenannt wurde, markierte den Höhepunkt des Kampfes gegen Stalin. Dieser Kampf wiederum wurde nach Stalins Tod, nach der Djilas-Affäre (1954) und der teilweisen Aussöhnung mit Moskau (1955-56) langsam aufgegeben. Von 1954 bis 1961 führte Kardelj einen einsamen Kampf gegen den wiederauflebenden gegenreformerischen Zentralismus und Unitarismus. Dank Titos zunehmender Nervosität wegen der starken Position des Stalinismus in der kommunistischen Welt (der sino-sowjetische Bruch), gelang Kardelj am Ende dieser Periode die Durchsetzung einer neuen Runde politischer und ökonomischer Reformen. Das Experiment endete mit einer vorübergehenden Rückwende. Die sogenannte Kleine Reform vom März 1961 rief ein wirtschaftliches Chaos und im März 1962 praktisch die Spaltung der Führung hervor. Tito schien sich ins Lager der Zentralisten zu schlagen, die von

Aleksandar Ranković, dem Sekretär für Parteiorganisation und Verantwortlichen für den Sicherheitsapparat, geführt wurden. Mehr aus politischem Instinkt denn aufgrund irgendeiner feinsinnigen Theorie spürte Tito, daß sein unberechenbares Verhalten 1962 das System destabilisierte. Im Juli 1962 schloß er sich endgültig Kardeljs Reformflügel an. Die Gründe für Titos Umdenken waren vielschichtig, lagen im wesentlichen jedoch in der Erkenntnis, daß sein föderalistisches System Gefahr lief, nach dem Ableben der Partisanengeneration vom schleichenden serbischen Hegemonismus verzehrt zu werden.

Die Absetzung Aleksandar Rankovićs 1966 war ein Zeichen für den Sieg Titos über »konservativ-zentralistische innere Kräfte«, die in Serbien verwurzelt waren. Es folgte eine Reihe von Maßnahmen, die die Vorrechte von Rankovićs Apparat einschränkten und größere nationale Rechte für die Kroaten, die bosnischen Moslems und die albanische Minderheit verankerten. In der Tat brachte seine pragmatische Behandlung der Nationalitätenproblematik Tito in den sechziger und siebziger Jahren dazu, dieselben formalen Grundstrukturen zu befürworten, die er in den vierziger Jahren vermieden hatte (rotierende Partei- und Staatspräsidentschaft, strikt proportionale Vertretung der Republiken und Provinzen in den Partei- und Staatsorganen, beschränkte Amtszeit). Trotz der Rückwende von 1971-72, als Tito die liberalen Führer in ganz Jugoslawien absetzte und eine Kampagne gegen kroatischen Nationalismus ins Leben rief, setzte sich der Trend zur Dezentralisierung durch und wurde in der Verfassung von 1974 festgeschrieben. Wichtiger noch für den späteren Verlauf der Entwicklung Jugoslawiens war die Tatsache, daß 1974 eine Periode zu Ende ging, in der die Partei die Assimilation der alten südslawischen Nationalideologien vollzogen hatte. Es ist bezeichnend, daß die drei höchsten jugoslawischen Politiker dieser Zeit – Tito als Kroate, Kardelj als Slowene und Ranković als Serbe – zunehmend Positionen einnahmen, die typisch für die Nationalideologien ihres jeweiligen Volks waren.[21]

Dem Grundwiderspruch der kroatischen Nationalideologie entsprechend, die gleichzeitig verschiedene südslawische Nationalitäten zu einer Gesamtheit vereinigen und trotzdem die kroatische Staatstradition beibehalten wollte, standen Titos Integrationsbestrebungen und seine Unterstützung der kroatischen historischen Kontinuität in einem Spannungsverhältnis. Sein Eintreten für den jugoslawischen Unitarismus unmittelbar nach dem Krieg war eine Wiederholung der Geschichte jener ursprünglich kroatischen Strömung, die 1912 mit der Nationalistischen Jugend ihren Höhepunkt erreicht hatte. Titos Abkehr vom Einheitsdenken ebnete zwar in den sechziger Jahren den Weg für die Unterstützung von Nationalbewegungen

in den Republiken (1969), verminderte jedoch nicht den Integrationsdruck (man denke an die Säuberung unter den nationalkroatischen Kommunisten 1971).

Kardeljs Antiunitarismus war schlüssiger, denn er folgte seiner Konzentration auf die nationale Individualität Sloweniens, die sich in der eigenen slowenischen Sprache ausdrückte. Anders als die Kroaten hatten die Slowenen nie einen Staat besessen. Ihre Eigenstaatlichkeit war eben das Ergebnis der slowenischen Partisanenbewegung, die sich abseits von Titos Oberstem Hauptquartier entwickelt hatte. Der Schutz der slowenischen Republik, die auf dem Zugeständnis einer eigenen slowenischen Sprache und Kultur beruhte, beherrschte das Denken Kardeljs nur in Schattierungen weniger als das der radikaleren slowenischen Nationaldemokraten der achtziger Jahre. Rankovićs in Serbien verankerter Unitarismus, der sich mit wechselndem Erfolg in fast ganz Jugoslawien, am gewaltsamsten jedoch im Kosovo, in der Wojwodina, Bosnien-Herzegowina und Montenegro durchsetzte, wies viele Verbindungen zu den assimilatorischen und szientistischen Tendenzen der serbischen Nationalideologie auf. Es ist daher wenig erstaunlich, daß der Fall Rankovićs nicht nur das Ende des Unitarismus anzeigte, sondern auch für alle nicht-slawischen Volksgruppen die Bestätigung ihrer nationalen Individualität bedeutete. Das galt besonders für die neuen sogenannten südslawischen Nationalitäten (bosnische Moslems, Makedonier, Montenegriner) und die nationalen Minderheiten (Albaner, Ungarn).

Die Verfassung von 1974, die die kroatische »Massenbewegung« von 1971 herbeigeführt hatte, sollte der Unterstützung der Partei für den Föderalismus Nachdruck verleihen, aber auch ihre Kontrolle über die wachsenden Nationalbewegungen sicherstellen. Die Bestimmungen der Verfassung hoben die autonomen serbischen Provinzen des Kosovo und der Wojwodina auf annähernd gleiche Ebene mit den Republiken, was die seit Titos Tod 1980 besonders starke serbische Opposition auf den Plan rief. Die Demonstrationen im Kosovo 1981 und die angebliche Mißhandlung der Serben im Kosovo durch die albanische Mehrheit der Provinz bildeten lediglich den Vorwand für die Revision von Titos Verfassungswerk, das durch die Behauptung verunglimpft wurde, es sei im wesentlichen nach der Maxime »Ein schwaches Serbien bedeutet ein starkes Jugoslawien« entstanden.

Trotz allem zeichneten sich die achtziger Jahre durch den endgültigen Todesstoß für den Unitarismus aus. Diesmal kam die Herausforderung weniger aus Kroatien, dessen gesäuberte Parteiführung weiterhin die Politik der »jugoslawischen Synthese« verfolgte, und auch nicht von seiten der slowenischen Initiativen, die sich gewaltsam gegen die Einheit richteten.[22] Zum ersten Mal seit 1918 forderte Serbien die Ideologie heraus, die seine unter-

schiedlich starke Vorherrschaft innerhalb Jugoslawiens möglich machte, allerdings nicht um den Preis, seine zentralistischen Neigungen aufzugeben. Die wichtigste ideologische Verlautbarung des serbischen Antiunitarismus war das »Memorandum der serbischen Akademie der Wissenschaften« (1986), in dem behauptet wurde, Serbien würde innerhalb Jugoslawiens politisch wie wirtschaftlich diskriminiert. Die konzertierten Aktivitäten einer slowenisch und kroatisch geführten »anti-serbischen Koalition«, so unterstellte das Dokument, bildeten eine Fortsetzung der traditionellen »Serbophobie« der kommunistischen Bewegung. Unter diesen Umständen hatte Serbien (und hatten die Serben als Volk) das Recht, über seine nationalen Interessen selbst zu entscheiden.[23] In gleicher Weise stellte Dobrica Ćosić, Serbiens führender Schriftsteller und Nationalideologe, fest, er sei »schon seit langer Zeit nicht mehr überzeugt, daß ein a priori gesetztes Jugoslawentum im serbischen Interesse liege«:

»Wir sollten ein für allemal aufhören, andere zu befreien, zu retten und zu schützen, sie davon zu überzeugen, daß sie ohne uns untergehen würden. Wenn sie nicht mit uns in einer demokratischen Föderation leben möchten, dann sollten wir ihren Wunsch, allein selig zu werden, respektieren.«

Nach allem, was die Serben im 20. Jahrhundert durchgemacht hätten, schloß Ćosić, »fällt es schwer zu verstehen, warum sie heute nicht vernünftig und hartnäckig genug sind, einen Staat ohne Nationalitätenprobleme, Völkerhaß und Serbophobie anzustreben«.[24] Der Kurs einer serbischen Homogenisierung wurde im Konzept einer Gruppe orthodoxer Geistlicher, die ein klerikal-nationales Programm entwickelten, noch weiter ausgebaut. Ihr Entwurf betonte:

»Die Geschichte fordert vom serbischen Staat und der serbischen Kirche einmal mehr, das Volk zusammenzuführen, die Menschen im Land wie die, die verstreut in aller Welt leben. Die Geschichte verlangt, daß wir uns um die Zukunft dieses Volks verdient machen, indem wir unsere fluchbeladene Spaltung und Abwanderung endgültig überwinden, indem wir einander vergeben und unter uns die Aussöhnung über die getarnten Hinterhalte, die Gräber des Brudermords und die Schlachtfelder hinweg suchen. Alle Serben müssen heute wissen: In diesem Moment haben die höheren Vaterlandsinteressen Vorrang vor allem, was uns politisch, ideologisch, regional oder auf sonst eine Weise trennt.«[25]

Serbiens 1989 erfolgreiche Politik, die Autonomie der Wojwodina und des Kosovo zu beschneiden, stellte den ersten Schritt zur vollständigen Homogenisierung der Republik dar. Er gelang den Nationalisten in Serbiens Führung, nachdem sie ihre gemäßigteren Gegner im September 1987 ausgeschaltet hatten. Kennzeichnend für die neue Führung war, daß sie nicht nur dem bürokratischen Nationalismus anhing, sondern auch den serbischen Parteiapparat für die Zwecke eines offen nationalistischen Programms einspannte.[26] Inzwischen hat der Serbenführer Slobodan Milošević die Füh-

rung der Wojwodina, Montenegros und des Kosovo untergraben, gegen den heftigen Widerstand der Albaner aus dem Kosovo für Serbien eine zentralistische Verfassung durchgesetzt, im Kosovo eine Politik der andauernden militärischen Besatzung und polizeilichen Unterdrückung betrieben, durch eine totale Kontrolle der Informationsmedien Nationalgefühle der primitivsten Art und voller Selbstmitleid geweckt und gegen die Bundeszentrale sowie die westlichen Republiken eine Kampagne psychologischer Kriegsführung entfacht. In seiner Rede auf dem Amselfeld zum 600. Jahrestag des türkischen Sieges über die Serben klagte Milošević alle serbischen Führer der Nachkriegszeit an, sie hätten »Serbien gedemütigt«:

»Die Zugeständnisse, die viele serbischen Führer zu Lasten ihres Volkes machten, würde kein Volk der Erde akzeptieren können, weder historisch noch ethisch. Umso weniger, als die Serben in ihrer Geschichte niemals irgend jemanden erobert oder ausgebeutet haben. Ihre gesamte Geschichte hindurch, während zweier Weltkriege ebenso wie heute, bestand ihr nationales und historisches Dasein in nichts als – zu befreien.«[27]

Die Tatsache, daß er sich gegen die Vielfalt stellt und die Homogenisierung betreibt, straft Miloševićs angebliche Unterstützung der Demokratie Lügen. Offensichtlich glaubt er, daß das Ziel jeder Gesellschaft die Durchsetzung der absoluten Einheit sei:

»Ich ... frage die Kritiker der Homogenisierung, warum sie grundsätzlich etwas gegen die Homogenisierung von Völkern oder Menschen haben, auch wenn sie auf der Grundlage gerechter, humaner und fortschrittlicher Ideen und im eigenen Interesse durchgeführt wird und anderen nicht schadet. Liegt denn darin nicht der Sinn, das Ziel, das die Menschheit immer angestrebt hat? Sinn der menschlichen Gemeinschaft kann es doch nicht sein, inhomogen und gespalten zu bleiben, während ihre Ziele fortschrittlich und human sind?«[28]

Das sowjetische Modell der Nachkriegszeit in Osteuropa bot eine sozialistische Form der nationalen Homogenisierung an, die in jüngster Zeit von den bürokratischen Nationalisten übernommen wurde. Während die alten Homogenisatoren glaubten, den Zielen der sozialistischen Revolution über den bürgerlichen Nationalismus zu dienen, setzen ihre Nachfolger den Nationalismus zunehmend im Kampf gegen Völkerfreiheit und Demokratisierung ein. Die Verordnungen der – alten und neuen – Homogenisatoren konnten niemals mit demokratischem Konsens durchgesetzt werden und trugen lediglich zur weiteren Destabilisierung und Fragmentierung von Vielvölkerstaaten wie Jugoslawien bei. Vielleicht ist der Zeitpunkt gekommen, bei der ständigen Suche nach einer Lösung für das Nationalitätenproblem in Osteuropa über Alternativen zum sozialistischen wie zum nationalistischen Unitarismus nachzudenken. Der attraktivste Weg aus der gegenwärtigen Sackgasse heraus ist der des demokratischen (Kon)Föderalismus; er besäße die Legitimität eines durch Konsens zustandegekommenen Vertrages. Das ist eigentlich eine alte Idee, die (um nur den Fall der Südslawen

zu erwähnen) von den illyrischen Reformern (1830-1850) und anderen Entwicklungsdenkern, die die historische Identität jeder osteuropäischen Nationalität wahren wollten, favorisiert wurde. Historische Identität gründet auf unabhängiger politischer Organisation, also Nationalstaatlichkeit, doch nicht auf autoritären Modellen. Demokratische Staatlichkeit setzt sowohl Demokratie als auch historische Grenzen voraus. Ohne Demokratie kann Nationalstaatlichkeit zur Untermauerung für nationalen Despotismus werden; ohne historische Grenzen wird Staatlichkeit die Beute des äußeren Irredentismus. Zusätzlich zu seinem historisch-politischen Aspekt muß der demokratische (Kon)Föderalismus jedoch auch eine kulturelle Seite haben, unter Betonung der wechselseitigen osteuropäischen Verbindungen. Alles, was weniger wäre, wird sich unmöglich behaupten können und unfehlbar das endlose Her und Hin zwischen sozialistischem Unitarismus und nationalistischem Aufruhr fortsetzen.

*Aus dem Amerikanischen von Sabine Peschel*

*Anmerkungen*

1 Leszek A. Kosiński, »Demographic Characteristics and Trends in Northeastern Europe: German Democratic Republic, Poland, Czechoslovakia, and Hungary«, in: Huey L. Kostanick, *Population and Migration Trends in Eastern Europe* (Boulder, Colo.: Westview Press, 1977), S. 26-27.

2 Ibid. Siehe auch Gregory Frumkin, *Population Changes in Europa since 1939* (London: Allen & Unwin, 1951), S. 50-51.

3 Egon Szabady, *The Population of Hungary* (Budapest: Demographic Research Institute, 1974), S. 36-37.

4 Frumkin, a. a. O., S. 129-30.

5 Elemér Illyés, *National Minorities in Romania: Change in Transylvania* (New York: Columbia University Press, 1982), S. 25-27.

6 Nissan Oren, *Revolution Administered: Agrarianism and Communism in Bulgaria* (Baltimore: Johns Hopkins University Press, 1973), S. 87, 105.

7 Siehe Stavro Skendi (Hg.), *Albania* (New York: Praeger, 1956), S. 51; Janez Stanič (Hg.), *Albanci* (Ljubljana: Cankarjeva založba, 1984), S. 144; und Anton Logoreci, *The Albanians: Europe's Forgotten Survivors* (London: Gollanz, 1967), S. 82-83.

8 Bogoljub Kočović, *Žrtve Drugog svetskog rata u Jugoslaviji* (London: Naše delo, 1985), S. 124-126. Eine andere statistische Analyse schätzt den Verlust auf 1,027 Millionen Menschen, davon 530 000 Serben, 192 000 Kroaten, 103 000 bosnische Moslems (was prozentual den Verlust von 8,1 Prozent ihrer gesamten Bevölkerung bedeuten würde, den größten unter den südslawischen Nationalitäten) und 57 000 Juden. Siehe Vladimir Žerjavić, *Gubici stanovništva Jugoslavije u drugom svjetskom ratu* (Zagreb: Jug. viktimolo ško društvo, 1989), S. 70-75.

9 Milovan Djilas, *Vlast* (London: Naša reč, 1983), S. 116.

10 Die standardisierte, synthetische Geschichte der Ceauşescu-Ära beschreibt Vlad als Herrscher »von europäischem Ruhm. Seine Waffenkünste, seine Energie und die Strenge, mit der er jedem Widerstand begegnete, eroberten ihm einen Platz unter den herausragenden politischen Figuren seiner Zeit, obwohl er unter dem Namen ›Dracula‹ zum Prototyp des blutdürstigen Tyrannen wurde.« Siehe Andrei Otetea (Hg.), *The History of the Romanian People* (New York: Twayne, 1972), S. 200.

11 »A New Stage, Brilliant Page in the Annals of Romanian-Spanish Relations«, in: *Lumea* (Bukarest), 1. Juni 1979, S. 3.

12 »Legendary Hero of the Albanian People«, in: *New Albania* (Tirana) (1) (1985): S. 16-17.

13 Lucian Chitescu, »The Romanian People's Origin: The Unitary Character of its Development on the Same Ancestral Territory«, in: *Romanian News* (Bukarest), 11. April 1979, S. 9.

14 »Address to the Bulgarian People on the Occasion of the 1300th Anniversary of the Founding of the Bulgarian State«, in: *13th Centennial Jubilee of the Bulgarian State* (Sofia: Sofia Press, 1981), S. 10.

15 Liudmila Zhivkova, »Opening Speech«, in: *13th Centennial Jubilee of the Bulgarian State*, S. 39.

16 Vassil A. Vassilev, *Bulgaria – 13 Centuries of Existence* (Sofia: Sofia Press, 1979), S. 134.

17 Todor Zhivkow, »Slovo za Bulgariia«, in: *Slaviani* (Sofia) (1) (1982), S. 5, 8.

18 Josip Broz Tito, »Nacionalno pitanje u Jugoslaviji u svjetlosti narodnooslobodilačjke borbe«, in: *Sabrana djela* (Belgrade: Kommunist) 13 (1982), S. 99.

19 »Religija razdvaja Srbe i Hrvate«, in: *Novosti 8* (Belgrade), (3. August 1989), S. 16.

20 Edvard Kardelj (Sperans), Übers. Zvonko Tkalec, *Razvoj slovenačkog nacionalnog pitanja* 3. Aufl. (Belgrade: Kommunist, 1973), LS. xxxvii.

21 Zu den Hauptkennzeichen der südslawischen Nationalideologien siehe Ivo Banat, *The National Question in Yugoslavia: Origins, History, Politics* (Ithaca, N. Y.: Cornell University Press, 1984), S. 105-115.

22 Zu den hauptsächlichen Aspekten der slowenischen Haltung in der Nationalitätenfrage in Slowenien und Jugoslawien siehe die Sondernummer mit dem Titel »Prispevki za slovenski nacionalni program« von *Nova revija* (Ljubljana) 6 (57) (1987), S. 1-246.

23 »Memorandum SANU«, in: *Duga* (Belgrade) (Juni 1989), S. 34-47.

24 »Ima li smisla pristajanje na svaku Jugoslaviju?« in: *Borba* (Belgrade) (13. Juni 1989), S. 6.

25 Hgs., »Predlog srpskog crkvenonacionalnog programa«, in: *Glas Crkve* (Valjevo) 5 (3) (1989), S. 11. Der Aufruf verlangte die Überwindung der trockenen europäischen Demokratie und der alten Theokratie zugunsten einer »echten Theodemokratie«.

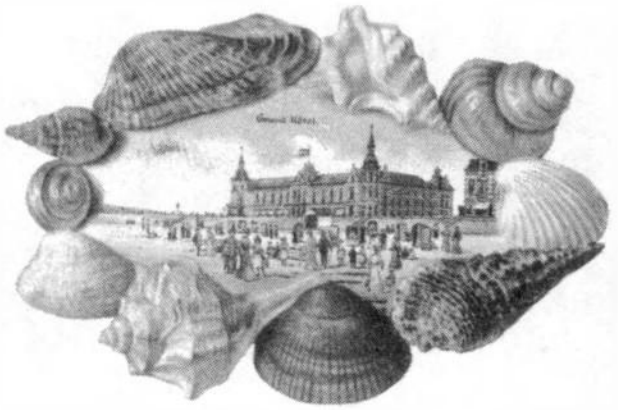
26 Die beste Analyse der Ereignisse in Serbien bietet Branka Magaš, »Yugoslavia: »The Spectre of Balkanization«, in: *New Left Review* (London) (174) (1989), S. 3-31.

27 »Ravnopravni i složni odnosi uslov za opstanak Jugoslavije«, in: *Politika* (Belgrade) (29. Juni 1989), S. 3.

28 Slobodan Milošević, *Godine raspleta* (Belgrade: BIGZ, 1989), S. 334.

*»Das freie Meer befreit den Geist«*

Goethe, Faust II



ALAIN CORBIN

## *Meereslust*

### *Das Abendland und die Entdeckung der Küste*

Nach seiner grundlegenden und erfolgreichen *Geschichte des Geruchs* (›Pesthauch und Blütenduft‹) wendet sich Alain Corbin mit seinem neuen Buch über die *Meereslust* dem Verlangen der Menschen nach der Küste zu: der Küste als einem Ort, wo die Elemente Erde, Wasser und Luft zusammentreffen, wo man in der Weite einsamer Strände Ruhe und Beschaulichkeit finden und sich dem hingeben kann, was in England der *spleen* genannt wird. Die Entdeckung der Küste als Ort der Erholung und des Vergnügens: Eine Kulturgeschichte des Strandlebens, seiner Gefühle und Befreiungen.

»Ein grundlegendes Werk: Corbin entwirft eine neue Geschichtsforschung. Er fügt allen uns bekannten Geschichten eine weitere hinzu, eine die gewagter, unvorstellbarer, am Rande der Poesie und bezaubernd ist: Die Geschichte der Empfindungen.«
Gilles Laponge in ›Le Monde des Livres‹

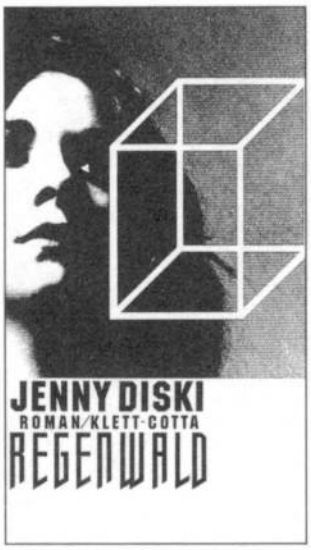
Mit zahlreichen Bildern!

Aus dem Französischen von Grete Osterwald
Gebunden. 416 Seiten

Wagenbach

# Neuerscheinungen Herbst '90

## Eine Auswahl aus unserem literarischen Programm.




Roman. 210 Seiten, Linson,
36,- DM / öS 280,-
ISBN 3-608-95712-X

Wie Doris Lessing früher könnte Jenny Diski die Kassandra der 90er Jahre werden.

Mo, die Frauenfigur in ihrem neuen Roman, arbeitet an einem ökologischen Projekt im Regenwald von Borneo, dessen Ergebnisse zur Klimakontrolle genutzt werden sollen. Als Wissenschaftlerin fühlt sie sich herausgefordert, hinter dem Chaos von Wachsen und Wandel eine Gesetzmäßigkeit zu entdecken. Während Mo ihre Raster über den Waldboden legt und Resultate in Tabellen verzeichnet, lauert der Regenwald, mit seiner fast obszönen Vitalität ein Symbol für die Natur schlechthin, am Rand von Mos Wahrnehmung, beobachtet und registriert seinerseits die Veränderungen in Mos Kopf. In einer heftigen Szene zerbricht Mos Vernunft.

152 Seiten, 16 Fotos, Leinen, 36,- DM / öS 280,-
ISBN 3-608-95550-X

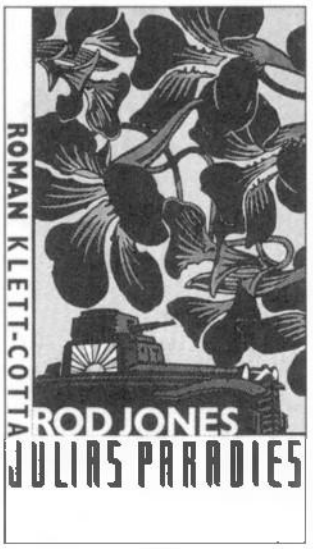
Im Jahr 1984 veröffentlichte Eudora Welty drei Texte, die zum Schönsten und Zartesten gehören, was diese ungewöhnliche Frau je geschrieben hat. Es sind autobiographische Skizzen ihrer behüteten Kindheit, Impressionen der Landschaft, die sie prägen sollte, und hinreißende Geschichten aus dem Legendenschatz der Weltys.

Bei Klett-Cotta lieferbar:

**Der purpurrote Hut**
und andere Erzählungen
360 S., 39,80 DM / öS 310,-
ISBN 3-608-95017-6

**Der Räuberbräutigam**
143 S., 28,- DM / öS 218,-
ISBN 3-608-95534-8

**Ein Wohltätigkeitsbesuch**
Erzählungen
Cotta's Bibliothek der Moderne, Band 13
143 S., 18,- DM / öS 140,-
ISBN 3-608-95039-7




Roman. 134 Seiten, Linson,
28,- DM / öS 218,-
ISBN 3-608-95681-6

Ein zwielichtiger Arzt verstrickt sich in die Krankheitsgeschichte einer jungen Frau, Julia, die er mit Freuds Methode zu heilen versucht. Unstimmigkeiten erregen den Verdacht, daß Julia einen bestimmten Zweck verfolgt, indem sie traumatische Szenen erfindet, die das gewalttätige Begehren ihres Arztes widerspiegeln. Exotische Schauplätze, eine spannende und raffiniert erzählte Geschichte mit einem Ende, das nicht alle Rätsel löst – »Julias Paradies« ist ein seltenes Leseerlebnis.

Fordern Sie den Prospekt »Literatur '90« (P 904 627) an.

Klett-Cotta
*Postfach 106016, 7000 Stuttgart 10*

# Rüdiger Wischenbart
# Das Wunder von Laibach

»So lernte ich, die soziale und ökonomische Eigenart der Jugoslawen unter dem Titel ihrer nationalen Namen zu verstehen.«
Paul Parin: *Untrügliche Zeichen von Veränderung*

»All die kleinen Nationen müssen Staaten werden.«
»Estland? Die Slowakei? Slowenien?«
»Alle.«
Der slowenische Schriftsteller, der es gerade erst abgelehnt hatte, Kulturminister zu werden, blieb fest.
»Mit eigener Nationalbank? Eigenem Militär? Eigenen Botschaften bei den Nachbarn?«
»Ja. Sonst lernen sie es nie.«
Überall außer in Slowenien wäre zumindest ein Hauch von Ironie aufgekommen. Drago Jančar jedoch verharrte in einem undeutbaren Schwebezustand, der unter dem dicken Schnauzbart haarscharf an der Grenze zwischen engagiertem und zurückweichendem Lächeln lag. Wir saßen in der slowenischen Hauptstadt, in Ljubljana (mit deutschem Namen aus der k. u. k. Monarchie *Laibach*), in einem wohl beschatteten serbischen Restaurant, das er ausgesucht hatte und das französisierend *Gurman* hieß.
Zuvor schon hatte ich Drago Jančar gefragt, ob er sich je als Jugoslawe gefühlt habe. Natürlich nicht, gab er zurück.
»Ich mag die Länder, aus denen Jugoslawien besteht. Ich hatte überall gute Erlebnisse, bessere vielleicht als unter Slowenen. Aber das alles bedeutet nicht, daß Jugoslawien unbedingt auch in Zukunft so weiterbestehen muß wie bisher.«
Was mich immer wieder erstaunte, war der beiläufige Ton. Ob er Nationalist sei?
»Nein.«
Fürs erste gab es ja wirklich nicht mehr zu sagen. Der politische Standpunkt des Schriftstellers entsprach der slowenischen Regierungspolitik. Schon im Frühjahr 1989 hatte die gesamtjugoslawische Armee gegen Slowenien mobil gemacht – auch wenn sie dann in den Kasernen blieb. Im September dekretierte das slowenische Parlament, die Republik habe das Recht, aus dem jugoslawischen Staatsverband auszuscheiden. Im Dezember wurde in Laibach die erste jugoslawische Börse eröffnet. Im Februar 1990 sagten sich die

slowenischen Kommunisten von der gesamtjugoslawischen Partei los. Im April wurde gewählt. Im Parlament errang das Oppositionsbündnis »Demos« die Mehrheit. Slowenischer Staatspräsident wurde jedoch der Reformkommunist Milan Kučan, nicht zuletzt, weil die slowenische KP schon seit langem unter dem Banner slowenischer Eigenständigkeit – gegen Belgrad – agierte und agitierte. Am 2. Juli 1990, nach einer überraschend anberaumten, zehnstündigen Debatte im Parlament, erklärte die Republik schließlich ihre Souveränität. Eine Zusatzerklärung legte fest, daß die slowenischen Abgeordneten künftig an den Sitzungen der Bundeskammer in Belgrad nicht mehr teilnehmen würden. Da ist ein Staat, und keiner geht mehr hin.
Mitte der achtziger Jahre hieß es allgemein, in Ljubljana gingen die politischen Uhren vor. Angesichts der Revolutionen vom Sommer und Herbst 1989 schien man allerdings ins Hintertreffen geraten zu sein. Das neueste ost-mitteleuropäische Kapitel aber – der Zerfall der Staaten in ihre Nationen und Gruppen – sollte doch wieder zuerst in Slowenien probiert werden.

Im »Club 2« des österreichischen Fernsehens lehnte sich der Chef von »Demos«, Jože Pučnik, selbstsicher zurück, um in die Runde zu fragen: »Lebten wir überhaupt mit den anderen (in Jugoslawien) in *einem* Staat?«
Bemerkenswert ist einmal mehr das schauspielerische Talent, mit dem die kleine Republik, die – nach den Sorben – kleinste slawische Nation, ihre Auftritte in der Weltgeschichte inszeniert. Bleiben wir also bei den Szenarien. Am Ufer der Ljubljanica, gleich neben dem Denkmal des Nationaldichters France Prešeren, hinter der dreifachen Jugendstilbrücke des Nationalbaumeisters Plečnik, in der Altstadt Ljubljanas, die so ganz nach Graz und nach kakanischer Provinz und Verwaltung aussieht, macht neuerdings, der Wirtschaftsmisere zum Trotz, ein Eissalon mit üppigen Coupes aus devisenschweren Exotikfrüchten, mit Ananas und Mangos, ein gutes Geschäft. Slavko Fras, einer der einst einflußreichsten Journalisten Sloweniens, ein Reformkommunist, als das Wort noch nicht geläufig war, rührt im altbewährt brösligen Kaffee, bevor er auf die neuen Demokraten schimpft. Jüngst habe der Außenminister, Dimitrij Rupel, hinausposaunt: »Ich will erreichen, daß die Welt Slowenien als europäische Nation anerkennt.« Slavko Fras runzelt besorgt die Stirn. Ganz so, wie sich jetzt generell Journalisten, die einst dem alten Regime nahestanden, als mahnende Beobachter der jungen Demokratie präsentieren. Das demokratische Bündnis »Demos« zeige einen Hang zum Autoritären, moniert auch ein Journalist der früher halboffiziellen Tageszeitung *Delo* und zerpflückt den parlamentarischen

Stil der Regierungskoalition. Gewiß, wenn sich die Parlamentarier beschuldigen, politisch zu »ejakulieren« oder gar zu »vergewaltigen«, schlagen die Wogen schon einmal hoch im »Hohen Haus«. Nur, zu Beginn der achtziger Jahre, als Slavko Fras in seiner letztlich KP-abhängigen Wochenzeitschrift Partei-Ketzer auftreten ließ, war der eben kritisierte Dimitrij Rupel bereits ein notorischer Ketzer *außerhalb* der Partei gewesen, der regelmäßig und mit wechselnden Partnern in einem Restaurant lauthals öffentliche ›Tischgespräche‹ gegen das System austrug, die ersten Proben aufs demokratische Exempel.

Über allen Kontrahenten aber, mögen sie noch so harsch gegeneinander antreten in der tagespolitischen Arena, schwebt ein *Lindenblatt*, das Symbol der Republik, nein, der slowenischen Nation. Wann immer es tatsächlich erfunden wurde, zumindest seit den frühen achtziger Jahren, ist es in zartem Grün zugleich auch Werbemittel für den Fremdenverkehr auf der – so der Slogan auf vielen Plakaten – »sonnigen Seite der Alpen«. Im benachbarten Kroatien wird das alte Nationalwappen mit seinen roten und weißen Vierecken reaktiviert. Im Kosovo sind es ganze Areale traditionsbeladener Symbole, die in die Schlacht geworfen werden. In Slowenien ist es ein schlichtes Lindenblatt.

Um die Mitte der achtziger Jahre, als es mit der Demokratie ernst zu werden begann, hatten es die immer rebellischeren Aktionisten aus dem Jugendverband dem »Bund der Kommunisten« vorgehalten. Ein roter Stern, der das grüne Blatt wegzumachen droht, wurde in der bald legendären Jugendzeitschrift *Mladina* zum Polit-Comic. Die Studentenzeitung *Tribuna* rückte sogar die beiden häßlichen Buchstaben »ss« ins Blatt; Bildunterschrift: »slovenski sindrom«.

Möglicherweise ist dies auch der entscheidende Punkt, an dem sich Slowenien – die westlichste Republik Jugoslawiens – in der jüngeren Vergangenheit von allen anderen Republiken der Föderation unterscheidet: in dem Maß, in dem »nationale« Strömungen an politischem Gewicht zulegten, meldeten sich in Slowenien auch lautstark unterschiedlichste Lästermäuler, teils politisch-rebellische, teils künstlerische, fast immer jedenfalls solche von alpiner Sturheit und Beharrlichkeit, und steckten einen kontroversen, *bürgerlichen* öffentlichen Raum ab. So wurde, ganz anders als etwa im (rückständigen) Kosovo, der Streit um den neuen Nationalismus in Slowenien mit modernsten, weil ästhetischen und medialen Mitteln ausgetragen. Das Publikum – anfangs nur in Laibach, unterdessen aber auch schon in der westeuropäischen Kunstszene – begann, diese Symbol- und Metapherngewitter zu schätzen. Zumindest seit 1986/87 ist der Bilderstreit zugleich auch ein Ereignis in der westeuropäischen Kunstwelt.

Der bereits galoppierende ökonomische Verfall, immense Auslandsschulden, Streiks, eine zweistellige Inflation und zunehmende Spannungen zwischen einzelnen nationalen Gruppen brachten Jugoslawien regelmäßig in die internationalen Medien. Der Bankrott des »jugoslawischen Modells« begann sich unerbittlich abzuzeichnen. Slowenien konnte zwar immer noch auf die mit großem Abstand günstigsten Kennziffern verweisen: nur acht Prozent der Bevölkerung wickeln ein Viertel des jugoslawischen Exports ab und erwirtschaften 17 Prozent des Bruttosozialproduktes. Dennoch registrierten aufmerksame Soziologen, daß der Gürtel aus Kleingärten um die Stadt Ljubljana beständig wuchs. Immer mehr Menschen zogen dort ihr Gemüse selbst, immer häufiger beglichen Studenten vom Land ihre Zimmermiete mit einem Schinken.

Was international jedoch viel größere Aufmerksamkeit erregte, war ein neuer »vent de liberté«, wie *Le Monde* seine Entdeckungsreise nach Slowenien überschrieb.

Gerade erst hatte sich eine Schwulengruppe in Laibach in den Kopf gesetzt, ein »Internationales Homosexuellentreffen« ausgerechnet am 25. Mai anzusetzen, an Titos Geburtstag. Der Termin wurde auf Wunsch des »Rates für Sozial- und Gesundheitspolitik« wegen »allgemeiner Gesundheitsgefährdung« verschoben.

Einen wesentlich lauteren Knalleffekt besorgte schließlich eine Kommission innerhalb der Partei. Zum »Tag der Jugend«, den man unter dem Zeichen der »Verbrüderung und Einheit« der jugoslawischen Völker am 25. Mai beging, wurde alljährlich eine »Stafeta« organisiert, ein Massen-Staffellauf für Tito, zu dem es jeweils ein eigenes Plakat gab. Diesmal war, dem föderativen Turnus zufolge, Slowenien dran. Ein Wettbewerb wurde ausgelobt, eine Laibacher Künstlergruppe namens »Neue Kollektivität« gewann ihn mit einem Entwurf, dessen »perfekten sozialistischen Realismus« die Parteijury erst in Laibach, dann auch noch in der Zentrale in Belgrad extra herausstrich. Der Entwurf wurde von zahlreichen Zeitungen veröffentlicht. Allein, das Bild, das einen heroischen Fackelträger zeigte, war die geringfügig veränderte Kopie eines faschistischen Plakats aus dem Jahr 1936. Nur das Hakenkreuz war gegen einen roten Stern ausgetauscht worden.

Der Skandal illustriert prächtig, was aufgebrochen war in der sozialistischen Provinz. Ljubljana erlebte den Durchbruch einer in ihrer Vielfalt ganz außergewöhnlichen oppositionellen Szene. Noch zehn Jahre zuvor wurde vom »relativ liberalen Belgrad« mit seinen politischen Zirkeln gesprochen. Zum Kern der neuen »Alternativen«, wie sie sich in Ljubljana nannten, gehörten hingegen das bunte Spektrum aus Schwulen und Lesben, ganze Sektionen des offiziellen Jugendverbands mitsamt zwei aus KP-Geldern

finanzierten Zeitschriften, schwer einordenbare Künstler, Ökologen, Punks und Rocker sowie letztlich auch eine Friedensbewegung, die unverblümt die Belgrader Militärs herausforderte, indem sie einen Zivildienst verlangte. Janez Janša, der heute Verteidigungsminister Sloweniens ist, deckte in der slowenischen Jugendzeitschrift *Mladina* Szenarios serbischer Militärs für einen Einmarsch in Slowenien auf. Ein Militärtribunal verurteilte ihn dafür zu achtzehn Monaten Haft.
Ihren Ausgangspunkt und Zusammenhalt aber, will mir scheinen, fand diese Opposition – skurril und im bitteren Ernst – im Lindenblatt.

»Es geht um die Mischung aus Nationalismus und *Demokratie*«, sagt Drago Jančar, der Schriftsteller, der mich ins serbische Restaurant *Gurman* eingeladen hat. »Als wir unterdrückt waren, bedeutete es einen großen Schritt zur Selbständigkeit, sich als Slowene zu fühlen.«
»Und was ist mit Milošević, dem großserbischen Demagogen?«
»Nein. Der ist eine Mischung aus Nationalismus und *Kommunismus.* Das ist etwas ganz anderes.«
Anfang 1985 trafen sich im Laibacher Kulturhaus »Cankarjev Dom« die Mitglieder des slowenischen Schriftstellerverbandes vor rund 1500 Zuhörern. Das Thema lautete: »Das slowenische Volk und die slowenische Kultur«. Beide seien bedroht, da es in jüngster Zeit »unverantwortliche Erklärungen« gebe über eine »angeblich einheitliche jugoslawische Nation«. Tone Pavljić, der Vorsitzende, erklärte ultimativ:
»Uns muß dieser neue Staat Jugoslawien, der es unserem Volk zum ersten Mal ermöglicht hat, sich in der freien Republik Slowenien zu organisieren, deutlich sagen, wieviel wir für diese Brüderlichkeit und Einheit hergeben müssen und wieviel wir zurückerhalten.«
Der »neue Staat« existierte 1985 immerhin schon vier Jahrzehnte. Die Slowenen, die diesem Staat erstmals ihre Eigenstaatlichkeit verdankten, wiesen den Bund jedenfalls harsch in die Schranken. Jugoslawien »ist nicht unser organischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Raum, sondern ein politischer Bund«, fügte der Schriftsteller Marjan Rozanc hinzu. Man beachte, daß Rozanc Jugoslawien nicht einmal als »wirtschaftlichen Raum« gelten ließ. Ein weiterer Redner aus Triest, wo ein Teil der slowenischen Minderheit in Italien lebt, beklagte die unterdrückte »christlich-soziale Komponente« im ›neuen‹ Staat. Der Hebel, an dem ein neuer Aufbruch ansetzen sollte, war nach einhelliger Meinung die Kultur. Die slowenische Besonderheit ist, daß sich in der Laibacher Szene augenblicklich die Frage anschloß: *welche Kultur?*
Slavko Fras, der erfahrene Fuchs (der natürlich für die bunten Alternativen

gar nichts übrig hat), wirft ein: »Wir Slowenen sind wie die Tiroler!« Konservativer sei keiner. Das klang weniger entschuldigend als schlicht erläuternd.

Die slowenische Kultur, an die da erinnert wird, ist alles andere als urban und modern. Vielmehr geht es um die schwermütigen Lebensgewohnheiten von Kleinbauern und Häuslern, die nicht ohne Argwohn auf die Städter blickten. Nationale Traditionen stifteten in Slowenien allein die *Dichter*, der lutherische Bibelübersetzer Primož Trubar (1508-1586), der als Nationaldichter verehrte Romantiker France Prešeren (1800-1849; Verfasser auch von Aufrufen »An die Slowenen, die in deutscher Sprache dichten«) oder Ivan Cankar (1876-1918), der allerdings fast sein ganzes Werk in Wien niederschrieb:

»Alles Unglück, das uns getroffen hat, entspringt nur einer einzigen Lüge: daß wir keine Kultur hätten! Daß wir nicht wert seien, den anderen Völkern an die Seite zu treten, und wir uns mit den Resten begnügen müßten, nachdem die anderen schon die fettesten Brocken weggeschnappt haben!«

Die Gegenreformation hatte im seither tief katholischen Slowenien die Spuren der Lutheraner bis auf wenige Reste und einige kleine Siedlungsinseln im Nordosten getilgt. Die Kirche sollte auch die nationale Erneuerung innig prägen. Schon vor dem Ersten Weltkrieg kam es so zu einer komplizierten national- und sozialpolitischen Frontenstellung: slowenisch-nationalistisch waren vorwiegend die konservativen, katholischen Bauern. Viele Arbeiter in den Städten, von denen manche wie Marburg oder Krain überwiegend deutschsprachig waren, schlossen sich den deutsch-österreichischen Sozialdemokraten an, so daß sie im revolutionären Jahr 1918 plötzlich im gleichen politischen Boot saßen wie die Bürgerlichen.

Um die Jahrhundertwende orientierten sich Intellektuelle und Künstler an den Moden von Wien. So brachte der Laibacher Jože Plečnik die Architektur des Jugendstils nach Slowenien und durchsetzte ihn hier sofort mit folkloristischem Blumenschmuck und anderen bäuerlichen Elementen. Später dann, in der Zwischenkriegszeit, kamen Prag und Paris in Mode an der Schwelle zwischen Europa und dem Balkan. Mit den Pariser Vorortevertägen von 1919 war der größte Teil des slowenischen Siedlungsgebiets im neu geschaffenen Königreich »SHS Serbien-Kroatien-Slowenien« aufgegangen. Je deutlicher dieser neue Zentralstaat in den späten zwanziger Jahren autoritäre und präfaschistische Züge annahm, desto heftiger flammte auch prompt wieder jene nun ziemlich genau ein Jahrhundert alte nationale Debatte auf. Die innerslowenischen Fronten blieben die bereits bekannten. Sozialisten und bürgerliche Freidenker argumentierten *jugo-slowenisch*, indem sie an

die These vom gemeinsamen *illyrischen* Erbe zwischen Save und Drina anknüpften, wohingegen Katholiken und bald auch Kommunisten auf die slowenisch-nationale Karte setzten. Front gemacht wurde folgerichtig insbesondere gegen *Kroaten* und *Serbo-Kroaten*.
Josip Vidmar, ein hoch gebildeter katholischer Intellektueller, in dessen Laibacher Wohnung im Zweiten Weltkrieg gegen Italiener und Deutsche die Front der Partisanen gegründet und der selbst nach dem Krieg Präsident von Slowenien werden sollte, Josip Vidmar veröffentlichte 1932 eine polemische Broschüre unter dem Titel *Das kulturelle Problem des Slowenentums*. Das »dunkle und instinktive Element der inneren Verwandtschaft«, das die Nation ausmache, berge »durch die unmittelbare Abstammung aus dem Volk« insbesondere die »Schicht der höheren Intelligenz« in sich, schrieb Vidmar. Die »Halbintelligenz und das Bürgertum« hingegen lebten allein dem »Profit«. Als staatliche Hülle und notwendiges Übel läßt er Jugoslawien gelten. Kulturell ist er Separatist. 1984 ließ Josip Vidmar die Streitschrift erneut herausgeben.

Im Frühjahr 1987 erlebte ich am Stadtrand von Ljubljana einen dröhnenden, schaurigen Abend. Die Theatergruppe »Roter Pilot« präsentierte ihr neuestes Stück. Schauplatz war ein Lehrlingsheim. Zutritt gab es nur auf persönliche, namentliche Einladung. Um zehn Uhr nachts wurden wir alle in einen finsteren Hof bestellt. Dort standen zwei Burschen vor der Eingangstür, mit Lederkoppel und Reitstiefeln. Im strengen Kommandoton forderten sie von allen Personaldokumente ein und riefen dann jeden einzeln auf.
Der Bühnen- und Zuschauerraum war mit schweren Stahlplatten ausgekleidet. Wenig Licht. Keine Stühle. Man kauerte. Mit einem Schlag brach aus den Lautsprechern extrem verstärkte Schwermetall-Musik über uns herein, für die die neue Laibacher Avantgarde bereits berühmt geworden war. Auf die Kulissen wurden Parolen wie »Das slowenische Land« oder »Das Hauptthema bleibt Schein und Zerfall« projiziert. Auf traten in Leder gekleidete Recken und gertenschlanke Frauen, die sich in sadomasochistischen Szenen übten und einführten ins magische Dreieck der »Neuen Slowenischen Kunst«: die geballte Symbolwelt von Stalinismus und Faschismus, erweitert durch Hirschgeweihe, blutende Jesusherzen und andere Alpin-Accessoires.
Die Gruppe »Roter Pilot« war die Theaterabteilung des streng hierarchisch durchorganisierten Kunstkomplexes, der seit 1984 unter dem (deutschen!) Titel »Neue Slowenische Kunst – NSK« firmierte. Ausgestattet mit Manifesten, Grundsatzerklärungen und einem firmeneigenen Organigramm, als

handle es sich um ein Agrokombinat oder den slowenischen Modellkonzern »ISKRA«, trat »NSK« an allen kulturellen Fronten an. Die Malergruppe nannte sich »Irwin«, die Musikgruppe (wiederum deutsch) »Laibach«. Selbstverständlich gehörte jene Gruppe »Neuer Kollektivismus«, die das skandalöse Plakat zur »Stafeta« entworfen hatte, ebenfalls dazu. Grundprinzip aller war ein emphatisches Bekenntnis zum »Kollektivismus«: »Die neue slowenische Kunst bekämpft den Geschmack, die Urteile und die Überraschungen des Individuums. Sie ist freiwillige Entpersönlichung«, hieß es in einem Manifest.

Gröber, brutaler ließen sich die gesammelten gesellschaftspolitischen Tabus der Kommunisten – und auch gleich jene der politischen Opposition – gar nicht verletzen. Das Pathos der Partisanen mit jenem des Faschismus zusammenzubringen, um dem Ganzen dann slowenisch-folkloristische Reh-Krickeln aufzusetzen und letztlich die schmerzhafte Mischung zu einem Neo-Heroismus – pardon, in der Terminologie von »NSK« hieß es »Retrogardismus« – zu stilisieren: kompletter hätte kein Rundumschlag sein können. Denn, darauf bestanden die offiziellen Sprecher von »NSK«, all das war todernst gemeint, ohne jede Spur relativierender Ironie.

Über den Plakat-Skandal gab damals ein schmächtiger »NSK«-Sprecher mit Bubengesicht, der sich auch noch »Ivan« nannte, zu Protokoll: »Wir wollten eine heroische Atmosphäre schaffen, um der Feier um die Jugendstafette ihren heroischen Charakter wiederzugeben. Deshalb haben wir diese Bildvorlagen gewählt. Ohne jede Ironie. Es war mehr wie im Zweiten Weltkrieg, als Partisanen rote Sterne über Hakenkreuze gemalt haben.«

»NSK« war im Umfeld des für die frühen achtziger Jahre typischen buntschillernden Polit-, Kultur- und Sozialunderground herangewachsen, zwischen Punks, Alt-Oppositionellen der 68er Generation, Randgruppenfreaks und kommunistischen Studenten, die vom polnischen Virus und der fixen Idee einer »civil society« angesteckt waren. So entstanden in Ljubljana die erwähnten Schwulenfestivals, eine Punkband, die sich einen in New York aufgewachsenen und in Soziologie promovierten Diplomatensohn als »Cheftheoretiker« hielt, ein KP-Jugendverband, der die schärfste Zeitschrift der neuen Opposition – das Jugendblatt *Mladina* – herausgab.

Der Erfolg war groß. Und »NSK« wurde nie verboten. Das war damals in Jugoslawien, ja, selbst im liberalen Slowenien noch keine Selbstverständlichkeit.

Bald fand das Laibacher Kuriosum auch international verblüffte Bewunderer. Die Maler von »Irwin« wurden zur Kasseler »documenta« eingeladen. Die Musiker von »Laibach« stießen in die Spitze des europäischen Avantgarde-Rock vor, produzierten bald in den besten Londoner Studios und

wurden als martialischer Schmuck für eine »Macbeth«-Inszenierung ans trendsetzende Hamburger Schauspielhaus geladen. Der *Wiener* enthüllte ultimativ: »Szene Laibach – das kulturelle Mekka von morgen«. Das beruhte zum Teil auf einem bezeichnenden Mißverständnis. Die neofaschistischen Posen der Laibacher taugten nur allzu gut zum Szene-Grusel.
In einem ganz anderen, weniger pittoresken Punkt brachte »NSK« tatsächlich ein gesamteuropäisches Novum auf die Bühne. »Laibach ist die erste Band aus einem sozialistischen Land, die nicht versucht hat, den Westen zu kopieren«, kommentierte der Laibacher Punk-Theoretiker Gregor Tomc. Neu war aber auch, so läßt sich rückblickend bemerken, daß die »Neue Slowenische Kunst« an jenes enorme Potential rührte, das im Nationalismus ruht.
Seit den frühen achtziger Jahren begann sich das slowenische Lindenblatt, gebeutelt auch im Wind der Wirtschaftskrise, immer spürbarer zu bewegen. Doch während Kommunisten ebenso wie die Intellektuellen aus der traditionellen Opposition erst allmählich mit der subversiven Kraft des alten neuen Themas experimentierten, einmal mehr in Belgrader Parteikommissionen über den Länderproporz oder in Literaturzeitschriften über die »illyrische Frage« stritten, attackierte »NSK« den Kern. Nicht *subversiv* wollten sie sein, vielmehr preschten sie beängstigend laut vor und wirbelten *affirmativ* all die bedeutungsschwangeren Zeichen auf, die der neue nationale Zeitgeist der achtziger Jahre anzurühren begann. Schockierend an »NSK« waren letztlich nicht die finsteren Neofaschisten-Posen, sondern der Hinweis, wie gut die autoritären und die hirschgeweihbewehrten nationalen Versatzstücke zu einem einzigen, enormen Konglomerat zusammenzuwachsen vermögen.
Was »Irwin« oder »Laibach« vorführten, sei »Nationalismus in reinster Form«, resümiert Gregor Tomc. »Interessanterweise war das sehr effektiv.«

Im Frühsommer 1990 fahren viele Laibacher mehrere Stunden mit dem Autobus bis über die Grenze nach Österreich, um Waschmittel und anderen Haushaltsbedarf einzukaufen. Die meisten Güter sind in Österreich billiger. Seit der Währungsreform, die die Inflation stoppen sollte, sind auf den alten Dinar-Scheinen vier Nullen zu streichen. Der »Bund der Kommunisten« mußte soeben 500 Angestellte auf die Straße setzen. Die Rosenverkäuferinnen, die abends die Restaurants durchstreifen, sind Mädchen aus dem Mittelstand. Die Restaurants sind voll. An der Ljubljanica flitzen Jugendliche mit ihren Vespas die Uferpromenade entlang. Jože Javoršek, ein Schriftsteller, der nach dem Krieg einige Zeit als »Feind der Republik« im Gefängnis saß, ist vor wenigen Tagen »rehabilitiert« worden. Jetzt spottet

er bitter über Schriftstellerkollegen, die sich als »Opfer« des früheren Regimes darstellen. Der PEN-Club unterhält jedenfalls immer noch eines der besten Restaurants der Stadt.
Viele der ehemaligen Alternativ-Aktivisten haben sich unterdessen zurückgezogen. Gregor Tomc, der Ex-Punk-Theoretiker, ist dabei, eine neue Band aufzubauen. Der Leadsänger seiner früheren Formation wechselte in die Porno-Branche. Drago Jančar, der Schriftsteller, hat den Posten des Kulturministers abgelehnt, damit endlich Politiker solche Geschäfte führen.
So verfügt Drago Jančar wieder über etwas mehr Zeit. Als wir uns treffen, stellt er mir einen Kollegen aus Argentinien vor. Einen Slowenen, der in Buenos Aires geboren wurde, Gedichte auf slowenisch schreibt und sagt: »Ich bin heuer zum zweiten Mal nach Slowenien *zurückgekehrt*.« Erst sein Psychoanalytiker habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er ständig von der »Rückkehr« in ein Land spreche, das er kaum kenne. Erst später, beim Mittagessen, erläutert Drago Jančar die Geschichte:
Sein Freund sei Sohn einer Familie emigrierter »Domobrancen«, slowenischer »Heimwehrsoldaten«, die im Zweiten Weltkrieg auf der Seite Hitlerdeutschlands standen. Sie waren geflüchtet, nachdem Titos Partisanen nach Kriegsende zehn- bis zwölftausend Kämpfer dieser Domobrancen-Armee nahe der kleinen Stadt Kočevje (Gotschee) hatten erschießen lassen. Zuvor waren viele »Domobrancen« bereits auf britisch besetztes Gebiet in Kärnten geflüchtet. Die Engländer aber lieferten sie wieder an die Partisanen aus. Vierzig Jahre hindurch waren die 30 000 im argentinischen Exil die einzigen lebenden Zeugen für eine *andere* Geschichte Sloweniens.
Noch vor einem Jahr war das Wort »Domobranci« tabu. Doch in jedem Dorf Sloweniens gab es Menschen, die auf der einen oder auf der anderen Seite gestanden hatten, 45 Jahre lang.
»Wieviele Anlässe gab es, einander zu hassen!«
Am Ort des Massakers kam es Anfang Juli 1990 zu einer Gedenkversammlung. Der Erzbischof von Ljubljana, Alois Šuštar, und der – frei gewählte, reformkommunistische – Präsident Sloweniens, Milan Kučan, hatten zur Geste der nationalen Versöhnung geladen. Der Erzbischof habe von »unserem gemeinsamen Heimatland Jugoslawien« gesprochen, darauf machte mich später Slavko Fras extra aufmerksam.
Nur wenige Tage zuvor hatte die aus Christlichen, Sozialdemokraten und Grünen bestehende Regierungskoalition von »Demos« die »Souveränität« Sloweniens gegenüber Belgrad per Parlamentsbeschluß dekretiert. Auch hier wird sofort in feingesponnenen Worten nachgelegt: »souverän« sei Slowenien, nicht »unabhängig«. Von einer Spaltung Jugoslawiens könne

keine Rede sein. Gewiß, die einzige *praktische* Folge war bis dahin bloß eine Erhöhung des Benzinpreises für Slowenien. Aber es geht immer auch um Sinnbilder und symbolische Gesten in diesem Land.
Wenig später im Juli 1990 hat der turnusmäßig neu bestellte jugoslawische Staatspräsident Borisav Jovic, ein Serbe, Offiziere in Belgrad zu »erhöhter Kampfbereitschaft« aufgerufen und einen Militäreinsatz gegen die vom Zentralstaat wegsteuernden Republiken Kroatien und Slowenien »nicht mehr ausgeschlossen«. Drei Tage nach dieser sehr ernsthaften Drohgebärde reiste der Präsident nach Laibach, um den slowenischen Ministerpräsidenten, den Christdemokraten Lojze Peterle, wieder zu beschwichtigen. Den ganzen August über eskalierte der Streit zwischen Kroatien und Serbien um ein Referendum, mit dem die serbische Minderheit in Kroatien ihre Autonomie festzustellen versucht. Eine serbische Verschwörung nennen dies die Kroaten, einen Versuch, »die demokratisch gewählten Behörden in Kroatien zu stürzen«. Die jugoslawische Luftwaffe fing drei kroatische Polizeihubschrauber ab.
»Die Perspektive ist ein Kampf zwischen Großserbien und Großkroatien«, dozierte der slowenische Sozialdemokrat Jože Pučnik in der Fernseh-Talkshow in Österreich und rutschte noch tiefer in den Lederfauteuil. Keiner hörte auf ihn. Denn allen Zuhörenden war eine andere Trennlinie beim Versuch, das Chaos etwas übersichtlicher anzuordnen, längst ans Herz gewachsen, nämlich der Streit um Jugoslawien als künftige »Föderation« oder »Konföderation«. Gemeint ist eine »Begriffshülse mit variablem Inhalt« *(FAZ)*, die Jugoslawien teilt in die westlichen, katholischen, ehemals kakanischen Republiken Slowenien und Kroatien einerseits und die einst osmanischen, christlich-orthodoxen bzw. teilweise islamisierten Republiken Serbien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro und Makedonien andererseits. Slowenien und Kroatien plädieren für einen höchst losen Verband Jugoslawiens, um so *Europa* näher zu sein, der *Balkan* hingegen für die engere Bindung einer Föderation, die die Kanäle der Macht eindeutiger in Belgrad zentriert. Allerdings, so eindeutig ist längst nichts mehr in Jugoslawien. Die *Ost-West*-These, der zufolge Jugoslawien zwischen Europa und dem Balkan aufgeteilt werden kann, hat die Geschichte für sich. Die galoppierenden Absetzbewegungen Sloweniens jedoch lassen die Nähe zur kroatischen Nachbarrepublik nur noch als ein taktisches Bündnis auf Widerruf erscheinen.
»Jugoslawien ist nie ein Rechtsstaat gewesen. Jetzt stirbt er an seiner Schwäche ab.« Jože Pučnik stellt ihm bereits den Totenschein aus und will nicht einmal mehr die »Konföderation« auf Dauer gelten lassen.
In Serbien droht ebenso offen der Populist Milošević, das Wort »Konföde-

ration« augenblicklich mit der Frage der Grenzen zwischen den Republiken zu verknoten. Den zu neunzig Prozent albanischen Kosovo hat er Serbien bereits einverleibt. Bosnien-Herzegowina würde den Sprengversuch kaum überleben. Und in Kroatien begann bereits das Zündeln rund um die serbische Minderheit.

»All die kleinen Nationen müssen Staaten werden.« Drago Jančar schenkt nochmals vom leichten, hellroten serbischen Wein nach. Er malt Staaten aus, die sich fast nur noch um Kultur, Identität und Umwelt zu kümmern brauchten. Alles weitere besorge dann der Markt.
Wir sitzen unter einer mächtigen Linde. Die Überlegungen kommen so selbstverständlich, daß ich nachzufragen vergesse, was jene tun sollten, die sich den Luxus solcher Selbständigkeit nicht werden leisten können. Denn Drago Jančar träumt allein von Slowenien.
Slowenien setzt sich von Jugoslawien ab. Hier ist das nationale *Lindenblatt* längst kein martialisches Symbol mehr, sondern modernes Trademark für den Fremdenverkehr. Slowenien habe keine Minderheiten, wird zumindest in Laibach gesagt (etliche tausend Kosovo-Albaner und Bosnier, die als Gastarbeiter kamen, aber auch die italienische Minderheit im Norden Istriens werden dabei allerdings schlicht negiert). Slowenien sorgt sich um die direkten Flugverbindungen mit Paris und New York. Man hat schlimme Sorgen, gewiß. Gerade zerbricht der Modellkonzern »ISKRA«. Das Kernkraftwerk in Krško ist in einem beängstigenden Zustand. Aber das Aufräumen beginnt. Der neue Außenminister hat gelernt, daß ausländische Investoren nur gewinnt, wer »Ordnung schafft im eigenen Haus«. Und der weltläufige Herr Rupel dreht plötzlich den Spieß um: »Wir sind bestrebt, möglichst viele jugoslawische Republiken in die Konföderation einzubinden.« Einen Augenblick: Gab es nicht einmal ein Zentrum in Belgrad? »Wenn die Serben mitgehen wollen, sind sie willkommen.«

(August 1990)

# Renée Zucker
# Marktplatz Berlin

Es riecht nach Mensch auf der Kantstraße, und dieser Geruch ist stärker als Auspuffgase, Bac-Deo und Armanis Eau de Toilette. Es riecht nach Menschen, die meistens mit dunkelblauen Synthetikanoraks, dunkelbraunen Anzughosen oder stonewashed Jeans-Anzügen bekleidet sind und sich die Arme von Kartons mit Videorecordern, Farbfernsehern und Radiorecordern ausrenken lassen. Die Kantstraße heißt jetzt »Warschauer Allee«, und kopfschüttelnd kämpft sich der Berliner eine Gasse durch Trauben von Polen und DDRlern, die vor Aldi und Penny auf Einlaß warten.

Antjes Kater ist gestorben. Zehn Jahre hatte er ihr Leben begleitet, und nun war er dahingegangen. Obwohl Antje eine moderne junge Frau des 20. Jahrhunderts ist, wollte sie ihn nicht einfach in den Mülleimer werfen. So bettete sie ihn liebevoll in einen mit alten Laken ausgestopften Pappkarton, in dem der neue Videorecorder ihres Nachbarn verpackt gewesen war. Der Karton wurde sorgfältig verschnürt, und Antje ging los, einen schönen Platz für die Bestattung des Katers zu finden.
Auf der Kantstraße, kurz vor der Bushaltestelle, wird sie von einem jungen, offensichtlich polnischen Mann angesprochen. Ob sie ihm wohl 10 Pfund Kaffee bei Aldi kaufen könne – irgendeine Regelung gestattet den Polen diese Menge ganz und gar nicht –, und er streckt ihr einen Hundertmarkschein entgegen. Antje, schon lange der Berlinischen Hetze gegen das osteuropäische Ausländerpack müde, nimmt das Geld und bittet den Mann, so lange mit ihrem Karton auf der Straße zu warten. Nachdem sie etwa eine dreiviertel Stunde vor der Kasse in der Schlange gestanden hatte und erschöpft, aber befriedigt mit 10 Pfund Aldi-Kaffee wieder draußen war, suchte sie vergeblich nach Mann und totem Kater im Karton. Beide waren mittlerweile wohl auf dem Weg nach Polen und würden dort wahrscheinlich für eine große Überraschung sorgen ...

Es riecht nach Mensch auf der Kantstraße, und ich kann mich nicht erinnern, diesen Geruch jemals zuvor wahrgenommen zu haben. Die tragbaren,

riesigen Kassetten-Recorder heißen jetzt »Warschauer Ghetto-Bluster« – die Berliner waren schon immer bekannt für ihren feinen Humor. Alle zwei Wochen entdecke ich einen neuen, völlig überfüllten Laden für HiFi-Geräte. Wo war denn noch mal der Stoff- und Lederladen, in dem ich immer Flicken für die alte Hose bekam? Schon lange nicht mehr da, winkt Monika ab und zeigt auf das »Tax-Free«-Schild über dem Computer-Geschäft. Kantstraße, Warschauer Allee, Fourty-second Street in Berlin.

Die neue Zeit erkennt man unter anderem daran, daß selbst in etwas besseren Wohnvierteln die Kneipen kein Wechselgeld für Zigaretten herausrükken. Besonders betroffen sind davon diejenigen, die nur Markstücke im Portemonnaie haben: die Automaten nehmen, wegen polnischen Mißbrauchs natürlich, nur noch Zweimarkstücke. Klaus hat endlich ein jugoslawisches Restaurant gefunden, bei dem, so der Kellner auf die Frage, welches Geldstück der Automat zu nehmen beliebe, »alles genommen« wird, – »außer Zloty natürlich«, ruft ihm der Kellner grinsend nach. Natürlich.

Montag mittag am sonnenbestrahlten Savignyplatz. Wer gerade nichts besseres zu tun hat, sitzt im »Shell«, der ehemaligen Tankstelle, die jetzt semibetuchte Jungunternehmer und angehende Mediengrößen verköstigt. Bei gutgekühltem trockenen Weißwein, vollwertigen Sesamwaffeln, wahlweise mit Sahne oder Joghurt, liest man *Geo*, *taz*, *Zeit* oder *Harpers Bazaar* und grüßt zerstreut freundlich nach links und rechts. Plötzlich steht da ein kleiner, dreckiger Junge mit einem noch dreckigeren Pappschild in der Hand: »Bin aus Rumänien bitte geben Geld«. Monika und Annie bleibt der kühle Weißwein im Munde schwimmen und wird warm. Sofort werden die Portemonnaies gezückt, und zwei Fünfmarkstücke verschwinden in schmutziger Kinderpfote. Der Mann am Nachbartisch vergräbt sich stirnrunzelnd etwas tiefer hinter den Feuilleton-Seiten der *Zeit*. Ruhig bleibt der Junge vor ihm stehen und schiebt sein Pappkärtchen immer weiter vor. Der *Zeit*-Leser scheint einen furchtbar spannenden Artikel gefunden zu haben, vielleicht eine Theaterkritik von Peter Steins »Roberto Zucco«-Inszenierung? Ein Stück über einen Geiselnehmer, der so widerlich war, wie wir vielleicht insgeheim auch gern geworden wären. Zehn Minuten bleibt das Kind schweigend vor den aufgeblätterten Zeitungsseiten stehen, Monika und Annie steht der Schweiß auf der Stirn, dennoch greifen sie nicht zum Weißweinglas. Der Junge geht zum nächsten Tisch, an dem zwei junge Frauen ihr Lachs-Carpaccio nur noch halb genießen, weil sie schon ahnen, was auf sie zukommt. Der Junge hat nicht allzuviel Geld einsammeln können an diesem sonnigen Charlottenburger Mittag.

Hans M., Kriminalbeamter: »Wir können dieses Problem nur intellektualisieren und nicht emotional betrachten. Das schlechte Gewissen mit dem Wissen, hier dem Falschen Geld zu geben ... das Herz schwappt vor Mitleid über, aber der Kopf weiß: es ist ja gar kein echtes Leiden da. Wir sprechen bei dieser aggressiven Form des Bettelns im Willensstrafrecht von intensiver Kriminalität. Jede Mark, die Sie geben, steckt der Klan-Fürst in seinen 450er Mercedes. Die Sache läuft folgendermaßen: Die Kinder werden morgens dreckig gemacht, weil es um Mitleidserheischung geht, in den unterschiedlichsten Formen: da werden epileptische Anfälle markiert, Gliedmaßen weggedrückt, um Verkrümmungen zu demonstrieren, und eben die Kinder in besonders zerrissene Kleider gesteckt. Da wird geübt, wie die sich auf die Straße legen sollen, damit die Leute Mitleid haben. Das sind alles Mittel zum Zweck mit Konsequenzen. Wenn die nämlich sehen, daß Sie beim Geldgeben erkennbar nachlässig sind – dann ist das Portemonnaie gleich mit weg.«

Auf der Kantstraße riecht es nach Mensch, und ich schäme mich bei dem Gedanken an Marie Schlei, die einst, als Entwicklungshilfeministerin in Afrika weilend, behauptete, man könne die Neger schon am Geruch erkennen. Ich habe das Gefühl, ich könnte mit geschlossenen Augen über die Kantstraße gehen und die Ostler erriechen.

Magitas Lieblingssong ist der »Türkenblues«. Als sie noch Sängerin bei »Abwärts« war, schrieb sie das Stück für die »Amok Koma«-LP. »Transistorbruder aus der Sahara, willst du auch ein Stück vom großen Kuchen?« Seit die Neue Deutsche Welle schon längst von HipHop, House und Acid-Music abgelöst wurde, krepelt Magita in Neukölln vor sich hin und probiert den Gang ins letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.
Abends kommt sie erschöpft aus einem Video-Studio und geht, in Gedanken noch ganz bei der Arbeit, Richtung U-Bahn. Ihre große Handtasche trägt sie, wie jede erfahrene Großstädterin, quer über der Schulter. Die beiden Männer müssen wohl in einem geparkten Auto gesessen haben – sie hat sie gar nicht kommen sehen. Plötzlich stehen sie mit gezückten Pistolen direkt vor ihr. »Die waren ja so klein, daß sie mir die Pistolen immer in die Rippen drückten, die kamen gar nicht an mein Gesicht ran.« Es war das klassische Überfall-Paar, ein etwas größerer Hübscher und der kleine Häßliche. »Geldtasche härr«, sagt der Hübsche, und der Kleine echot es hinterher. »Ach du liebes Lieschen«, denkt Magita und weiß noch aus ihrer Zeit, als sie in der Psychiatrie arbeitete, daß man den Menschen in die Augen gucken muß. »Jungs, ich bin arbeitslos«, sagt sie und dann noch ganz

langsam hinterher: »Was soll denn das?« In dem Moment geht auf der anderen Straßenseite eine junge Frau vorbei – »Ganz ruhig, keine Ton«, sagt der Hübsche und drückt die Waffe fester in Magitas Seite. »Scheiße«, denkt Magita und brüllt: »Hilfe, ich werde überfallen!« Die Frau geht ganz ruhig weiter. Magita merkt, wie die Wut in ihr hochsteigt – »ich hatte einen richtigen Adrenalinschub« –, die Jungen reißen ihre Tasche runter, rennen los, Magita hinterher. »Ich will meine Hausschlüssel wieder haben«, schreit sie, die Jungen lassen vor Schreck das Portemonnaie fallen, weil ihnen beim Öffnen der Tasche ein Päckchen Heilerde entgegenstaubt – »die dachten wahrscheinlich, ich bin irgendeine Hexe, und jetzt haben sie den Voodoo« –, aber Magita will gar nicht ihr Geld, sie will ihre Hausschlüssel, wedelt mit der Geldbörse in der Luft rum, läuft weiter hinter ihnen her und sieht den alten Berliner Bürger, der mit seinem Dackel Pippi machen geht. »Ruf die Bullen!« Seine Frau hängt im Fenster und ruft die Bullen, die Jungs sind auf einem Schulhof im Gebüsch verschwunden, da tauchen drei weitere junge Männer mit Kurzhaarschnitt, Bomberjacken und Springerstiefeln auf. »Was'n hier los?« Der Dackelbegleiter schildert den Fall. »Kein Problem«, sagen die drei, »das ham wir gleich« – »aber die haben Schußwaffen«, sagt der Mann. »Kein Problem, die ham wir auch« – jetzt wühlen sich mittlerweile fünf Männer durchs Gebüsch, und schon kommt die Polizei mit Lalülala.

Schon als die Jungs im Polizeiwagen sitzen, beschleicht Magita ein unangenehmes Gefühl. »Die waren nicht wirklich gefährlich«, sagt sie auf der Wache zum vernehmenden Beamten, »die wollten, glaub ich, nur mein Geld.« Den Beamten interessiert das wenig.

Bei der Gerichtsverhandlung erfährt Magita, daß es sich um jugoslawische Zigeuner handelt. Ihre schmuddelige Zigeuner-Mutter sitzt klagend auf der Zuschauerbank. Magita wird ganz schlecht mit den Angeklagten und der weinenden Mutter im Rücken. »Stehn'se grade«, sagt der Richter und »kommen Sie zur Sache«, als Magita nicht aufhört, darauf hinzuweisen, daß der ganze Überfall vielleicht doch nicht soo schlimm war. »Ich meine, ich hab mir schon auch gesagt, nu romantisier das mal nicht – ne alte Oma wär vielleicht vor Schreck tot umgefallen, aber ich solidarisier mich eben immer so schnell mit den Unterprivilegierten.«

Der Richter reagiert unwillig, als sie ihn später anruft. Viereinhalb Jahre hätten die Knaben bekommen, das sind die Preise für Waffenbesitz. Warum sie das überhaupt interessiere? Er versteht, als sie erklärt, daß sie auch Verständnis für die Situation der beiden Täter habe, aber: »Setzen Sie sich doch mit dem Innensenator auseinander!«

Danach widerfährt Magita eine Serie von kleinen Unglücken: die Waschma-

schine läuft über, die Wohnungstür fällt ins Schloß, als sie draußen ist, der Mann vom Schlüsseldienst ist total unkooperativ – »haben die mich jetzt verhext?« fragt sie hysterisch und sieht die Mutter in einem verdunkelten Wagen murmelnd die Karten gegen sie legen ...

Es riecht nach Mensch auf der Kantstraße, und ich höre mich beim Stop-and-go-Autofahren und -Bürgersteiglaufen rassistisch fluchen. Scheiß Ostfahrer, gucken nicht in den Rückspiegel beim Rechtsabbiegen, nieten alle Fahrradfahrer um, trödeln quer über Straßen und Trottoirs, behindern den flüssigen Verkehr. Und wie sie riechen – so warm und nach schlechten Zigaretten ...

Im Tempodrom hält Stanislaf Grof, der ehemals tschechische und jetzt amerikanische Mediziner mit LSD- und anderen transpersonalen Erfahrungen, einen Vortrag, unter anderem über die Nachwirkungen jener transpersonalen Reisen. Für Ungeübte werden mittlerweile spirituelle Erste-Hilfe-Stationen eingerichtet. Er erzählt einen Cartoon: Da hängt ein Yogi kopfunter an einem Baum, und unten steht ein entflohener Psychiatrie-Insasse in der Zwangsjacke und sagt: »Kannst du mir verraten, warum man dich einen Heiligen und mich einen Verrückten nennt?« – »Weil ich weiß, wem man was erzählen darf«, antwortet der weise Hängende. Im Publikum sitzen Interessierte aus der Therapeutenszene, Lehrer, Alt-Hippies und Journalisten. Vor dem Zelt streunen jugendliche Zigeuner vom benachbarten Wiesengrundstück, das zeitweise zum Zeltplatz umfunktioniert wurde. Sie holen eimerweise Wasser, Bier, Süßigkeiten, Würstchen – »und zahlen immer mit Hunderten«, wundern sich die Tempodrömler und klagen über die Unsitte der Zigeuner, dauernd das Klopapier durch die Gegend zu rollen oder damit die Toiletten zu verstopfen. In Vierergrüppchen schlendern die Jungen an Transpersonal-Informierten vorbei und schnorren Zigaretten, während die Mädchen und Frauen das Handlinienlesen anbieten. Enttäuschend, wie sie immer nur nach noch mehr Geld fragen, um damit ein Kreuz in die Handinnenfläche zu zeichnen, und immer nur sagen, daß Liebe gutt und Geld auch gutt sei ... Margarete hat schon drei Zigaretten verschenkt und beginnt jetzt ihrerseits, den Jungen aus der Hand zu lesen. Da staunen die aber, was Margarete alles weiß, und man kann sich ausmalen, wie es hinterher am Lagerfeuer zugeht, wenn die Männer den Frauen vorwerfen, daß die Gadsche inzwischen die besseren Wahrsagerinnen seien ... »Es gibt Dinge, die man für sich behalten muß«, könnten die Zigeunerinnen geheimnisvoll antworten, aber wahrscheinlich werden sie nur achselzuckend sagen, daß man auch so sein Geld verdiene.

Helmuth H., Spaziergänger: »Die Anwohner werden ja jetzt langsam sauer, wegen dem ganzen Dreck, den die Polen hinterlassen, wenn sie ihre Wagen vollgepackt haben – obwohl ich mich wundere, daß es nicht noch schlimmer ist. Ist ja auch Scheiße, was die Polen da machen. Aber die Leute, die jetzt so sauer sind, das sind ja die, die damals die ganzen Solidarność-Carepakete gepackt haben. Da gibt's son kleinen Bürgermeister, der hat seine Leute auf Vordermann gebracht, die mußten alle Schuhe spenden, und wehe, wenn die ausgelatscht waren; der kommt nämlich aus Schlesien, der Bürgermeister. Aber dann hat der sich in seinem alten Heimatdorf, der ist da mit dem Laster voller Schuhe hin, da hat er sich aufgespielt wie Paul Getty, da haben ihn die Polen rausgeschmissen ... In Kreuzberg haben wir ja mehr die Vietnamesen zu Gast. Neulich war ich bei Drospa, da hatte eine Vietnamesin die letzte Rolle Klopapier aus dem Regal gezogen, da kommt ne andere Frau, offensichtlich aus Ostberlin, reißt ihr das Paket aus dem Wagen und sagt: ›Das kriege ich. Wir haben da schließlich lange genug drauf verzichten müssen.‹ Also, jeden Tag bald muß man hier einschreiten. Und auf die Vietnamesen sind die DDRler ja sowieso nicht gut zu sprechen, das ist so wie in Amerika – hat doch Louis Malle in ›Pursuit of Happiness‹ ganz gut beschrieben, daß da die Schwarzen so sauer auf die Asiaten sind, weil die so schnell und erfolgreich arbeiten können. In einem Ostberliner Nähereibetrieb, wo auch Vietnamesen gearbeitet haben, wurden im Akkord irgendwelche Teile zusammengenäht, da haben sich die Vietnamesen aus alten Schrottmaschinen zu Hause ne neue Maschine zusammengebastelt und auch mal Stoff mitgenommen, den ganzen Kram da fertig gemacht, und dann hing quasi der Akkord vom Tag schon morgens auf der Stange – da waren die Deutschen natürlich knatschig. Obwohl, ich find's ja in Ostberlin viel spannender, da sind jeden Tag Demonstrationen, wegen Asbest im Palast der Republik, die Wissenschaftler, die Beamten, Müllmänner, Bauern, Stasi-Besetzer. Neulich haben sie in Friedrichshain 'ne Kunstaktion gemacht und ein Lenindenkmal als Aldi-versorgten Polen verkleidet – aber da wohnen ja lauter PDSler, und die fanden das gar nicht komisch. ›Das hättet ihr mit Honecker machen können‹, wüteten die rum, ›aber doch nicht mit Lenin, der kann ja nun wirklich nichts dafür.‹ Ja, und dann geh ich immer morgens um vier Uhr zum Alex, Zeitungen kaufen – da stehen ja jetzt immer die jungen Türken, sehen alle aus wie aus ›Miami Vice‹, und die dealen da rum und reißen die Mädchen auf. Die Türken aus Kreuzberg haben ja, was Ausländerfeindlichkeit angeht, überhaupt keine Sorgen – ›wir haben doch die Autonomen‹, sagen die. Ich glaub ja auch nicht, daß hier die Polen oder Zigeuner das Problem sind, das Problem ist doch, wie die DDRler, einer nach dem andern, übern Tisch gezogen werden.«

Es riecht nach Mensch auf der Kantstraße, und vielleicht könnte man den Sport verfeinern, indem man rausfindet, welcher Geruch zu welcher Nationalität gehört. Die DDRler sind mittlerweile durch bessere Kleidung von den Polen zu unterscheiden. Anfang des Jahres, als ich mit zwei französischen Freunden über den Kudamm ging, vergnügten wir uns noch mit dem Ratespiel: West oder Ost. Inzwischen machen die DDRler wahrscheinlich schon lange mit: Pole oder Rumäne.

Wie seltsam: seit einem Jahr wird nicht mehr, wie sonst üblich, wenn mehrere verschiedene Ausländer beieinander sitzen, englisch gesprochen. Seit November 89 spricht man hier deutsch, und selbst die angereisten Franzosen, die doch bekanntermaßen nicht einmal Englisch können, selbst die unterhalten sich prächtig mit den Italienern, Polen, Russen, Letten, Ungarn – auf deutsch!
Und noch seltsamer: plötzlich sind sie alle jüdisch oder behaupten, daß sie es sind. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viele Juden getroffen wie im letzten Jahr, und das in einer Millionenstadt, die nur eine einzige koschere Metzgerei zu bieten hat. Am jüdischsten scheinen die Russen zu sein, obwohl mein polnischer Zahnarzt (der bei dem Zahnarzt von Onassis und Callas gelernt hat) mir bislang unübertroffen schien. Die Russen riechen noch anders als die Polen.

Peter Rosenfeld war einst der jüngste sowjetische Chefregisseur in Moskau, aber schon dort hieß er seit längerem Peter Oleff, weil es nicht so lustig war, in Moskau mit einem jüdischen Namen zu leben, wenngleich der Eintrag in seinem Paß ihn unter der Rubrik »Nationalität« immer noch als »Jude« entlarvt.
Seit einem Jahr lebt er in Westberlin und unterrichtet junge Menschen in der Kunst der Darstellung. »Da siehst du, wie nett die Deutschen sind«, sagt er zu mir, als eine Frau auf dem Kinderspielplatz seinem schreienden Sohn auf der Schaukel einen Schubs gibt. In Rußland seien die Menschen mißgünstig, hartherzig und kriminell geworden, erzählt Peter achselzukkend, und auf meine Frage, wie es kommt, daß die Spielhallen schon lange und die neuen HiFi-Läden jetzt auch fest in russisch-jüdischer Hand sind, grinst er – »sie haben einfach einen anderen Kopf, das weiß man doch«. Peter spricht von Galinski, der gegen die »Juden«-Eintragung in sowjetischen Ausweisen kämpft, als »unserem Vorsitzenden«, obwohl er gar nicht in die Synagoge geht. Als ich ihm zu schnelle Assimilation vorwerfe, grinst er wieder so nett mit seinem unteren schiefen Schneidezahn: »Die Assimilation gehört zu den Juden wie gar nichts sonst.« Dann brüllt er plötzlich

gegen Perestroika los und daß Glasnost auch nicht funkioniert. »Die Russen wissen nichts. Sie reden über Lenin und Stalin, aber sie wissen nichts über Tschernobyl und deutsche Steuergesetze!« Ich bin verblüfft, werbe um Verständnis für die Unwissenden, sage, daß ich schließlich auch nichts über schwedische, französische, italienische Steuergesetze weiß, von russischen ganz zu schweigen... »Aber die müssen doch etwas verändern in diesem Scheißland, sie müssen kapieren, wie das deutsche Steuersystem funktioniert, damit sie es auch dort einführen können!« – »Ja, dann mußt du jetzt wieder dorthin zurück und es ihnen erklären«, agitiere ich frohgemut.' »Bist du verrückt«, kommt es in diesem atemberaubenden, gurrenden Brummton zurück, »nur mit dir zusammen, haha.« Peter riecht wie eine warme Jacke.

Anatol Ugorski ist vor zwei Monaten im Ostberliner Lager mit Frau und Tochter angekommen. Mit sieben Personen leben sie jetzt in zwei Durchgangszimmern. Sein Klavier mußte er in Leningrad lassen. Die letzten fünf Jahre konnte er sowieso kaum öffentlich auftreten, »weil ich mit Pierre Boulez gespielt habe«. Warum darf man nicht mit Pierre Boulez spielen? »Selig sind die, die solche Fragen stellen.« Er lächelt milde durch eine große Zahnlücke. Als noch ein sibirischer Dirigent und Komponist dazukommt, der jetzt in London lebt, erzählen sie abwechselnd Witze: »Ein Japaner und ein Russe kommen zusammen. Der Japaner sagt: ›Ich arbeite zwei Stunden für mich, zwei Stunden für den Chef und vier Stunden für Japan.‹ Mitleidig schüttelt der Russe den Kopf. ›Ich arbeite auch zwei Stunden für mich. Die Chefs haben wir schon vor langer Zeit abgeschafft, und für Japan arbeite ich gar nicht.‹

Es riecht nach Mensch auf der Kantstraße, und die Polen riechen tatsächlich anders als die Russen. Das muß daran liegen, daß die Polen mehr auf der Kantstraße hin- und herlaufen, während die Russen oft in den Geschäften die Kartons rauf- und runtertragen. »Es riecht hier nach Russen«, sagt die Baba Yaga oft, das alte Hexenweib in osteuropäischen Märchen, wenn ihr eine Situation nicht geheuer ist.

Fast keine Talkshow, keine Ost-West-Diskussion mehr ohne Gregor Gysi. Eine Zeitlang haben ihn alle geliebt. Besonders die Frauen. Von seinem ausgesprochenen Eros war in manchen Frauenzeitschriften die Rede, und fast will es einem heutzutage so vorkommen, als habe sich Gysi, selbst ganz überrascht von seiner Wirkung, anschließend zu sehr auf diese verlassen, dafür aber vergessen, was er ursprünglich einmal vorgehabt hatte. Am verblüffendsten entlarvte ihn einmal Inge Meysel, mit der er einen Talk-show-

Abend verbrachte. Gysi verwahrte sich irgendwann recht ungeduldig gegen den Vergleich zwischen Honecker-Staat und Drittem Reich. Immerhin habe die DDR niemals Millionen von Menschen vergast oder in Kriegen umgebracht, sagte er zornig, wurde aber sogleich von unserer Mutter Inge unbeeindruckt darauf hingewiesen, daß es die DDR ja noch gar nicht gegeben habe, als die Juden vernichtet wurden... Dazu fiel Gysi nichts mehr ein.
Mag sein, daß sein Sex-Appeal immer nur so lange reicht, wie er geht, steht, aussieht und grinst. Ob er nach der Vereinigung ein Bundestagsmandat anstrebe, fragte ihn ein Reporter. »Ich denke, das hat der deutsche Bundestag sich verdient – finden Sie nicht?« entgegnete der PDS-Chef. Das Mutterlustgefühl ihm gegenüber scheint ein wenig der Ratlosigkeit gewichen, was er denn wohl wirklich wollen könnte.
»Die Juden sollten nicht in die Politik gehen.« Mein Zahnarzt schüttelt den Kopf und stülpt die Ohrschützer über, weil er jetzt den Bohrer mit dem hohen Pfeifton einsetzt. »Sie sollten lieber gute Rechtsanwälte und Ärzte werden – die Politik hat ihnen nie gut getan und ihrem eigenen Volk nur geschadet.« Bevor er das sagt, schließt er die Tür des Behandlungszimmers, die sonst offensteht.

Hans M., Kriminalbeamter: »Über die Kriminalität der osteuropäischen Ausländer möchte ich eigentlich nicht spekulieren. Es sind doch sehr viele Juden darunter, und das kann sehr leicht in die falsche Richtung losgehen. Und was jetzt angeblich an neuen Problemen auftaucht, das gab es schon immer, es kommen halt nur noch mehr dazu. Die Masse der Trivialdelikte erdrückt uns. Ich kann mal so sagen, mein Berufsleben spielt sich ab zwischen Beobachtung Maueraufbau und Zurkenntnisnahme Mauerabbau. In der Zeit konnte man schon einige Erfahrungen sammeln, nicht zuletzt auch durch die endsechziger und siebziger Jahre... Da haben wir z. B. jetzt ein Phänomen, das allerdings verblüffend neu ist. Es gibt da in Kreuzberg so eine Ecke mit ehemaligen besetzten Häusern. Die damaligen Besetzer haben ja eine Sanierungsform durchgedrückt, die mit Senats- und eigenen Mitteln finanziert wurde. Jetzt sind sie also Eigentümer, und natürlich sitzt auch die Studentische Unterkunftsvermittlung mit drin, und seit Anfang April haben sie Besetzer auf ihrem Dachboden. Nee, also Häme ist auf meiner Seite nicht. Na, und wat passiert konsequenterweise? Sie brüllen nach der Polizei. Wir haben dann das erste Mal geräumt und die Besetzer rausgeschmissen, ist ja keine große Sache für uns. Aber nun ist das ganze Ding basisdemokratisch organisiert, und diese Studenten, die ungefähr 32 Prozent da ausmachen, haben dann anschließend die Besetzer zum Frühstück eingela-

den, und damit warn'se wieder drin. Jetzt brüllen die andern soundsoviel Prozent der Eigentümer wieder nach der Polizei, aber Polizei sagt: mit basisdemokratisch könn' wir nüscht anfangen. Wir räumen nicht. Das führt nun mittlerweile zu erheblichen Bedrückungen, also, die wollen Druck auf uns ausüben, daß wir da räumen ...«

The times, they are a-changing ... Die Anarcho-Kabarettisten »Drei Tornados« haben mittlerweile ein schickes Varieté eröffnet, wie es die Szene von Hamburg und Frankfurt schon vorgemacht hat, und bemühen sich, gemeinsam mit dem Regierenden Bürgermeister Momper Marlene Dietrich die Ehrenbürgerschaft Groß-Berlins anzutragen, und Timothy Leary hält in der Humboldtuniversität einen Vortrag über Cyberspace, die legale Selbstgehirnwäsche, was interessant ist, wenn man an die alten Zeiten denkt, wo es hieß, die besten Acid-Trips kämen aus den Labors eben jener Universität. Unter den 2000 Zuhörern waren kaum Ostler, weil alles auf Englisch lief, und ich sitze in meiner Küche und überlege, ob der Leipziger Zoodirektor wirklich seinen letzten Wisent aufgegessen hat und welcher Geruch sich durchsetzen wird. Der nach Mensch oder unserer.

# Tilman Spengler
# Lenins Hirn. Zweite Folge

extra

Die schlanke Frau mit dem blonden, wie zum Diadem gewundenen Zopf lag auf einer Ottomane, deren Brokatbezug sich in vielen weinroten Fransen verlief. Am Fußende standen zwei modische Stiefeletten, die einander die halbhohen Absätze zuwandten. Die Frau atmete schwer, fast keuchend, ihre Augen waren geschlossen.

Einer der beiden Männer in dem halbdunklen Raum trat dicht an sie heran und bewegte seine Hand über ihren nackten Unterarm, ohne sie zu berühren. »Sie sind gleich ganz ruhig«, sagte er langsam und nachdrücklich, »ganz ruhig und entspannt. Ich werde jetzt bis zehn zählen, dann verspüren Sie nichts mehr, nur noch eine wohlige Ruhe.«

Er begann zu zählen und vollführte dabei weiter seine Bewegungen über den Arm der blonden Frau. »Jetzt empfinden Sie nichts mehr.«

Die Patientin schlug die Augen auf: »Nur noch Ihr Streicheln. Es zieht wie ein angenehmer Windhauch über meine Brust.«

Vogt drehte sich abrupt um: »Das müssen wir im Protokoll vermerken.« Er zog die Schultern hoch und diktierte: »Nach der ersten hypnotischen Intervention bemerkenswert hoher Schwellenwert der affektiven Resistenz.«

Er beugte sich wieder über die Frau auf der Ottomane: »Ich zähle jetzt von zehn rückwärts und befehle Ihnen, sofort einzuschlafen.«

Die Patientin verschränkte ihre Arme über der Brust. Ihr Atem ging nun regelmäßig.

Eine Stunde später hatte Vogt das Behandlungsprotokoll korrigiert und unterschrieben. Sein Assistent war bereits aufgebrochen, um an zwei oder drei Adressen erprobte Mittel gegen Schlaflosigkeit abzuliefern. An die schlanke, blonde Frau erinnerte nur noch ihr Parfum, das Vogt ganz unbestimmt an Großstadt denken ließ, an Paris vielleicht, an London oder auch an Berlin. Er trat ans Fenster und blickte auf die Straße. Dort strömten festlich gekleidete Passanten unaufgeregt zum Kursaal. In Alexandersbad gastierte an diesem und an den folgenden zwei Abenden ein Pianist, der in Nürnberg und in Meiningen für eine gewisse Furore gesorgt hatte.

»In den schnellen Partien, so zwischen der 18. und der 22. Variation, spielte er ein sehr sauberes, irgendwie fast schon knöchernes Martellato«, erzählte Amanda von Alvensleben und löste ihre Hutnadel. »Da habe ich auch gar nicht mehr an seine Stirn denken müssen, die genauso flach davonfliegt wie sein Kinn. Die langsameren Teile haben mir nicht so gut gefallen. Mein Klavierlehrer hätte gesagt: da hat er geleimt. Also mir kam es so vor, als schliche er sich mit falschen Rubati an die neuen Akkorde an, jedenfalls manchmal. Ich weiß nicht, ob man Bach damit gerecht wird. Ich konnte nicht gut sehen, weil die Dame in der Reihe vor mir auf dem Kopf eine Art Fregatte aus Tüll trug. Aber dem Gehör nach stand er sehr lange auf dem linken Pedal. Vielleicht war es auch nur die Akustik. Doch für ein Kurkonzert fand ich die Vorstellung eminent beachtlich, die Nerven angenehm anregend. Jetzt bilde ich mir fast ein, ich könnte sogar die Astern riechen, die ich Ihnen heute nachmittag arrangiert habe. So, als wären plötzlich alle Sinne zugleich empfindsam und aktiv. Wirklich zu schade, daß Ihnen Ihr Zustand nicht erlaubte, an diesem Vergnügen teilzuhaben. Nur leider, leider, diese falschen Rubati.«

»Bitte seien Sie nicht so technisch«, bat Margarethe Krupp. Sie lag in ihrem Bett wie eine Märchengestalt, die den genauen Ausgang ihrer Geschichte noch nicht kennt, die aber weiß, daß er nicht glücklich sein wird. »Technisches greift meine Nerven nur noch stärker an. Berichten Sie mir lieber, wie die Atmosphäre war, wem Sie begegnet sind, wer vielleicht nach mir gefragt hat. Und bitte ziehen Sie die Vorhänge noch etwas fester zu.«

Amanda von Alvensleben erhob sich und trat ans Fenster. »Zur Nacht ward hier der Raum«, sagte sie leichthin, »nein, das Licht wird Sie morgen ganz gewiß nicht irritieren. Nach dem Konzert baten mich die Cronbergs, morgen mit ihnen im Großen Restaurant zu soupieren – falls Ihnen das genehm ist. Ich traf den Regierungspräsidenten Haniel, er wirkte immer noch sehr verschlossen, fast trübsinnig. Die meisten Bekannten aus dem letzten Jahr, so teilte mir Frau von Cronberg mit, sind noch auf Kur und reisen zur Nachkur erst am Wochenende an.« Sie öffnete ihre Handtasche und tastete nach einer Praline. Geräuschlos entfernte sie das Konfektpapier, wenige Sekunden später preßte ihre Zunge die Schokolade gegen den Gaumen.

»Ihre Naschsucht ist eine Unart«, sagte Margarethe Krupp. »Und es ist ausgesprochen töricht, wenn Sie versuchen, sich dieser Sucht in aller Heimlichkeit hinzugeben.«

»Manche Leute behaupten, sie könnten sogar Chrysanthemen riechen«, fuhr Amanda fort, »diese Fragen des Sinneslebens faszinieren mich. Auf dem Heimweg wollte mir ein Leutnant die Cour schneiden, der Uniform nach aus einem badischen Regiment. Aber ich habe ihn nicht beachtet.«

Frau Krupp schlug mit der flachen Hand auf die Bettdecke. »Es wird höchste Zeit, daß mein Bruder endlich anreist. Jener Leutnant dürfte derselbe sein, der unten für Sie ein Bouquet abgegeben hat. Diese Impertinenz! Und ein Billet! Amanda, ich finde, auch Sie sollten ein wenig mehr Haltung, um nicht zu sagen Zurückhaltung an den Tag legen. Gerade in einem Kurort wie Alexandersbad. Ich mag nicht dulden, daß meine Begleitung ins Gerede kommt.« Die Stimme aus dem Bett hatte jetzt einiges von dem knöchernen Martellato, über das Amanda in ihrem Konzertbericht gesprochen hatte. »Und an meine Nieren, meine Nerven wollte ich sagen, an meine Belastungen denkt dabei überhaupt niemand.«

Amanda von Alvensleben schob die Wasserkaraffe näher ans Bett und schaute sich nach dem Fläschchen mit Riechsalz um. In dem nur durch eine abgeschirmte Kerze erhellten Raum konnte sie kaum mehr als Schemen ausmachen.

»Sie wissen, daß ich Sie nie absichtlich solchen Belastungen aussetzen könnte«, sagte sie sanft, »aber bestimmte Torheiten junger Offiziere im Sommerurlaub gehören nicht in meinen Verantwortungsbereich, sondern allenfalls in den unseres Kriegsministeriums. Doch da denkt man im Augenblick an alle möglichen Kontinente, bestimmt nicht ans Fichtelgebirge. Frau von Cronberg teilte mir übrigens noch mit, daß in dieser Saison ein neuer Kurarzt seinen Dienst angetreten hat, ein Spezialist aus Berlin, offenbar eine Koryphäe für Nervenangelegenheiten. Geheimrat Haniel sei bereits bei ihm in Behandlung, sagte sie, und auch die Wiendorff, die letztes Jahr hier mit ihren Operettenarien so viel Aufsehen erregte und ...«

»Ich dulde keinen Klatsch!« unterbrach sie Frau Krupp.

»Ich wollte wirklich nur von ihrem Gesang reden. Jedenfalls soll Professor Binswanger große Stücke auf seinen jungen Kollegen halten. Bei Forel habe er Hypnotisieren gelernt. Diesem Forel aus Zürich, dem man nachsagt, er sei so genial wie vergeßlich.«

»Und trägt er einen Namen, dieser neue Wunderarzt?«

»Frau von Cronberg hat ihn mir genannt, doch ich muß noch einmal nachdenken. Irgendetwas sehr Kurzes, ich glaube, er heißt Vogt.«

»Es hat mir den ganzen Tag schon so an den Schläfen gezogen, vielleicht muß ich schon morgen nach ihm rufen lassen. Gute Nacht, meine Liebe, bitte vergewissern Sie sich, daß die Tür fest geschlossen ist, wenn Sie mein Zimmer verlassen. Gestern nacht war ein Poltern und Hasten auf dem Gang, als wäre ein ganzes Armeecorps im Laufschritt vorbeigetrampelt. Ich mußte zwei Gramm Brom nehmen, um wieder einschlafen zu können. Die Wirkung trat erst sehr spät ein. Und überprüfen Sie, daß die Mädchen in der Kammer wirklich allein sind. Es hat mir nicht gefallen, wie der Badediener

unsere Elsa angeblickt hat, es hat mir noch viel weniger gefallen, wie Elsa diesen Blick erwiderte.«
Eine Viertelstunde später hatte Amanda von Alvensleben ihre Aufträge ausgeführt. Elsa und Frauke kicherten zwar in ihrer Kammer, als sie ihnen eine Gute Nacht wünschte, doch von Badedienern oder anderen Männern war keine Spur zu sehen.
An der Rezeption überreichte man Amanda die Blumen des Verehrers in einer rauchgetönten Kristallvase. Es waren elf langstielige Nelken in einem Rosa, das Amanda unangenehm an entzündete Schleimhäute erinnerte. Die Bitte des Leutnant Most, vorgetragen in recht forschen Schriftzügen, sie, Amanda, am nächsten Vormittag um elf Uhr an der Anzeigensäule der Firma Stollwerck auf dem Spazierweg zum Kursaal begrüßen zu dürfen, warf sie in den Papierkorb unter ihrem Sekretär. Neben den Papierkorb stellte sie die Kristallvase mit den Nelken.
Die Nachtluft, die durch das geöffnete Fenster drang, roch herb, kraftvoll und ungeheuer direkt. Amanda zog Schuhe, Rock und Bluse aus, der Morgenmantel aus schwarzer Shantung-Seide knisterte, als sie ihn überstreifte. In der obersten Schublade des Sekretärs fand sie den Briefbogen, den sie am Morgen erst zur Hälfte beschrieben hatte. Sie blickte kurz auf die Spitze ihres silbernen Federhalters, stach ihn schnell in das violette Tintenfaß und füllte den Bogen bis zum unteren Rand. Sie setzte nur ab, wenn die Feder zu kratzen begann.
Ein Luftzug bauschte die karierten Vorhänge zu albernen Segeln. Amanda von Alvensleben lehnte sich zurück und summte eine Melodie, die sie nur des Textes wegen deutlich in Erinnerung behielt: »der Wert des Preises für ein gastlich Dach ...« Sie legte sich aufs Bett und sog mit Behagen den Geruch der frisch gewaschenen Laken ein. Dann griff sie in den Nachttischkasten und zog eine kleine, rotlackierte Dose heraus, die ein japanisches Schriftzeichen schmückte. Mit Daumen und kleinem Finger griff sie nach der Opiumpille, strich mit ihr wie mit einem Lippenstift kurz über den Mund und biß zu.

Vogt saß an dem schweren Schreibtisch aus Eiche und blickte mit Wohlgefallen auf die schöne junge Frau, die das Mädchen in den Konsultationsraum geführt hatte. Er erhob sich und deutete auf den mit lila Samt bezogenen Stuhl, auf dem die Patienten in dem für ihn günstigsten Licht saßen.
»Ich komme im Auftrag einer Freundin«, begann Amanda von Alvensleben, »sie besteht darauf, daß ihr Name zu diesem Zeitpunkt nicht genannt wird, denn sie hat sich über eine Konsultation noch nicht mit ihrem Mann ins Einvernehmen gesetzt ...«

»Sie dürfen auf meine Diskretion vertrauen.«
»Bitte legen Sie es mir nicht als Mißtrauen aus, wenn ich trotzdem dem Gebot meiner Freundin Folge leiste. Ihr schwebt vor, daß ich Sie zunächst einmal ganz allgemein nach den Heilchancen der hypnotischen Methode befrage. Und zwar in bezug auf Beschwerden, die sich einmal in schweren Kopfschmerzen, zum anderen in gewissen angstvollen Spannungszuständen des Gemüts ausdrücken.«
Vogt kritzelte die Stichworte auf einen Kalenderblock. Dann blickte er Amanda erwartungsvoll an, doch die schwieg.
»Sie machen es mir nicht gerade leicht, gnädige Frau, und meine Antwort muß so allgemein ausfallen wie Ihre Beschreibung. Also erstens: Ich würde Ihrer Freundin vorschlagen, einmal gründlich organisch abklären zu lassen, ob sich für die Kopfschmerzen andere als, sagen wir, Ursachen der Gemütsverfassung ins Feld führen lassen. Zweitens: Nach meiner und der Meinung meiner vielleicht kompetenteren Kollegen Hilger und Ringier eignet sich die Hypnose als Therapie für eine ganze Skala von Symptomen. Das reicht von der Schlaflosigkeit über Schwächezustände, Suchtkrankheiten, Hysterie, Epilepsie, Zwangsvorstellungen bis zur Melancholie. Was nun im einzelnen für Ihre Freundin zutrifft, entzieht sich meiner Beurteilung.«
Amanda blickte von ihrem Notizbüchlein auf. »Sie reden fast so, als kennten Sie meine Freundin«, sagte sie.
»Was nun gewiß nicht der Fall ist, denn wenn sie mich kennte, hätte sie sicher das Vertrauen gefaßt, persönlich mit mir in Kontakt zu treten. Aber das hätte mich dann wiederum um das große Vergnügen gebracht, Ihnen, gnädige Frau, zu begegnen. Ich muß übrigens noch hinzufügen, daß sich, der Statistik zufolge, männliche Patienten leichter hypnotisieren lassen als weibliche – was aber damit zusammenhängen kann, daß sich eine Frau einem fremden Arzt gegenüber stärkeren Abwehrmaßnahmen unterwirft. Persönlich, darf ich sagen, ist mir dieses Problem erst recht selten begegnet.« Vogt warf Amanda einen langen Blick zu. »Ein weiterer Unsicherheitsfaktor liegt im Alter der Patientin. Gemeinhin gehen wir davon aus, daß sich ein Lebensalter von eins bis zwanzig Jahren für die Hypnotisierbarkeit als am günstigsten erweist. Die folgenden zwanzig Lebensalter weisen dagegen eine stärkere Bereitschaft zur Resistenz auf. Man könnte auch hier von einer zunehmenden Skepsis reden, spräche dagegen nicht die Tatsache, daß sich in den letzten Lebensjahrzehnten wieder günstigere Erfolgsaussichten verzeichnen ließen.«
»Da werden die Patienten wieder gläubiger?« fragte Amanda.
»Ich würde lieber sagen: ihre Phantasietätigkeit wird im Alter weniger hart eingegrenzt. Am leichtesten hat der behandelnde Arzt es natürlich mit mu-

sischen Menschen und mit Angehörigen der niederen Stände.« Vogt blickte einen Moment nachdenklich auf seinen Brieföffner, dann wieder in Amandas braune Augen.
»Lassen Sie mich raten«, rief Amanda, »die Künstler, weil sie alles glauben, und die niederen Stände, weil sie alles glauben müssen.«
Vogt lachte. »Sie haben eine beneidenswerte Gabe der Vereinfachung. Hinreißend! Meine Standeskollegen würden den Sachverhalt allerdings etwas anders *formulieren*. Und da wir beide ja schon fast als Kollegen miteinander reden, möchten Sie jetzt noch wissen, wie wir die Tiefe einer Hypnose klassifizieren?«
»Mich interessiert viel mehr: würde die Patientin mit Ihnen während der Behandlung allein sein?«
»Das könnte ich als Beleidigung auffassen, aber ich unterstelle einmal nur eine fürsorgliche Neugier. Nein, wenn sie Wert darauf legt, kann sie eine Person ihres Vertrauens mitbringen. Im Falle Ihrer Freundin würde ich mich, sollte es zu einer hypnotischen Behandlung kommen, außerordentlich geehrt fühlen, wenn Sie, gnädige Frau, diesen Part der Begleiterin übernehmen wollten.«
Amanda erhob sich und strich ihren Rock glatt. »Ich habe Ihnen viel von Ihrer wertvollen Zeit geraubt, ohne daß ich Ihnen konkrete Hoffnung auf einen Fall machen darf. Haben Sie recht herzlichen Dank für die Einblicke, die Sie mich haben nehmen lassen.« Sie hielt Vogt ihre rechte Hand entgegen.
Der Doktor ergriff sie und deutete einen Handkuß an. »Interessieren Sie sich für Hummeln?« fragte er plötzlich, als sie bereits an der Tür standen.
»Für Hummeln?«
»Ja, für Erdhummeln, Feldhummeln, Steinhummeln und wie sie alle heißen.«
»Warum sollte ich mich für Hummeln interessieren?«
»Eine plötzliche Eingebung von mir. Ich beobachte Hummeln seit meiner Kindheit. Wenn Sie eine entsprechende Neigung verspüren, könnte ich Sie mit dem Kosmos der Hummeln vertraut machen. Wir könnten zum Beispiel gemeinsam die Tiere in der freien Natur betrachten.«
»Ich werde mich melden, sobald ich – wie sagten Sie? – eine entsprechende Neigung verspüre. Leben Sie wohl!«

Margarethe Krupp und Amanda von Alvensleben nahmen das Mittagsmahl auf der Terrasse ein. Schwere Sonnensegel verbreiteten Schatten.
»Kalbsbraten, ich liebe Kalbsbraten«, rief Frau Krupp, nachdem der Ober aufgetragen hatte. »Kalbsbraten ist etwas Herrliches!«

Amanda nahm ihren Bericht wieder auf: »Und ganz zum Schluß hat er mich gefragt, ob ich mich für Hummeln interessiere.«
»Für Hummeln?«
»Ich war auch etwas überrascht. Offenbar sind Hummeln seine Leidenschaft. Er beobachtet sie, und er sammelt sie.«
»Ich finde das nicht so außergewöhnlich, Bertha sammelt Schmetterlinge, und mein Mann, wenn ich das richtig verstanden habe, sammelt Seepferdchen. Klassifizieren, hat Fritz einmal gesagt, heißt die Vokabeln der Sprache der Natur zu lernen.«
Der Ober trug den Nachtisch auf.
»Himbeereis, ich liebe Himbeereis«, rief Frau Krupp. »Himbeereis ist etwas ganz Besonderes.«
Die beiden Damen griffen zu den silbernen Löffelchen.
»Dabei hat er selber etwas von einer Hummel«, nahm Amanda den Faden wieder auf. »Einmal von seinem Aussehen her, also, man muß schon sagen, das Gesicht ist ziemlich zugewachsen, so ein samtschwarzer Bart, wo immer Haare im Gesicht nur sprießen können. Aber ich meine das nicht nur äußerlich. Obwohl auch seine Gestalt so etwas vierschrötig Gedrungenes hat. Ich denke gerade eher an diese hartnäckige Energie, die er auf mich ausstrahlte, so etwas gebremst Unaufhaltsames.«
Der Blick von Frau Krupp zeugte von ungebremster Unaufhaltsamkeit.
»Amanda, Sie scheinen sich außergewöhnlich intensiv mit diesem jungen Arzt beschäftigt zu haben.«
Amanda lächelte. »Ich will Ihnen nur beschreiben, worin ich seine Stärke als Hypnotiseur zu empfinden glaube. So hatte ich meinen Auftrag als, wenn ich so sagen darf, Ihre medizinische Kundschafterin verstanden.«
»Und als solche würden Sie ihn mir empfehlen?«
»Mein Kindermädchen hat mir immer erzählt, Hummeln seien eine Erscheinung der Seele. Das war so ein Aberglaube in der Gegend, aus der sie stammte. Ich mußte mich ganz plötzlich daran erinnern. Irgendwie hing das mit einem Hexenglauben zusammen. Wenn im Dorf eine Frau starb, von der die Nachbarn oder der Pfarrer annahmen, sie sei eine Hexe, dann hat es geheißen: eine Hummel ist von ihrem Körper aufgestiegen. Und dann hat man den Leichnam so abgedeckt, daß die Hummel nicht wieder in ihn hineinfinden konnte.«
»Soll das heißen, daß dieser Vogt Sie an einen Hexenmeister erinnert?«
»Jedenfalls an jemanden, der sich auf Seelen gut versteht.«
»Sie würden mir also raten, mich ihm anzuvertrauen?«
»Nur wenn Ihr Leidensdruck, wie Doktor Vogt es formulieren würde, solches als geboten nahelegt.«

Wie auf geheime Absprache waren zwei Kellner hinter den beiden Damen aufgetaucht. Sie entfernten die Stühle exakt in dem Moment, als die Röcke sie freigaben.
»Lassen Sie den Doktor Vogt fragen, ob ihm morgen nachmittag ein Konsultationstermin hier genehm wäre«, sagte Margarethe Krupp auf dem oberen Absatz der Treppe, »die Kinderfrau hat Instruktionen, Bertha und Martha auf einen Ausflug mit dem Eselsgespann zu begleiten. Den weiteren Verlauf des Tages werden wir dem Gang der Ereignisse überlassen. Natürlich hätte ich mich in dieser Angelegenheit lieber mit Fritz beraten, doch der Zustand meiner Nerven läßt mir keine Wahl, so wenig wie Fritz offenbar eine Wahl zwischen seinen Pflichten gegenüber der Firma und seinen Pflichten gegenüber der Familie zu haben scheint.«

Das Mädchen Elsa, zuständig für Wäsche und Näharbeiten, stand am Bügeltisch, als Amanda den Raum betrat. In das Zischen des Bügeleisens sang sie ein Lied, das ihr der Badediener Knipp beigebracht hatte:

»Balancez, ach herrje,
Rieke tanzt wie eine Fee.
Tritt sie mir, tret' ich ihr,
das gehört nun zum Plaisir ...«

Dazu bewegte sie ihre Hüften wie eine Schiffschaukel.
»Elsa, bitte richte die Seidenschleppe für den grauen Rock her. Und den hellgrünen Jupon.«
Elsa wandte sich überrascht um und machte einen Knicks. »Wann werden gnädiges Fräulein die Stücke benötigen?«
»Am späteren Nachmittag.«
Elsa knickste noch einmal. »Aber immer doch. Das neue Korsettchen habe ich auch schon präpariert und auf Ihr Zimmer gebracht.«
Bevor Amanda die Tür wieder geschlossen hatte, hörte sie, wie Elsa in ein prustendes Lachen ausbrach. Dann sang das Mädchen weiter:

»Dort erwartet Rieke mir,
ohne Rieke kein Plaisir,
Rieke, Riekchen, Riekake,
die ist mir nicht pi-pa-pe ...«

Amanda warf die Tür mit einem Knall ins Schloß. Warum sie so reagierte, war ihr selbst nicht ganz klar.

Vogt nutzte seine Teepause am späten Nachmittag, um einen geringfügig aktualisierten Forschungsbericht des amerikanischen Hirnforschers Samuel P. Hunter zu überfliegen, der ihm aus Berlin, zusammen mit einem Schrei-

ben der preußischen Kultusbehörde, nachgesandt worden war. Hunter, das war den Fachkollegen seit einigen Konferenzen bekannt, hatte sich in den letzten Jahren der Frage angenommen, wie die Erweiterung respektive das Schrumpfen des menschlichen Schädelbinnenraums kulturhistorisch zu deuten sei. Es bereitete Hunter Kopfzerbrechen, daß jene statistisch so exakt belegbaren Veränderungen mitunter überhaupt nicht parallel zur Geistesgeschichte der Weltzivilisation verliefen. Zugegeben: der Schädelbinnenraum der Ägypter, das belegten Knochenfunde aus verschiedenen Fundstätten, war über die Jahrtausende signifikant zurückgegangen. Darin lag akademisch ein Trost, denn diese Entwicklung galt realgeschichtlich als abgesichert, die ägyptische Zivilisation hatte ihre Höhepunkte eben hinter sich. Gleichfalls war verbürgt – die Unterlagen mehrerer Generationen von Pariser Hutmachern ließen keinen Zweifel zu –, daß der Kopfumfang, und damit auch der Schädelbinnenraum, der Pariser Bevölkerung seit der Französischen Revolution gewachsen war. Auch hier durfte eine anatomische Korrespondenz des kulturellen Fortschritts angenommen werden. Doch wie war die Volumensteigerung bei den Chinesen, den Buschweibern aus Neu-Guinea und selbst den Nordhessen zu erklären?

Methodisch, das hatte Hunter in vielen vorausgegangenen Arbeiten ausführlich demonstriert, war ihm kein Vorwurf zu machen. Natürlich war er nicht in den Anfängerfehler verfallen, seine Theorien auf absolute Hirngewichte zu stützen. Da wären Elefant und Walfisch ja noch weit vor dem Homo sapiens gelegen. Genauso wenig hatte er sich schuldig gemacht, der Hypothese von Aristoteles zu folgen, die mit dem Verhältnis zwischen Hirn und Körpergewicht operierte. Denn das hätte ja bedeutet, daß das Denkvermögen des gemeinen Sperlings, zu schweigen von den diversen Arten von Affen, noch weit vor dem des europäischen Weibes läge, dann käme der Maulwurf und danach erst der europäische Mann.

Vogt las mit zunehmender Irritation, die sich in zwei roten, sich schnell verdunkelnden Flecken oberhalb seines Backenbartes ausdrückte. Er warf den Sonderdruck in den Papierkorb und überflog noch einmal den Begleitbrief der Behörde.

»Rotwein!« schrie er plötzlich, »Brodmann, bringen Sie den Rotwein! Trinken wir auf das Begräbnis unseres Projekts und die Grundsteinlegung einer anderen Kathedrale der Hirnforschung. Schädelbinnenraum! Das wollen Sie jetzt fördern, die Herren in Berlin. Vermutlich sind schon Erlasse ergangen, die Umfänge aller preußischen Pickelhauben der letzten Jahrhunderte, selbstverständlich streng getrennt nach sozialem Stand und landsmannschaftlicher Herkunft, zu erfassen.«

Brodmann zog einer angebrochenen Flasche Rotwein mit den Zähnen den

Korken aus dem Hals. »Zerplatzt ist unser schöner Traum, zerschellt am Schädelbinnenraum«, sagte er, nachdem er den Korken ausgespuckt hatte. Zwei Glas später knüllte Vogt den Brief zu einer Kugel, die er sich feierlich auf den Kopf legte. Brodmann griff nach dem Korken und zielte nach dem Papierball.

»Verzeihen Sie, daß ich hier so einfach eindringe«, sagte Amanda von Alvensleben, als sie in den Raum trat, »die Tür war nur angelehnt, und ich hörte Ihre Stimmen. Ich weiß, der Eindruck spricht gegen mich, doch ich wollte weder stören noch gar belauschen. Allerdings sind die Herren sträflich unbewacht. In der Pförtnerloge herrscht eine Leere, die mit dem Ausdruck ›gähnend‹ nur sehr unzulänglich beschrieben wäre. Meine Freundin hat mich gebeten, Ihnen, Herr Doktor Vogt, dieses Briefchen zu übergeben und – wenn das nicht zu unbescheiden ist – gleich eine Antwort mitzunehmen.«

Vogt erhob sich so schnell, daß er mit den Oberschenkeln an die Tischkante stieß. In den Gläsern begann der Rotwein aufgeregt zu wippen.

»Gnädige Frau, ich bin bestürzt«, sagte er, nachdem seine Lippen Amandas Handschuh freigegeben hatten, »bestürzt, einmal des miserablen Empfangs wegen, den unsere Hausverwaltung Ihnen hat angedeihen lassen, zum zweiten des Eindrucks wegen, den wir auf Sie ausüben müssen.« Er machte eine Geste, die sich auf seine herabhängende Krawatte, die Weinflasche oder das zerknüllte Schriftstück beziehen konnte, das hämisch seinen Briefkopf wieder entfaltet hatte.

»Der Herr Kollege Brodmann und ich«, Brodmann schnellte in eine feurige Verbeugung, »mögen im Moment vielleicht so wirken, als neigten wir zu frühabendlichen alkoholischen Exzessen, doch der Augenschein trügt.«

»Ich werde eine Flasche Bordeaux, zu zwei Dritteln geleert, noch nicht unbedingt als alkoholischen Exzeß einstufen«, sagte Amanda. »Verzeihung, ich rede als medizinischer Laie. Mein verstorbener Vater pflegte um diese Stunde Champagner reichen zu lassen. Weißen, wenn es etwas zu feiern galt, und roten, wenn schlechte Nachrichten eingetroffen waren.«

»In der Farbe scheint Ihr verehrter Herr Vater unsere Stimmungslage vorausgeahnt zu haben.« Vogt brachte Ordnung in Binder und Hemdbrust. Dann griff er zu einem Brieföffner, legte den Umschlag sorgfältig auf seine Schreibunterlage und setzte die Schneide exakt am äußeren rechten Rand an.

»Margarethe Krupp, geborene Freiin v. Ende, bittet Herrn Dr. Vogt zu einer Konsultation«, las er. Vogt machte eine Verbeugung, die sowohl den Brief wie Amanda einbezog. »Bitte haben Sie die Güte, über Ort und Zeitpunkt zu disponieren.«

Amanda griff nach ihrer Tasche. »Jedenfalls wählen Sie Worte, die keinerlei Schwäche erkennen lassen.« Sie schrieb den Namen des Hotels, die erbetene Uhrzeit und die Zimmernummer auf ihre Visitenkarte.

Daß es sehr viel früher als verabredet, nur eine knappe Stunde nach Amandas Besuch in der Kurpraxis, zu einem ersten Zusammentreffen zwischen Vogt und Frau Krupp kam, lag an dem Brief, den die Nachtpost der Gattin des Industriellen zustellte.
»Sie tat so einen spitzen Schrei«, erzählte das Mädchen Elsa, »und dann lag sie plötzlich flach, die gnädige Frau.«
Nein, berichtete der Hotelarzt, spätestens zwei, vielleicht aber auch nur eine Minute später sei er gerufen worden, da habe die Dame, ein zerknülltes Schriftstück in der Hand, auf dem Teppich gelegen, gewiß ja, regungslos, doch mit geöffneten Augen. Frau von Alvensleben habe dann nach dem Badearzt, Dr. Vogt, geschickt. Er selbst habe eine vorläufige Diagnose auf Nervenzusammenbruch gestellt. Nerven seien bekanntlich empfindlich wie Glasphiolen. Frau Krupp, das sei der Presse zu entnehmen gewesen, habe in den letzten Tagen viel Zeit auf der Eisenbahn und in Kutschen verbracht, da habe es nahegelegen, daß sich gewisse mechanische Erschütterungsvorgänge auf ihren seelischen Zustand übertragen hätten. Dieser Diagnose sei der Kollege Vogt allerdings entgegengetreten ...
In der Primärversorgung waren sich die beiden Ärzte einig: Vogt wies Elsa an, ihrer Herrin das Korsett aufzuschnüren, fühlte gleichzeitig nach dem Puls und rief nach einem Riechwasser. Danach wurde Frau Krupp auf ein nahestehendes Sofa gebettet und mit einer leichten Decke vor Verkühlung geschützt.
»Ich denke, sie braucht jetzt Ruhe«, sagte der Hotelarzt.
»Wer einen Auftritt hatte, braucht Anerkennung«, widersprach ihm Vogt, »sonst hat die Veranstaltung ihren Sinn verfehlt.« Er schickte die Umstehenden aus dem Zimmer.

»Er hat in der ersten halben Stunde mehr von mir verstanden als Fritz in den ganzen Jahren unserer Ehe«, vertraute Frau Krupp am nächsten Morgen Amanda von Alvensleben an. »Am Nachmittag werde ich mich von ihm hypnotisieren lassen. Man muß auch einmal etwas Neues, etwas Ungewöhnliches wagen. Natürlich bin ich nicht ganz frei von Angst, andererseits fühle ich einen Drang nach Unabhängigkeit. Außerdem werden Sie ständig an meiner Seite sein.«

*Anmerkungen der Redaktion*

*Timothy Garton Ash*, geb. 1955; freier Publizist; lebt in Oxford. Soeben erschien auf deutsch sein Band *Ein Jahrhundert wird abgewählt. Aus den Zentren Mitteleuropas 1980-1990*. Copyright dieses Beitrags © 1990 Timothy Garton Ash.

*Krisztina Koenen*, geb. 1947 in Budapest, lebt seit 1969 in Frankfurt. Seit 1989 Mitarbeiterin des *Frankfurter Allgemeine Magazin*.

*György Konrád*, geb. 1938. Romancier und Essayist; lebt in Budapest; zahlreiche Übersetzungen ins Deutsche. Zuletzt erschien der Roman *Geisterfest*.

*Richard Wagner*, geb. 1952, reiste 1987 aus Rumänien aus und lebt seither als Schriftsteller in Berlin. Soeben erschien sein Roman *Die Muren von Wien*.

*Martin Pollack*, geb. 1944, lebt als Übersetzer und Korrespondent des *Spiegel* in Wien.

*György Dalos*, geb. 1943, Schriftsteller und Übersetzer; lebt in Budapest und Wien. Zuletzt erschien von ihm der Roman *Die Beschneidung*.

*István Eörsi*, geb. 1931; lebt in Budapest. Schreibt Gedichte, Theaterstücke, Essays. Auf Deutsch erschien zuletzt *Bei Phalaris. Erzählungen und Geschichten*.

*Lenke Szilágyi*, Fotografin, lebt in Budapest und ist Mitarbeiterin der Zeitschrift *Beszélö*.

*Marcin Król*, Historiker und Publizist; lebt in Warschau; Herausgeber der unabhängigen Zeitschrift *Res Publika* und Leiter des gleichnamigen Verlages.

*Jan Tabor*, geb. 1944, lebt als Architekturkritiker und freier Schriftsteller in Wien.

*Hans-Georg Behr*, geb. 1941, ist Journalist und Sachbuchautor; lebt in Hamburg und Wien.

*Ivo Banac* lehrt Geschichte an der Yale University. Sein Artikel erschien zuerst in *Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences*, Winter 1990, Vol. 119, Nr. 1. Wir bedanken uns für die Abdruckgenehmigung. Copyright © 1990 Daedalus, Cambridge, Mass.

*Rüdiger Wischenbart*, geb. 1956, lebt als Journalist und Publizist in Wien.

*Renée Zucker*, geb. 1954; Journalistin und Publizistin; lebt in Berlin.

Kursbuch 103 **Rußland verstehen** März 1991

Kursbuch 104 **Weiter denken** Juni 1991

Vorschauen auf diese Nummern enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17.

o.Nr.

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Thema 9/90:
Zeit-Brüche

Dieter Schlesak
Tun, was geschieht

Burkhardt Lindner
Medienbilder, Aura,
Geschichtszeit

Adam Michnik
Moral und Politik

Karla Hielscher
Stalinismus und
Nationalsozialismus

György Dalos
Psychoanalyse und
Politik in Ungarn

Gespräch mit Carl Amery

Renate Wiggershaus
Assia Djebar. Ein Porträt

Thema 10/90:
Kulturschock Einheit?

Hermann Glaser
Ohne Fremde(s) keine Kultur

Thomas Schmid
Die Invasion vom andern
deutschen Stern

Frank-Olaf Radtke
Marktwirtschaft, Multi-
kulturalismus und
Sozialstaat

Barbara John
Wer ist ein Deutscher?

Günter Kunert
Nicht mitzuhassen . . .

Willi Köhler
Bedrohte Buchwelt

Bitte fordern Sie ein kostenloses Probeheft an bei:
Redaktion DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE
In der Raste 20–22, 5300 Bonn 1

# *Peter Schneider*

## Literarische Reportagen aus deutschen Landen

«Wir sind entlassen. Endlich wieder ein normales Volk. Wer will uns jetzt noch was?» Peter Schneider, Romanautor und Dramatiker, lebt seit 1961 in Berlin. Mit seinen literarischen Reportagen in «Extreme Mittellage» beschreibt und durchdenkt er die Folgen der Maueröffnung und der deutschen Einheit. «Die Mauer war hierzulande die letzte, fühlbare Folge des von den Deutschen verschuldeten Krieges, die offene Wunde, die sich nicht schließen wollte. Mit der restlosen Beseitigung der Mauer wird womöglich auch die Erinnerung an die Schuld der Deutschen abgeräumt. Zu befürchten ist, daß ausgerechnet das fatalste Produkt der DDR-Kultur nun auch im vereinten Deutschland Furore machen wird: der Deutsche mit dem guten Gewissen.»

Ein Schwerpunkt seiner Beobachtungen ist die Frage nach den kulturellen Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen den Deutschen beider Staaten nach vierzig Jahren Teilung. Welche Prägungen haben die politischen Systeme – demokratischer Kapitalismus hier, Sozialismus dort – in den Denk- und Lebensstrukturen der Bürger hinterlassen?

In seinen literarischen Reportagen sucht Peter Schneider nach möglichen Antworten.

Peter Schneider
Extreme Mittellage
Eine Reise durch das deutsche Nationalgefühl
200 Seiten. Klappenbroschur.
DM 28,-

# Rowohlt